This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Der Leſer wird dringend erſucht mit den Büchern ſorgfältig umzugehen, ſie ſtets ſauber zu halten und ſie nicht Kranken in die Hände zu geben, die an anſteckenden Krankheiten leiden.

Library

of the

University of Wisconsin

A
1432

73

O. C. Malvern.

Olive Thr. (Malvery)
Mackirdy

Vom Markte der Seelen

Entdeckungsfahrten einer sozialen Frau im Lande Armut

Aus dem Englischen von Martha Sommer

R. Voigtländers Verlag
Leipzig 1907

C 4109

A
649985 c
1432

Inhalt

	Seite
Einleitung zur deutschen Ausgabe	5
Vorwort der Verfasserin	9
1. Meine erste Berührung mit dem Elend	11
2. Wie ich es anfing	15
3. Ich werde Straßensängerin	17
4. Die tapfere kleine Nellie	22
5. Freiluftmusikanten	25
6. Drehorgelspieler	30
7. Aus der „Gesellschaft"	33
8. Im Nachtasyl	39
9. Wofür eine Seele feil ist	49
10. Ich werde Fabrikmädchen	54
11. In der Kartonnagenfabrik	68
12. Fleischwaren	77
13 Marmeladenfabriken	83
14 Bäckereien	94
15. Unter Anarchisten	96
16. Ich werde Gemüsehändlerin	104
17. Erlebnisse als Kellnerin	123
18. Ladenfräulein	131
19. Unter den Fischhändlern	135
20. Erfahrungen als Putzmacherin	142
21. In einem Konfektionsgeschäft	147
22. Was Hausindustrie bedeutet	153
23. Das Fremdenwesen in London	170
24. Wie ich von einem halben Schilling den Tag lebte und das Geld selbst verdiente. — Frauenherbergen	178

Seite
25. Von der Heilsarmee 190
26. Die schlimmste Straße in London 193
27. Leihhäuser 201
28. Leben als Straßenhändlerin 205
29. In Privat-Nachtherbergen 211
30. Eine Brutstätte des Verbrechens 219
31. Ein Abendessen — fünf Gänge für drei Pence . . 229
32. Im besseren England 233

Einleitung zur deutschen Ausgabe

Olive Christian Malvery, jetzt Mrs. Archibald Mackirdy, ist eine in England als Vortragskünstlerin bekannte und zugleich der vornehmen Gesellschaft angehörende Dame der großen Welt. Um so größeres Aufsehen erregte es, als sie im Herbst 1906 dieses Buch herausgab, welches, wie ein Bericht sagt, die Fenster des Parlamentspalastes erzittern ließ und alsbald in über hunderttausend Exemplaren verbreitet wurde.

Miß Malvery ist zu Lahore in Indien geboren; in ihren Adern fließt indisches Fürstenblut. Von Luxus umgeben, sorgfältig erzogen, verlebte sie eine überaus glückliche Jugend. Damals schon wurde ihr das Mitleid mit den Armen und Ärmsten eingeflößt durch ihre Mutter, die sie in die von der Cholera oder von den häufigen Hungersnöten betroffenen Gegenden mitnahm. Dort lernte sie das Leiden der Massen in seiner schrecklichsten Gestalt kennen.

Noch nicht zwanzig Jahre alt, begab sich das hochbegabte Mädchen ganz allein nach London, um sich an der Königlichen Akademie für Musik im Gesang und in der Vortragskunst ausbilden zu lassen. Nach zwei Jahren trat sie in die Öffentlichkeit als Sängerin und Rezitatorin. Auch dichterisch begabt, sang sie ihre eigenen, selbstvertonten Gedichte, trug sie in indischem Kostüm ihre eigenen Erzählungen vor, meist Erinne-

rungen aus ihrer Kindheit, oder indische Erzählungen und Sagen. Bald war die eigenartige Künstlerin in England überall bekannt und erzielte auch auf einer Reise nach Amerika große Erfolge.

Aber ihren größten Erfolg, den des Herzens, errang sich Miß Malvery durch ihr Leben unter den Armen und Ärmsten Londons. Ein unwiderstehlicher Drang, den Menschen und Dingen auf den Grund zu sehen, trieb sie, neben ihrem Leben in der eleganten Welt ein anderes „in dem Lande Armut" zu führen.

Zunächst widmete sie ihre Kunst den Armen. Sie versammelte Arbeiterinnen um sich zu Abendunterhaltungen, half für sie einen Klub gründen, und sang und deklamierte da in ihrem indischen Kostüm ebensogut, als ob sie die gewohnte, vornehme und reiche Zuhörerschaft vor sich hätte. „Ich tat mein Bestes, die Leute einmal ein bißchen glücklicher zu machen, und nie bin ich so reich belohnt worden. Sie bezahlten mit Liebe und Freundschaft." Miß Malvery konnte sich unter die zuchtlosesten Massen im Osten Londons begeben: ihr geschah nichts! Einmal sprach sie da vor einer rohen Menge von Männern und Weibern über die Unmäßigkeit. Ein Mann rief ihr zu, was sie denn von solchen Dingen verstehe? Sie sei ja doch nur eine Aristokratin, und warf ihr ein Schimpfwort ins Gesicht. Da erhob sich ein anderer mit dem Rufe: „Nur nicht irre machen lassen! Unsere Freundin ist sie!" Und die ganze Zuhörerschaft brach in ein Hoch aus auf „ihre liebe kleine Prinzessin".

Aber alles das war ihr noch nicht genug; sie wollte selbst einmal das Leben des armen Volkes leben. Und nun wurde das zarte junge Mädchen, die gefeierte Künstlerin und große Dame unter unsäglichen Entbehrungen nacheinander Schenkmädchen, Fabrikarbeiterin, Straßensängerin, Schneiderin, Gemüsehändlerin usw., oder stieg in freiwilliger Obdachlosigkeit

auf den Straßen und in den Nachtasylen Londons in die Tiefen des Lebens hinab.

Ihre Erlebnisse da unten bilden, schlicht, wahr und darum eindringlich erzählt, den Inhalt dieses Buches.

Dieses tritt hiermit auch vor das deutsche Publikum. Es verdient dessen Interesse unbedingt, schon um der starken Persönlichkeit der Verfasserin willen, und weil ihre Erlebnisse unbestreitbar zum Bilde unserer Zeit und der Welt gehören. Denn mögen auch vielleicht nirgend in der Welt die Zustände herrschen, wie in der alten Fünfmillionenstadt an der Themse — doch gibt es Ähnliches nicht auch anderswo? Aber jeder Mensch und jeder Stand kann es mit sich selbst abmachen, ob er sich getroffen fühlt; niemand außerhalb Englands wird von Miß Malvery beschuldigt, niemand angegriffen; sie erzählt von London, und was sie sagt, steht für Deutschland außerhalb der Parteien Gunst oder Haß und wendet sich an den Menschen — als solchen.

Und welche Einblicke in das soziale Leben, in die Seele des Volkes gewähren Miß Malverys ergreifende Schilderungen, und von welchem schriftstellerischen, fast romanhaften Reize sind sie!

Auch Miß Malverys spätere Verlobung und Heirat gleichen einem Roman. Der langjährige Konsul der Vereinigten Staaten zu Maskat in Arabien, Archibald Mackirdy, fand eines Tages in einer illustrierten Zeitung ihr Bild. Es machte ihm solchen Eindruck, daß er mit der ersten Gelegenheit nach England fuhr, Mittel und Wege fand, das Urbild kennen zu lernen, erhört und geliebt zu werden. —

Als das Paar in St. Margaret, der Westminsterkirche, durch den Bischof von London getraut wurde, war diese Hochzeit nicht nur ein Ereignis für „die Gesellschaft", sondern da waren Tausende der Anwesen-

den arme Mädchen und Frauen aus der Nachbarschaft von Hoxton, Angehörige des von Miß Malvery mitgegründeten Arbeiterinnenklubs.

Um die deutschen Leser nicht mit für sie Entbehrlichem aufzuhalten, durfte mit Erlaubnis der Verfasserin in der deutschen Ausgabe alles wegbleiben, was im wesentlichen nur England und die Engländer angeht. Den Londoner Straßendialekt hat die Übersetzerin, Frau Martha Sommer, in dem „Messingsch" und „Platt" der norddeutschen Wasserkante sinngemäß wiederzugeben gesucht.

Nun hat die Verfasserin das Wort.

Vorwort der Verfasserin

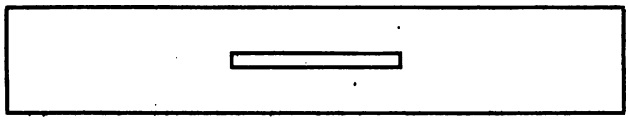
Jenen, die noch Vertrauen zur Menschheit und Glauben an Gott haben, ist dieses Buch gewidmet.

Es ist mein erstes, und die Ratschläge, die man mir gegeben hat, in welcher Weise ich es schreiben sollte, würden allein schon einen Band ausmachen. Meine Freunde sind ebenso erpicht darauf wie ich selbst, daß ich mich gut damit abfinden und daß es ein Erfolg werden möge. Der eine sagt mir: „Befleißige dich einer ernsten, literarischen Manier," der andre empfiehlt mir einen zersetzenden, journalistischen Stil, mit dem Bestreben, es den Zeitungen leicht zu machen, von jeder Seite einige Sätze abzudrucken. Ein streng sozialistisch denkender Freund rät mir, alles in den düstersten Farben zu malen und jegliches Licht auszulöschen, denn er ist überzeugt, daß in unsrer Zeit zuviel Leichtfertigkeit in bezug auf ernste Dinge herrscht. So sitze ich denn ganz verwirrt inmitten dieses Überflusses von guten Ratschlägen, mir selbst überlassen, bis ich schließlich aus Verzweiflung zu tun beschließe, was ich eigentlich immer im Leben getan habe — jedermanns Rat dankbar hinzunehmen und zu tun, was mein Gewissen mir vorschreibt. Es würde leichter gewesen sein, dieses Buch unpersönlich als Erzählung zu schreiben. Aber ich habe Dinge meiner persönlichen Erfahrung zu schildern. Die Geschichten und Ereignisse, die hier erzählt sind, sind alle wahr. Nur habe ich Örtlichkeiten und Namen geändert, um für einzelne Personen unangenehme Folgen zu vermeiden, wäh-

rend ich der großen Menge diene. Und zur besseren Darstellung sind die Ereignisse im Zusammenhang erzählt, anstatt in der unregelmäßigen Reihenfolge, in der ich sie erlebt habe.

Ich sende dies Buch aus in der Hoffnung, daß es von einigen gelesen werden wird, die stark und weise genug sind, um ihren Einfluß zur Unterdrückung der Mißstände, die ich hier geschildert habe, aufzuwenden.

Mein Wunsch, den bedürftigen, arbeitenden Mädchen und Frauen zu dienen, ist nicht einem romantischen Gefühl entsprungen, sondern der Überzeugung, daß es nie zu einer Reform des sozialen Lebens kommen wird, wenn nicht wir, die wir dazu imstande sind, den Kampf für die Unmündigen ausfechten. Nicht als ob eine einzelne Person viel erreichen könne, aber es geht uns nichts an, was ein einzelner Mensch zu leisten imstande ist. Wir haben nur das zu tun, was unsrer Ansicht nach die Pflicht von uns persönlich verlangt, wobei wir den Ausgang Gott überlassen müssen. — —



1.

Meine erste Berührung mit dem Elend

Während der ersten Zeit auf der Akademie lebte ich zeitweilig mit einer andern Schülerin zusammen in der Nähe von Sloane Square. Während des Sommers gingen wir wiederholt frühmorgens um vier Uhr nach Covent Garden, um die Blumen und Früchte dort anzusehen. Wir kehrten dann mit ganzen Körben voll Blumen zurück, die wir für wenige Pence erstanden hatten. In jedem Londoner Blumenladen würden dieselben Blumen mehrere Schilling gekostet haben; aber wir sahen nicht aus wie amerikanische Weltreisende, so daß wir sie in Covent Garden billig kaufen konnten. Amerikaner werden immer ausgebeutet; überall in London werden für sie Ausnahmepreise gemacht.

In Covent Garden passierte uns einmal etwas Drolliges. Meine Freundin war ganz entzückt von einer merkwürdig aussehenden Sorte von Lilien, die eine alte Frau feilbot, welche ich später als eine der gerissensten Verkäuferinnen von Covent Garden kennen lernte. Da ich Blumen sehr liebe und meine Kindheit zwischen den köstlichsten und seltensten Blumen verbracht habe, habe ich mir einen gewissen Instinkt für Blumen angeeignet. Das Aussehen dieser Lilien kam mir gleich verdächtig vor, und während ich sie genau

betrachtete, fragte ich die Alte, ob sie vielleicht angemalt seien.

„Angemalt!“ wiederholte sie entrüstet. „Bewahre, die wachsen so!“

Meine Begleiterin wollte sie durchaus kaufen.

„Tu es nicht,“ sagte ich. „Kannst du denn nicht die Farbe riechen?“ Denn in dem Kelch jeder der weißen Lilien befand sich ein großer grüner Fleck.

„Dummes Zeug,“ erwiderte meine Begleiterin, „wie sollten sie wohl angemalt sein!“

Sie kaufte ein Bündel von den Lilien und steckte ihre Nase hinein, um den Duft einzuatmen; als sie sie wieder herauszog, war die Nase von einem dicken grünen Fleck geziert. Je mehr sie mit ihrem Taschentuch daran rieb, desto fester schien die grüne Farbe zu haften. Es war Ölfarbe. Ich lachte mich beinah krank über ihr Aussehen. Sogar die Schutzleute hatten, als wir an ihnen vorübergingen, ein verständnisvolles Lachen für das Aussehen meiner Begleiterin.

Zu jener Zeit wußte ich wenig von dem Leben des Volkes in und um Covent Garden, wenn ich auch immer Interesse für die Armen gehabt und schon als Kind in Indien Geld für Heimstätten gesammelt hatte. Erst nachdem ich mehrere Monate in England gewesen war, lernte ich etwas von der Welt kennen, die außerhalb jenes musikalischen Zirkels lag. Meine erste rechte Berührung mit dem Elend fand etwas später statt.

An einem Spätherbstabend verfolgte mich auf meinem Weg von der Akademie nach Hause eine arme Frau mit einem kleinen Kind auf dem Arm und bat, ich möchte ihr ein paar Blumen abkaufen. Ich sagte ihr, daß ich keine Blumen gebrauchen könne; aber sie kam mir trotzdem nach, und als ich mich zu ihr wandte, bemerkte ich, wie elend und jämmerlich sie aussah. Sie bemerkte, daß ich zögerte, und ihre Augen füllten sich mit Tränen.

„Ich hab' heut noch keinen Penny[1]) eingenommen, Fräulein," sagte sie, „kaufen Sie mir die Blumen ab, es wird Ihnen nicht leid tun."

Die Blumen waren ganz verwelkt, und da man mich ernstlich gewarnt hatte, auf der Straße Geld zu geben oder Geschichten zu glauben, die solche Leute erzählten, schlug ich es ab, die Blumen zu nehmen.

„Ich kann sie wirklich nicht gebrauchen," sagte ich und ging rasch weiter. Aber nachdem ich ein paar Schritte gegangen war, überkam mich ein peinigendes Gefühl. Ich eilte einem behaglichen Heim zu, wo ich warme Zimmer und gutes Essen fand, und hier irrte ein armes Geschöpf mit einem kleinen Kinde in den nassen Straßen umher. Ich kehrte um und ging auf die Frau zu. Nachdem ich eine Strecke neben ihr hergegangen war und ihre Geschichte angehört hatte, sagte ich: „Wenn Sie mit mir in meine Wohnung kommen wollen, will ich Ihnen eine Tasse Tee geben und etwas Milch für das Kind, und dann würde ich Sie gern nach Hause begleiten, um zu sehen, ob das wahr ist, was Sie mir erzählt haben."

„Ach, Fräulein, da, wo ich wohn', können Sie nicht hingehen," sagte sie zögernd.

„Ach was, das macht mir nichts aus," erwiderte ich, „ich will gern mitgehen, wenn Sie mich mitnehmen wollen."

Ich sagte mir, daß, wenn das Elend dieser Frau so groß war, wie sie behauptete, sie nichts dagegen haben würde, in meiner Wohnung zu warten, bis ich mit ihr gehen konnte. Sie kam also mit mir nach Hause, wo ich mir ein altes Kleid anzog und meine Uhr und Ringe ablegte. Dann machten wir uns auf den Weg

[1]) Ein Pfund (ca. 20 Mk. 40 Pf.) = 20 Schilling, ein Schilling = 12 Penny (Mehrzahl: Pence), ein Penny = ca. 8 1/2 Pfennig deutschen Geldes.

nach der Wohnung der Frau. Wir gingen wieder nach Westen. Ich kannte diese Gegend damals nicht und würde mich hier nicht allein zurecht gefunden haben. Von den Ausläufern einer guten Gegend gerieten wir plötzlich in eine enge, häßliche Straße, wo die Gossen dick voll Unrat lagen. Die Frau führte mich in ein Haus, das auf diese Straße mündete. Wir stolperten über ein paar dunkle, schmutzige Treppen zum vierten Stockwerk hinauf, wo wir in einem elenden kleinen Zimmer auf einem Lumpenhaufen einen Mann fanden, der meiner Ansicht nach im Sterben lag.

Wenn ich mich nach all den Jahren an diesen meinen ersten Eintritt in Londons häßliche, düstere Viertel erinnere, freue ich mich noch immer über jene Herzensregung, die mich zu der armen Frau zurückzog. Ich bin seither oft von schlauen Betrügern getäuscht und übers Ohr gehauen worden. Aber nach dem, was ich von dem Leben der Armen kennen gelernt habe, nehme ich dies Betrogensein lieber in Kauf, als daß ich es auf mein Gewissen geladen hätte, an einer verhungernden Frau und einem sterbenden Kinde achtlos vorüberzugehen, während ich ein schönes Heim, gutes Essen und alles, was das Leben angenehm macht, besaß.

In dieser elenden Dachkammer befand sich nichts als ein leerer Ofen und ein winziges Kochgeschirr. Weder Wärme, noch Licht, noch irgend ein Stück Möbel war hier vorhanden. Und keine Viertelmeile entfernt standen prächtige Häuser, von deren Überfluß viele solcher Familien hätten existieren können.

Wenn von nun an durch eine meiner Freundinnen, die sich lebhaft für einen Mädchenverein in Lambeth interessierte, die Aufforderung an mich erging, sie durch Gesangsvorträge auf diesen Versammlungen zu unterstützen, sagte ich bereitwillig zu, und so begann meine erste Annäherung an eine Klasse

von Leuten, die ich später so gründlich kennen gelernt habe. Später gewann ich die Freundschaft von Frau Rae, der Leiterin des „Vereins für gute Lebensführung von jungen Mädchen" in Hoxton. Diese Freundschaft und die Erinnerung an eine andre wertvolle Freundschaft haben die bescheidenen Bemühungen ins Leben gerufen, die ich seither gemacht habe, um meine glücklichen Erfahrungen andern zugute kommen zu lassen. —

2.

Wie ich es anfing

Um sich richtig zwischen der Menge verlieren zu können, ist es notwendig, daß man seine Persönlichkeit, seine Kleidung und seine Umgebung völlig wechselt. Ich erzielte dies, indem ich mich in einer Gegend einmietete, von wo aus ich leicht in irgend einer Verkleidung die betreffenden Proletarierviertel durchstreifen konnte, die ich mir für meine Forschungsreise ausersehen hatte. In diesem Zimmer hielt ich mir erhebliche Mengen Karbol, Lysol, Formalin und andre Desinfektionsmittel, außerdem eine reiche Auswahl verschiedener alter Anzüge, die den Personen, die ich darzustellen beabsichtigte, entsprachen, Perücken und Schminke. Ein einziges Kostüm würde nicht ausgereicht haben, um die verschiedenen Rollen erfolgreich durchzuführen. Zum Beispiel unterscheidet sich ein Fabrikmädchen durch seine Art und Weise, sich zu kleiden, zu gehen, zu sprechen und durch hundert andre kleine Dinge sehr wesentlich von einer Verkäuferin in einem kleinen Geschäft. Und ebenso besteht ein großer Unterschied zwischen einer Landstreicherin und einer Frau, die Gelegenheitsarbeiten verrichtet und in Asylen ihre

Zuflucht sucht. Die herumziehende Händlerin hat nicht viel gemeinsam mit einer Arbeiterfrau, und eine Straßensängerin unterscheidet sich erheblich von einer Drehorgelspielerin. Überall sind Unterschiede, und man wird seine Rolle nur dann erfolgreich durchführen, wenn man das Volk sehr genau studiert hat, über dramatische Instinkte verfügt und sich einen Dialekt rasch anzueignen versteht. Ehe ich mich der Schwierigkeit des Unternehmens richtig bewußt wurde, hatte ich mir bei verschiedenen Theaterschneidern die vorhandenen Kostüme für Blumenmädchen, Fabrikmädchen usw. angesehen. Sie waren äußerst malerisch und für die Bühne recht geeignet, für meine Zwecke aber gar nicht zu gebrauchen. Es blieb mir nichts weiter übrig, als mir das Zeug von den Leuten selbst oder aus einem Trödlerladen zu kaufen. Ein Ausflug nach Petticoat Lane erwies sich zu diesem Zweck als äußerst nützlich. Durch zahlreiche Besuche in Covent Garden[1]) und New Cut erhielt ich eine ziemlich genaue Vorstellung davon, was für Sachen ich haben mußte und es gelang mir, die nötigen Anzüge nach und nach zu beschaffen. Da diese häufig an Sauberkeit viel zu wünschen übrig ließen, mußten sie sämtlich gründlichst gelüftet, gereinigt und zum Teil ausgekocht und desinfiziert werden.

Die größte Schwierigkeit machte mir die Beschaffung der Fußbekleidung. Von meinem eigenen Fußzeug vermochte ich kein einziges Paar in die nötige Verfassung zu bringen, und es hat lange gedauert, bis es mir nach unermüdlichem Suchen gelang, in den Besitz der für meinen Zweck passenden Schuhe und Stiefel zu gelangen.

Man muß nun nicht glauben, daß ich diese For-

[1]) Covent Garden, der größte Blumen-, Obst- und Gemüsemarkt Londons.

schungsreisen im Lande Armut in unmittelbarer Aufeinanderfolge angetreten hätte; das wäre eine viel zu große Anstrengung gewesen. Nein, ich pflegte meine Sachen in jenem Zimmer zu lassen und mich von Zeit zu Zeit auf ein paar Tage dort einzuquartieren. Da ich bald hier, bald dort Vorträge zu halten hatte, war es nichts Ungewöhnliches, daß ich von Hause abwesend war; außerdem waren zwei meiner Freunde ständig im Besitz meiner Adresse und wußten, wo ich zu erreichen war.

3.

Ich werde Straßensängerin

Ich hatte mich einmal Scherzes halber einer Gesellschaft von Herren und Damen angeschlossen, die in Masken und langen Mänteln auszog, um in Henley am Fluß entlang öffentlich Musik zu machen. Jeder von uns war aus guter Familie und wir waren alle miteinander ziemlich gut gestellt, aber es war uns eben um den Scherz zu tun. Wir hatten eine ganz hübsche Einnahme, denn nachdem unsre Unkosten gedeckt waren, zu denen ein gemeinsames Frühstück gehörte, hatten wir am Ende des zweiten Tages noch einen Überschuß von dreizehn Pfund. Wir waren so erfreut über unsern Erfolg, daß wir eine Art Gesellschaft für „die armen Johnnies" gaben, wie sie genannt werden, die Landstreicher, die am Fluß entlang streifen und die trotz ihres unermüdlichen Eifers mit ihrem Singen und Musizieren nicht viel verdienen.

Ich erwähne dieses Straßenerlebnis nur, um damit zu sagen, daß ich, lange bevor ich in unmittelbare Berührung mit den armen, umherwandernden Sängern

und Musikanten Londons kam, beschlossen hatte, wenn sich mir die Gelegenheit dazu böte, zu ergründen, welchen Anspruch diese Menschen auf unser Mitleid und unsre Toleranz haben, und welche Stellung sie in unserm sozialen Leben mit seinen zahllosen Lücken einnehmen.

Als ich eines Nachmittags bei einer Freundin auf meinen allzeit hilfsbereiten Freund C. wartete, der mir Bescheid bringen wollte, ob es ihm gelungen sei, eine Fabrik ausfindig zu machen, in die ich als Arbeiterin eintreten könne, klang von der Straße herauf ein langgezogener Gesang — so muß ich es in Ermangelung eines treffenderen Ausdrucks doch wohl nennen. Tatsächlich war es ein schnaufendes abgerissenes Geräusch, aus dem ich ein paar Töne heraushörte und die Worte des bekannten Liedes: „Bist du müde, bist du matt?" Es war unwiderstehlich komisch, denn es klang ungefähr so: „Bis' du . . . bis' du . . . mü—de—deh — danke, Fräulein," — man hörte ein Geldstück auf das Pflaster fallen — „mü—he—deh, bis' du ma—ha—hatt" — das klägliche Gejaule wurde unterbrochen, um das Geldstück aufzusammeln oder um zu husten.

Einer plötzlichen Eingebung folgend, bat ich meine Freundin: „Tu mir den Gefallen und hol die Frau in die Küche hinauf; ich möchte sie gern fragen, ob sie mich für kurze Zeit mitgehen lassen will."

C., der in diesem Augenblick anlangte, war gutmütig genug, hinunterzugehen und die Frau heraufzubringen. Sie bekam Tee und einen Schilling und versprach, mich am andern Tage abzuholen. Wir haben sie niemals wiedergesehen. Aber wir ließen uns nicht abschrecken. „Ich gehe selbst mit Ihnen herum," sagte C., und dann verabredeten wir einen Abend, wo wir unser Glück als Straßensänger versuchen wollten.

Das Experiment war von Erfolg gekrönt; wir nahmen einen Omnibus nach West Kensington, und als wir in der Nähe des Bahnhofes ausstiegen, hörten wir

in einer angrenzenden Straße eine Frau singen. Wir gingen auf sie zu. C. ließ sich in ein Gespräch mit ihr ein. Er erzählte ihr, wir wären auch Sänger, aber wir wären noch Neulinge in dem Fach. „Unglücklich — für unsereinen ist kein Platz auf dieser Welt," sagte er.

„Das sagen Sie woll!" meinte die Frau. „Wir zählen nicht groß mit, trotzdem schlagen wir uns durch."

Wir redeten noch dieses und jenes, dann gingen wir zusammen in eine Kaffeewirtschaft. Die Frau würde eine Schenke vorgezogen haben, aber dagegen erhob ich Einspruch, so beredeten wir unsre Pläne denn über einer Tasse ungewöhnlich übeln Kaffees.

Die Frau erzählte uns, daß sie schon seit fünf Jahren in den Straßen sänge, und ich fand später, daß sie ein gutes Geschäft dabei machte. Sie lebte in einem ganz andern Stadtteil, hatte aber ihre festen Gegenden, wo sie zu singen pflegte. Für ihre kläglichen, so falsch wie möglich heruntergeleierten Lieder erhielt sie von mitleidigen Menschen täglich eine ansehnliche Geldsumme. Ich fragte sie, ob ich sie begleiten dürfe. Sie warf mir einen raschen schlauen Blick zu.

„Kennen Sie irgend welche Lieder?" fragte sie. „Zum Beispiel: Bleib bei mir..."

„Ja," sagte ich, „das Lied kenne ich."

„Nun gut, meinetwegen können wir zusammen arbeiten." Nachdem ich mich damit einverstanden erklärt hatte, daß sie das Geld einsammeln sollte, sagte sie: „Sie können morgen kommen," und wo ich sie treffen sollte.

Um elf Uhr am andern Morgen trafen wir uns und machten uns auf den Weg nach Balham und Tooting. Es bedurfte meines ganzen Mutes und meiner ganzen Kaltblütigkeit, um über diesen Tag hinwegzukommen. Wir durchzogen eine Straße nach der andern und paßten gut auf, daß wir keinem Schutzmann

in die Arme liefen, der, wie meine Begleiterin mich belehrte, uns „einstecken" konnte, wenn es ihm einfiel.

Ich bezweifelte es, da ich zahllose Straßenmusikanten in guten Stadtteilen Londons ihren Beruf hatte ausüben sehen. Als ich jedoch später den entsprechenden Paragraphen im Gesetzbuch nachschlug, fand ich, daß das „Musizieren" in den Straßen verboten ist, falls von den Hausbesitzern Einsprache dagegen erhoben wird.

Ich bin mehrere Tage mit der Frau umhergezogen, ohne daß unser Singen uns in irgend welche unbequeme Lagen gebracht hätte. Wir erhielten zuweilen in einer Straße drei Pence, und es kam kaum vor, daß wir in einer Straße überhaupt nichts bekamen. Am Ende des ersten Tages hatten wir nicht weniger als sieben Schilling und zehn Pence eingenommen. Meine Begleiterin schien durchaus nicht erstaunt darüber zu sein; es war also offenbar nichts Außergewöhnliches. Sie sagte mir, daß man an Sonntagmorgen und Sonnabendabenden in ärmlichen Gegenden in wenigen Stunden zehn Schilling einnehmen könne. Es kommt dabei natürlich viel auf die genauen Kenntnisse der betreffenden Sänger an. Meine Begleiterin schien es instinktiv herauszufühlen, welche Straßen wir wählen mußten. Die Straßensänger werden „griddlers" und „needy griddlers" genannt, ein gradezu klassischer Volksausdruck.

Ich bin mit dieser Straßensängerin nicht lange umhergezogen. Sie behielt alles Geld, was wir bekamen, für sich und war jeden Abend betrunken. Durch keine Überredung war sie zu bessern. So überließen Herr C. und ich sie ihrem Schicksal und suchten eine Frau auf, die er kannte, und die die Straßen um Walworth herum „abgraste". Durch eingezogene Erkundigungen war es ihm gelungen, sie in dem Hause aufzuspüren, wo sie wohnte. In der Wohnung, die

ursprünglich für eine Familie bestimmt gewesen war, hausten sechzehn Familien. Hier fanden wir also unser Wild. Die Frau lebte in einer Kellerwohnung, die einmal eine Art von Laden gewesen sein mußte. Ihr Mann war momentan „eingelocht", wie man uns erzählte, und sie sorgte für den Lebensunterhalt, indem sie mit ihren drei Kindern singend durch die Straßen zog.

Ich bat C., mir in derselben Straße ein Zimmer zu mieten, und er ließ sich nach einigem Zögern dazu bereit finden. Ich brachte es bald fertig, mich mit den Kindern der Frau, die wir zu bessern wünschten, anzufreunden. Das älteste Mädchen war ungefähr vierzehn Jahre alt, das zweite neun, das jüngste drei oder vier. Die armen Dinger waren oft hungrig und erfroren. Die Mutter behandelte sie schlecht und schickte sie auf die Straße, wenn sie sich nach einem gehörigen Rausch zu elend fühlte, um auszugehen. Ich bin ein paarmal mit den Kindern ausgezogen und einmal bekamen wir ganze drei Schilling. Das älteste Mädchen „mopste" einen Schilling, aber die andern beiden brachte sie der Mutter.

Wie zärtlich diese armen Dinger aneinander hingen, für die die weite Welt keinen Raum hatte! Sie verstanden es meisterhaft, dem Schulinspektor aus dem Wege zu gehen, und brachten es fertig, sich genügend Nahrung zusammenzubetteln, um sich am Leben zu erhalten. Mein kahles kleines Zimmer war ihr Eden, und durch das älteste Mädchen erfuhr ich merkwürdige Dinge über das Leben ihrer Nachbarn. Mit ihnen im selben Hause lebten zwei Straßenmusikanten, der eine galt für blind, der andere für lahm. Ellen versicherte mich, es sei alles bloßer Schwindel, und erzählte mir eine komische Geschichte, wie der Lahme einmal hinter ihr hergerannt sei, als sie ihm heimlich seine Krücke weggenommen hatte. „Der blinde Mann hat bannig geflucht," sagte sie, „und sehen konnt' er für drei."

Der eine von den beiden spielte die Flöte, der andre krächzte sentimentale Lieder und so bezogen diese beiden Gauner von ihren mitleidigen Mitmenschen eine auskömmliche Jahreseinnahme.

4.

Die tapfere kleine Nellie

Die Klasse von Straßenbettlern, die durch wunderliche Geräusche die Aufmerksamkeit auf ihr Elend ziehen, wie die beiden Kerle, die ich eben beschrieben habe, nennt man „grizzlers". Sie stellen sich in möglichst verkehrsreichen Straßen auf und erfüllen die Luft vermittelst einer Violine oder Ziehharmonika mit Mißtönen, um dadurch die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Nach dem, was ich gesehen habe, bin ich überzeugt, daß so ein Kerl, der in einer der verkehrsreichen Straßen seinen Stand hat, in einer Stunde mehr verdient, als ein Arbeiter den ganzen Tag über.

Ich gründete in dieser Zeit eine kleine gesellige Vereinigung für herumziehende Burschen und Mädchen, zu welchem Zweck ich in Batterſea ein Zimmer mietete. Ich pflegte dort alle vierzehn Tage einmal abends hinzugehen und ihnen Geschichten zu erzählen und war ihnen behilflich, sich auch in andrer Weise ein paar Stunden auf anständige Manier zu vergnügen. Als ich an einem nebeligen Abend von so einer Versammlung nach Hause kam, hörte ich durch den Nebel hindurch eine frische klangvolle Mädchenstimme ein „coonsong" singen. Ich ging über die Straße hinüber und fand, daß die Sängerin ein hübsches, sauber geklei-

detes Mädchen von zwanzig Jahren war. Neben ihr stand eine ältere Frau. Nachdem sie ihren Gesang beendet hatte, trat sie in das Wirtshaus, vor dessen Tür sie gesungen hatte, und ließ die Frau draußen stehen. Gleich darauf erschien sie wieder und sagte, indem sie der Alten Geld hinreichte:

„Zehn Pence, Mütterchen."

Ich interessierte mich lebhaft für diese Leute und ließ mich in ein Gespräch mit ihnen ein.

Ich erfuhr, daß das junge Mädchen nun schon seit vier Jahren sich, seine Mutter und einen lahmen Bruder durch Singen in den Straßen ernährte. Sie war zufrieden mit ihrem Beruf und wurde im großen Ganzen von den Besuchern der Wirtshäuser, vor deren Türen sie sang, gut behandelt.

„Es sind mehr anständige, nette Herren darunter als Lümmel," sagte sie.

„Das ist doch wohl ganz natürlich," meinte die Mutter mit derselben Philosophie, „wenn es nicht mehr nette, anständige Herren gäbe als gemeine, würden solche schlechten Kerle ja auch Richter sein, und wir würden alle ins Loch kommen, weil wir gut sind."

Bevor ich mich von den beiden trennte, gelang es mir, die Einwilligung des Mädchens zu erlangen, sie an mehreren Abenden der folgenden Woche zu begleiten.

Ich tat es auch, und die Erfahrungen, die ich bei dieser Gelegenheit machte, waren gänzlich verschieden von denen, die ich mit den gewöhnlichen Straßensängern gemacht hatte. Als ich das Mädchen aus ihrer Wohnung abholte, wurde ich in ein kleines, aber sauber und nett eingerichtetes Zimmer geführt. Auf dem Sofa saß, von Kissen gestützt, ein bleicher, junger Mensch, eifrig beschäftigt, aus Pappe das Modell einer Kirche

zusammenzukleben. Mutter und Tochter nahmen mich in Empfang. Auf dem Tisch sah ich Bücher und Zeitschriften und im Zimmer verschiedene Vasen mit Blumen. Der ganze Raum zeugte von einer gewissen Bildung seiner Bewohner, was mich erstaunte, wenn ich mich erinnerte, wo ich diese Leute getroffen hatte und wie sie ihren Lebensunterhalt verdienten.

Das Mädchen holte ihre Gitarre, mit der sie ihren Gesang zu begleiten pflegte, und gab ihrem Bruder einen Gutenachtkuß.

Ein paar Minuten später standen diese tapfere Schwester und ich vor einem Wirtshause. Vier Jahre hindurch hatte dieses Mädchen bei jedem Wind und Wetter in dieser Weise ihr Brot verdient. An jedem Abend in der Woche hatte sie ihren festen Platz, wo sie sang — in Brixton, Chelsea, Wandsworth, Battersea, Clapham, Junction, Pimlico. An jedem Abend konnte man sie vor den Wirtshäusern einer dieser Gegenden finden.

Was für eine harte Arbeit sie hatte, die tapfere kleine Nellie! Sie verdiente sicher ebenso großen Beifall wie irgend eine Primadonna, wenn man bedachte, mit welcher Energie sie den Lebensunterhalt für ihre Lieben „ersang".

Alles, was ich von Nellie und ihrer Familie sah, machte mir viel Freude. Ich quartierte mich ein paar Tage bei den guten Leuten ein und zahlte ihnen täglich einen Schilling für Kost und Logis. Ich bekam ein schmales Bett in der winzigen Küche, wo es sauber und warm war. Ich half Nellie und ihrer Mutter bei der Hausarbeit und beim Kochen und begleitete Nellie abends auf ihrer Tour, so daß die Mutter zu Hause bleiben konnte, was diese offenbar sehr gern tat.

5.

Freiluftmusikanten

Durch Nellie wurden ich und Herr C. mit einer Gesellschaft von „buskers" bekannt gemacht, die wir eines Tages auf unsrer Tour trafen.

Es interessierte mich zu erfahren, wie diese Leute lebten, deshalb ging Herr C. ihnen nach und kam ein paar Tage darauf mit der Nachricht, daß sich uns vielleicht eine Gelegenheit zum „busking" bieten würde, d. h. eine Art von gemischtem Konzert auf der Straße zu geben.

Wie ich erfuhr, gab es verschiedene Klassen solcher Straßenmusikanten. Gewöhnlich „arbeiteten" sie truppweise unter einem Anführer, der das Geschäft besorgte und das Geld bis zum Ende des Tages behielt, wo es dann verteilt wurde. Meine Erlebnisse mit so einer Musikbande waren ganz amüsant.

Der Anführer der Truppe, Ben, besaß eine mächtige Stimme, die natürlich gänzlich ungeschult war.

Er hatte auch seine eigenen Anschauungen in bezug auf Kunst. Sein Urteil über meine eigenen bescheidenen Leistungen brachten mich in ziemliche Verlegenheit.

C. hatte mich ihm vorgestellt als ein junges Mädchen, das seinen Lebensunterhalt als „busker" zu verdienen wünschte.

„Denn singen Sie mal los," sagte Ben.

Ich sang also, so gut ich irgend konnte, einen Vers von „Wenn die Schwalben heimwärts ziehn".

„Hm! ganz nett," brummte Ben, „bloß nicht schneidig genug. Es ist auch nicht künstlerisch genug, muß mehr gezogen werden. Aber wenn Rains heute abend wieder betrunken sein sollte, will ich Sie meinetwegen

mitnehmen. Ich schmeiß' ihn raus und engagier' Sie dafür."

Offenbar müssen die verschiedenen Methoden meiner Gesanglehrer alle falsch gewesen sein. Trotz meiner langjährigen Ausbildung wurde ich von diesem gewöhnlichen Straßensänger nur als Lückenbüßer betrachtet und mein Engagement hing ganz davon ab, ob sich einer seiner Leute am Abend als nüchtern ausweisen würde oder nicht. Immerhin versprach ich, das Lied einzuüben, das er mir gab, und ihn am Abend wieder zu treffen.

Gegen acht Uhr abends trafen wir uns dann in einer der südwestlichen Vorstädte. Wir waren unsrer fünf: ein älterer, stiller Mann, der ein Instrument spielte, was eine amerikanische Orgel genannt wird; ein blasser Jüngling, der die Violine spielte; Ben, der Anführer und Rains, ein schwächlich aussehender Mann von einigen dreißig Jahren, sehr zitterig und schäbig, aber im Besitz einer ziemlich kräftigen Baritonstimme. Zu meinem Pech war dieser Rains — um mich seines eigenen Ausdrucks zu bedienen — „bedauerlich" nüchtern.

„Schad't nix, mein Dirn," sagte Ben zu mir, „wir arbeiten heut abend zu fünfen, du kannst das Rupfen besorgen," und dabei steckte er mir eine kleine Schachtel in die Hand.

„Was in aller Welt meint er?" fragte ich C. leise.

„Das Geld einsammeln," flüsterte C.

Nun war ich ganz bei der Sache. Es hatte sich allmählich eine große Menschenmenge um uns versammelt. Der Orgelspieler begann auf Bens Zeichen mit seinem Gedudel, nachdem er den Befehl erhalten hatte: „Bill, setz die Dominos" zu spielen.

Nach einer kurzen Ouvertüre trat Ben vor und verkündete, daß er jetzt eins seiner eigenen Lieder zum

besten geben würde, wozu der Text für zwei Pence zu kaufen wäre.

Der Titel des Liedes lautete: „Der alte Soldat". Nachdem er das Lied mit einer Stimme vorgetragen hatte, die eine halbe Meile weit zu hören war, trat er neben mich. Als dann Rains zu singen begann „Ich fürchte keinen Feind", flüsterte Ben mir zu:

„So, mein' Dirn, nun mach dich mal an sie ran und rupf sie tüchtig. Aber alles hübsch abliefern, hörst du! Nichts mopsen! Ich komm da doch hinter!"

Ich mischte mich unter die Menge, die sich bei meinem Anblick verflüchtigte. Es war wirklich komisch, die gleichgültigen Mienen einiger von den Zuhörern zu beobachten, die über meinen Kopf wegsahen und taten, als ob sie überhaupt gar nichts von irgend welcher Musik gemerkt hätten. Dennoch wurde meine Schachtel allmählich immer schwerer, und Ben grunzte vor Befriedigung, als ich ihm den Inhalt ablieferte.

Dafür, daß die Zuhörer gute Musik zu schätzen wußten, erhielt ich an dem Abend unzweifelhafte Beweise. Wenn ich, nachdem Rains gesungen hatte, zu sammeln anfing, erhielt ich jedesmal das Doppelte. Er hatte eine gute, geschulte Stimme und verstand auch, seine Lieder gut zu wählen. Hingegen wurden Bens „künstlerische Bestrebungen" von dem Publikum nur mit lauem Beifall aufgenommen.

Wir nahmen an dem Abend nicht weniger als siebenundzwanzig Schilling ein. Das Geld wurde wie folgt verteilt: Der Organist erhielt fünf Schilling, der junge Mensch drei, Rains sechs, mir wurden zwei und ein halber Schilling ausgezahlt, und den Rest behielt Ben, dem die Orgel und die Violine gehörten.

Auf dem Heimwege begegnete uns eine andre Truppe von „buskers". Ben redete den Anführer an und es entspann sich folgendes Gespräch:

„Schmu gemacht?" fragte Ben.

„I wo, Schied! Vier Kneipen haben wir abgeklopft und haben bloß sechs Pence gekriegt."

Wir gingen weiter. Rains wurde vertrauensselig und erzählte uns seine Geschichte.

Sie war traurig genug — die ganz gewöhnliche Geschichte eines verpfuschten Lebens. Er hatte als Junge in einem Kirchenchor gesungen und da seine musikalische Ausbildung erhalten.

Er trat aus dem Chor aus, um sich einer umherziehenden Operntruppe anzuschließen. Dann hatte er sich in ein Mädchen verliebt, das zur Truppe gehörte, und hatte es geheiratet. Ein paar Monate war er überglücklich mit ihr gewesen, bis ihm eines Abends seine Frau davongelaufen war. Da hatte er sich dem Trunke ergeben, wobei er allmählich immer tiefer gesunken war, bis man sich schließlich überhaupt nicht mehr auf ihn verlassen konnte.

Wie ich schon sagte, hatte er eine gute Stimme und wirklich viel Verständnis für Musik; er sang mit Geschmack und Gefühl, aber er war rettungslos verkommen, der arme Rains.

* * *

Meine nächste Erfahrung in bezug auf „Freiluftmusik" verschaffte mir ein reiner Zufall.

Als ich eines Abends jenen lieblichen Hügel hinanstieg, der von Putney nach Wimbledon führt, hörte ich, wie auf der Straße in geradezu vortrefflicher Weise Klavier gespielt wurde. Als ich näher herankam, gewahrte ich einen Trupp von Männern und Frauen, die auf einer Karre saßen, auf der auch ein Klavier stand. Einer der Männer spielte darauf. Ich sah, daß die ganze Truppe lange Mäntel und Crepemasken trug. Der Klaviermann spielte äußerst kraftvoll und mit ausgezeichneter Technik deutsche Tänze von „Nell Gwyne".

Als er geendet hatte, stand eine der Frauen auf und sang „Eine Juninacht". Ihre Stimme war so herrlich und die Wiedergabe des Liedes so vortrefflich, daß ich ganz entzückt war. Hier auf der Straße wurde von Leuten, die nicht viel besseres als „buskers" waren, in geradezu künstlerischer Weise musiziert. Wie ging das zu?

Die Truppe bestand aus drei Frauen und drei Männern. Alle sangen und spielten. Hinterher kletterte einer von ihnen von der Karre herunter und begann in der Menge, die sich um sie geschart hatte, zu sammeln.

Das Geld strömte nur so in seinen Beutel. Fast jeder von den Umstehenden gab etwas. Ich sah auch, daß Dienstboten aus den großen Häusern, vor deren Türen die Truppe gesungen hatte, Geld brachten. Mir kamen dabei allerhand Gedanken. Warum findet man nicht mehr gute Musik in den Straßen Londons, wenn sie doch offenbar so gewürdigt wird? Weshalb ist die wandernde Musik so vernachlässigt? Hin und wieder hört man wohl einmal eine gute Stimme oder findet jemand, der sein Instrument gut spielt, aber leider sind das in der Regel Leute vom Typus des unglücklichen Kains.

Im innersten Herzen des verdorbensten Wesens schlummert ein letzter Trieb zu Gutem, der durch ein zu Herzen gehendes Lied geweckt werden könnte. Daß das Volk Freude, vielleicht eine halb unbewußte Freude an reinen Liedern hat, weiß jeder, der es näher kennt.

In einem Gassenhauer braucht nur etwas von dem Mitgefühl vorzukommen, das „unser Herz erweicht", und er wird alsbald überall gesungen werden. Auch wenn — wie es leider so oft der Fall ist — eine hübsche Melodie mit dem trivialsten Text verbunden ist, wird das Lied in der ganzen Stadt gesungen werden.

6.

Drehorgelspieler

Ich bekam es bald satt, mit Ben und seiner Truppe umherzuziehen, und lauerte förmlich auf eine Gelegenheit, um mich unter die Ärmsten der Armen zu mischen. C. meinte, daß wir uns ganz einzig dastehende Kenntnisse aneignen könnten, wenn wir Drehorgelspieler würden. Der Vorschlag gefiel mir, und ich bat ihn, mir diesen Plan verwirklichen zu helfen.

Bevor ich in Italien gewesen war und die Bedingungen kennen gelernt hatte, unter welchen das Volk dort arbeitet, war es mir unfaßlich, daß ein verständiger Mensch freiwillig dieses warme sonnige Land verlassen könne, um einen Karren mit dem seelenlosen Instrument, das man Klavierorgel nennt, durch die nebeligen, kotigen Straßen Londons zu schieben. Jetzt, wo ich etwas über das Leben der armen Italiener in ihrem Lande kenne und es mit dem Dasein der Südländer von Saffron Hill vergleichen kann, erstaunt es mich nicht mehr.

Gerade gegenüber von Leather Lane, schräg gegenüber von Clerkenwell Road, ist Eyre Street Hill, die Londoner Heimat der Italiener. Dieser Hügel führt zu mehreren unregelmäßigen Straßen hinab. Vor den Türen sitzen ganze Gruppen von Italienerinnen, höchst malerisch anzusehen in ihren farbigen Jacken und Röcken und dem üblichen grellbunten Tuch, das sie über den Kopf geworfen und mit sorgloser Grazie in die Stirn gezogen haben. Über dieser Gegend liegt etwas von südlicher Ruhe und sorgloser Müßigkeit.

Schwarzbraune Männer mit Ohrringen und großen weichen Hüten lehnen nachlässig an der Hausmauer. Scharen von dunkeläugigen Kindern tummeln sich auf

dem Bürgersteig und auf der Fahrstraße. Zuweilen sieht man sie auch um Wallnüsse spielen. Hier und da stehen große, bunt angestrichene Karren, auf denen die Lieblingsnäscherei dieser Kinder der Gosse feilgeboten wird, „hokey-pokey" oder „Italiano Ice-Creamo". Dieses in „italienisch London" bereitete Eis ist nichts weniger als verlockend.

Aus einem dunklen Keller trat ein Bandit, der jetzt jedoch als Drehorgelspieler angestellt war, eine friedlichere Art der Brandschatzung des persönlichen Eigentums, als er sie früher betrieben, wo er seine Opfer in den sonnigen Bergen seiner Heimat ausraubte.

Dieser Mann, der zu C's. Freunden gehörte, nahm sich unser freundlich an und machte uns mit Saffron Hill bekannt. Hier haben die meisten Eigentümer aller jener Orgeln, die in den Straßen Londons gespielt werden, ihre Verkaufshäuser. Hier kann man Orgeln auf einen Tag, eine Woche oder einen Monat mieten. Unser Freund machte uns mit dem Inhaber solch eines Kaufhauses bekannt, der ebenfalls Italiener war. Nachdem wir längere Zeit über die Höhe des Preises und der Kaution, die wir bis zur Wiederbringung der Orgel zu hinterlegen hatten, unterhandelt hatten, zogen wir auf unsre Expedition aus, die den Zweck hatte, durch eigene Erfahrung zu ergründen, wieviel täglich auf diese Weise zu verdienen sei. Der arme C. schob die Orgel den Hügel nach Clerkenwell Road hinauf und kam ganz außer Atem oben an. So viel wußte er jetzt schon, daß es durchaus nicht leicht ist, solch eine Orgel zu schieben. Nachdem wir von neun Uhr morgens bis halb neun Uhr abends spielend durch sämtliche Straßen von Clerkenwell bis Chelsea gezogen waren, wobei wir uns nur eine zweistündige Ruhepause gegönnt hatten, belief sich unser Verdienst nur auf vier und einen halben Schilling, was gerade kein hoher Tagesverdienst für zwei Personen zu nennen

ist, wenn auch noch die Miete der Orgel davon bestritten werden soll.

Seither kann ich keine Italienerin jene schweren Orgelkarren schieben sehen, ohne inniges Mitleid mit ihr zu empfinden. Sie haben so schwer zu arbeiten für die geringe Einnahme. Ich muß gestehen, daß ich viel für diese Kinder des sonnigen Südens übrig habe, die, wenn sie mit ihren Orgeln erscheinen, von den Kindern der engen Gassen und Höfe so freudig begrüßt werden. Sie bringen ein wenig Musik und Zerstreuung in das Leben manch armer Geschöpfe, die, wenn diese Orgeln nicht wären, nie einen fröhlichen Ton hören würden. C. und ich machten auf unsrer Pilgerfahrt einmal vor einer Fabrik Halt, als die Arbeiterinnen zur Mittagspause herauskamen. Wir spielten einen Tanz, und etwa zwanzig dieser blassen, schmächtigen Mädchen fingen alsbald an zu tanzen. Sie wurden ganz ausgelassen dabei; es war ihnen offenbar eine köstliche Erholung, sich nach den langen Arbeitsstunden in der dumpfigen Fabrik nach den Tönen der Musik im Kreise zu schwingen. Um der Freude willen, die sie dem armen Volk bringen, sollten wir duldsam gegen die Orgeln und ihre Besitzer sein.

Eine böse Erscheinung, die man nicht nur in London, sondern in allen großen Städten Englands finden kann, sind die italienischen „padrone", die kleine Knaben nach England bringen, um sie hier wie Sklaven zu halten. Diese Kinder werden wie Tiere behandelt und mit Affen und Ziehharmonikas zum Betteln auf die Straße geschickt. Ich erfuhr von einem empörenden Fall derartiger Sklaverei, und mit Hilfe von Freunden gelang es mir, drei dieser unglücklichen Kinder zu befreien, die die Sklaven eines Schurken von „padrone" waren.

Dieser Mann hielt die Knaben in einem Keller. Sie hatten keine Betten, sondern schliefen auf einem

Lumpenhaufen neben den Affen, um die Tiere und sich selbst zu wärmen. Wenn sie abends weniger als einen Schilling nach Hause brachten, wurden sie auf das grausamste geprügelt und bekamen kein Essen. Es gibt kein Wort, um zu entschuldigen, wie man hilflose Kinder solchen Männern überlassen kann. Daß eine derartige Sklaverei von dem englischen Volk und dem englischen Gesetz geduldet wird, ist eine Schande. Es kommt häufig genug vor, daß diese unglücklichen Kinder den brutalen Kerl, dem sie gehören, durch ihre Arbeit völlig erhalten müssen.

7.

Aus der „Gesellschaft“

Es ist höchst undankbar gehandelt, die Gastfreundschaft der Leute in Anspruch zu nehmen, um ihre Art von Geselligkeit später abfällig zu kritisieren. Ich betone deshalb ausdrücklich, daß meine Glossen über das gesellschaftliche Leben niemals auf Häuser gemünzt sind, in denen ich selbst als Privatperson Gastfreundschaft genossen habe. Es handelt sich hier nur um gesellige Veranstaltungen, bei welchen ich entweder beruflich als Rezitatorin tätig war oder als Mitglied eines Klubs, für den die Aufführungen stattfanden. Im Osten gilt es als die größte Gemeinheit, eines Mannes Salz zu essen und ihn zu betrügen. Im Westen geschieht das täglich. Wohl tausendmal habe ich Herren und Damen getroffen, die, nachdem sie auf einer Gesellschaft auf das liebenswürdigste unterhalten und bewirtet worden waren, hinterher ihre Gastgeber schlecht machten und sich verächtlich über die ihnen zuteil gewordene Gastfreundschaft äußerten. Die Sucht, über

die Gesellschaft zu schimpfen, hat sich allerdings für gewisse Schriftsteller, denen sonst kein Ruhm gewinkt haben würde, als eine wahre Goldmine erwiesen, indem sie jährlich einen Band voll abfälliger Kritik über die „Gesellschaft" herausgaben.

In einer Wochenzeitschrift erschien kürzlich ein höchst amüsanter Artikel eines Arbeiters, der dem Unterhaus angehörte. Dieser gute, unschuldige Mann schien zu glauben, daß sich alle Unmoral und Herzlosigkeit der Welt in dem „dekolletierten" Busen einer Dame der großen Welt häufte, die er auf einer Hotelterrasse hatte promenieren sehen. Er spricht von der Frechheit, ein derartig kostbares Kleid zu tragen und sagt wörtlich: „Wissen diese Damen, wie frech herausfordernd einen Mann im Arbeiterkittel so eine glänzend weiße Schulter berührt? Machen sie sich die Wirkung dieses halb durchsichtigen Gewandes klar, in das sie sich kleiden, d. h. zur Hälfte kleiden?" Das Rauschen der seidenen Unterröcke machte seiner Meinung nach ein „eigenes Geräusch". Er fährt fort: „Neulich abends sah ich so eine Dame über die Terrasse schlendern, die mir der Inbegriff des gesellschaftlichen Geistes zu sein schien. Ihre Taille glitzerte vor in die Augen springendem Reichtum. In ihrem Haar und von ihren Ohren herab blitzten Diamanten. Der große, mit Juwelen besetzte Kamm, den sie trug, kostete soviel, wie ein Arbeiter in einem ganzen Jahr verdient. Diese Frau, deren Taille in Form eines V tief ausgeschnitten war, ging, ohne sich auch nur im geringsten zu schämen, da oben spazieren. Daß Männer sie so zu sehen bekamen, war ihr völlig gleichgültig. Ihre armen Schwestern jenseits des Flusses in Lambeth und Lower March würden hastig einen Schal über ihre Schultern geworfen haben, und wären sie noch so hübsch und ansehnlich gewesen. Aber diese freche Schöne stolzierte ohne Erröten dahin, mit ihrem

schwarz befrackten Begleiter lachend und hin und wieder einen Blick auf mich wunderlichen Kauz werfend, der seit kurzem den Vorzug genießt, dem Parlament anzugehören. Es ist eine tolle Welt, und nirgends geht es toller zu als in St. Stephen. Während ich diese Vögel der Passage studierte, die ihr geborgtes Gefieder öffentlich spreizen, habe ich die sittsamen Töchter meines eigenen Standes nicht vergessen, jene prächtigen Frauen, vor deren Blick diese frechen Schönheiten die Augen niederschlagen müßten. In den Arbeiterklassen wird man kaum nackte Schultern oder Brüste zu sehen bekommen, es sei denn bei der Ausübung jener mütterlichen Funktionen, die, wie ich mir habe sagen lassen, die Reichen längst durch künstliche Surrogate ersetzen."

So schreibt ein Arbeiter.

Auch ich habe mit diesen lieben Schwestern von Lambeth und Lower March zusammen gelebt, die für jenen Mann der Inbegriff aller Tugend zu sein scheinen. Leider entsprechen die Tatsachen jedoch keineswegs seinen phantastischen Angaben. Wenn die Frauen in Lambeth auch keine tief ausgeschnittenen Kleider und Juwelen tragen, gehen sie doch häufig im Unterrock und in einer schmutzigen Bluse umher, weil sie ihre Kleiderröcke versetzt haben. Viele von ihnen trinken und sind liederlich. Sie vernachlässigen ihr Hauswesen und klatschen auf der Straße oder sitzen im Wirtshaus und trinken. Es herrscht unter den Armen ebensoviel Unmoral, Lüsternheit, Unehrlichkeit und Laster, als unter den Reichen. Wie sollte es auch anders sein? Man denke doch nur an ihre Umgebung! Als ich einmal eine Hintertreppe zu einem Zimmer, das ich mir für einige Zeit im dunkelsten Teil von Lambeth gemietet hatte, hinaufstolperte, wäre ich fast über ein Kind von etwa drei Jahren gefallen, das dort saß und Löcher in den Wandbewurf hackte. Es war ein

gänzlich verfallenes Haus, das nicht einmal mehr für die Unterkunft von Tieren taugte, und dennoch hauste hier eine Masse elender menschlicher Geschöpfe in Gemeinheit und Unmoral. Das kleine Wesen sah zu mir auf und sagte: „Dott ve'damm dich!" Das war der einzige Gebrauch, den es von dem Namen Gottes zu machen wußte.

Der Hang zu Üppigkeit und Unmoral, von dem soviel in der Tagespresse und in modernen Romanen die Rede ist, ist keineswegs an eine bestimmte Gesellschaftsklasse gebunden. Ich habe mit umherziehenden Weibern gelebt, welche in der Woche von einem bis zu dreißig Schilling verdienten, und die sich Lachs in Dosen und andre kostspielige Konserven leisteten, um sich die Mühe zu ersparen, selbst ein einfaches, nahrhaftes Mittagsmahl kochen zu müssen. Der für unsre Zeit charakteristische Hang zur Bequemlichkeit ist sicherlich für die Hälfte aller heutzutage vorkommenden Verbrechen verantwortlich zu machen. — —

Ich wurde einmal engagiert, um auf einer Gesellschaft in Piccadilly zu rezitieren. Die Gastgeberin war eine Dame, die ihre Gesundheit, ihre Bequemlichkeit und einen großen Teil ihres Geldes opferte, um da hinein zu gelangen, was ihr als „die Gesellschaft" galt. Sie hatte an jenem Abend etwa zweitausend Personen eingeladen, von denen sie höchstens hundert persönlich kannte. Diese Leute waren durch verschiedene Klubs und Unternehmer eingeladen, die für das Zusammentrommeln einer Herde von Gästen bezahlt wurden. Zur Unterhaltung dieser Menschenmassen wurden ein Konzert und dramatische Aufführungen veranstaltet, bei denen die hervorragendsten Künstler des Tages mitwirkten. Der Agent, der mich engagierte, sagte mir, daß ihm die Gastgeberin zur Beschaffung eines erlesenen Programms tausend Pfund überwiesen habe.

Ich fuhr an jenem Herbstabend vor dem Hause

dieser Dame vor, oder richtiger gesagt, mein Wagen hielt eine Stunde lang auf der Straße, bevor er vor dem Portal vorfahren und mich absetzen konnte. Dann befand ich mich in einer kämpfenden Menschenmasse, die sich stoßend und puffend einen Weg in das obere Stockwerk des Hauses zu bahnen suchte. Ich gewahrte einen vertrauenerweckend aussehenden Portier und sagte zu ihm: „Ich muß unbedingt rasch hinauf."

Er zuckte die Schultern und meinte: „Da werden Sie wohl Geduld haben müssen, Fräulein." Ich machte es indessen möglich, in seine Nähe zu gelangen und steckte ihm fünf Schilling in die Hand.

„Bringen Sie mich auf irgend eine Weise hinauf," sagte ich.

Er brachte mich an einen Nebeneingang, und ich gelangte schließlich über die Dienstbotentreppe nach oben. Wir gingen über einen langen Korridor, kamen an verschiedenen Seitentüren vorbei, und plötzlich befand ich mich hinter einem mächtigen Vorhang, der den Salon abgrenzte. Die Gastgeberin bekam ich nicht vor ein Uhr in der Nacht zu sehen, als sie mir für meine Mitwirkung bei dem Programm dankte und mich aufforderte, in das untere Stockwerk hinunter zu gehen, wo das Abendessen serviert würde. Ein mir bekannter Herr übernahm es, mich durch die fürchterliche Menschenmenge hindurchzulootsen, die sich ihren Weg durch die prachtvollen Zimmer gebahnt hatte. In dem großen Eßsaal, der mit Waffen und Jagdtrophäen längst dahingegangener Helden geschmückt war, die in keinerlei Beziehung zu den Besitzern des Hauses gestanden hatten, stieß und drängte sich die Menge um die Leckerbissen, die dort bereitstanden. Es machte den Eindruck, als ob eine Herde ausgehungerter Tiere auf einmal losgelassen sei. Nachdem das Essen verschlungen war, bahnte sich die Menge wieder ihren Weg nach dem Salon, wo berühmte Sänger und Mu-

siker zu hören waren. Die Künstler taten ihre Pflicht und trugen ihrer Bezahlung entsprechend einer nach dem andern köstliche Musik vor. Die Menge drängte sich an sie heran in dem fruchtlosen Bestreben, etwas zu sehen oder zu hören. Das Surren des Gespräches hörte keinen Augenblick auf. Die Künstler, durchweg Ausländer mit berechtigtem Anspruch auf Berühmtheit, gingen ihrer Wege und machten sich lustig über diese Narren, die ihnen fabelhafte Honorare zahlten, ohne daß ihnen viel daran gelegen war, ihre Musik anzuhören. Der unglückliche Wirt lehnte mit einem hilflosen Ausdruck auf seinen Zügen bald in diesem, bald in jenem Zimmer an der Wand. Wenn einmal ein bekanntes Gesicht auftauchte, redete er den Besitzer desselben an; aber das kam selten vor, und die Begrüßungen waren immer nur kurz und flüchtig. Ich fragte mich, was für eine Sorte von Menschen das sein müsse, die ihre Bequemlichkeit und ihre Würde für Reklame opferte. Ich sah mehrere bekannte Journalisten in der Menge. Jeder, den ich sprach, schalt über das Gedränge und Gestoße beim Eintritt ins Haus.

Ich wartete gespannt auf die Notizen, die die Presse über diese Gesellschaft bringen würde. Eine Wochenzeitschrift gab einen langen Bericht über den Abend und bemerkte: „Frau Soundso hat in der Tat die Kunst, Gesellschaften zu geben, voll und ganz erfaßt. Ihre Tafel war hochfein, die Blumen kostbar, die Weine tadellos, und, um allem die Krone aufzusetzen und ihrem künstlerischen Temperament entsprechend hatte sie verschiedene Größen der Musik- und Theaterwelt in ihrem Salon versammelt. Alle Welt war entzückt über den reizenden Abend."

Ich vermute, Herr und Frau Soundso haben das Gefühl gehabt, daß ihre Tausende gut angelegt waren.

8.

Im Nachtasyl

Aber an jene Gesellschaft habe ich mit gemischten Gefühlen gedacht, als ich wenige Abende später tief in der Nacht ein armes unglückliches altes Geschöpf auf den Stufen des Kais kauern fand, das mit zehn Schilling pro Woche für den Rest seines Lebens hätte glücklich gemacht werden können.

Ich stolperte in der Nähe von Westminster Bridge über dieses elende Lumpenbündel.

„Was fehlt Ihnen?" fragte ich.

„Ich bin umgestoßen worden, das fehlt mir; krank, hungrig und umgerannt." Unter verzweifeltem Stöhnen wurden diese Worte hervorgestoßen.

Die arme alte Frau gewährte in der Tat einen elenden Anblick, wie sie da auf den glitschigen Stufen kauerte und ihr armes kummervolles Gesicht zu mir emporhob. Das Licht der flackernden Gaslaterne über uns zeigte, daß sie alt und schwach war. Die spärlichen Haarsträhne, die sich unter der regendurchtränkten Kapuze hervordrängten, waren weiß. Sie war naß und kalt und hüllte fröstelnd ihren müden alten Leib in den zerlumpten Schal ein.

„Was machen Sie hier? Wo wohnen Sie?"

„Wo ich wohn'? Nirgendwo wohn' ich!"

„Warum gehen Sie denn nicht ins Asyl für Obdachlose?" fragte ich sie.

„Wird mir auch wohl nix anners übrig bleiben, fürcht' ich. Ich bin da weggeblieben, solang' es irgend ging," stöhnte sie, „aber, Gott, wenn's nich anners sein kann!"

Diese elende alte Person, die sozusagen im Sterben lag, hatte offenbar ein wahres Entsetzen vor dem Asyl.

Ich erstaunte. „Schlimmer wie hier kann sie es doch diesseits des Grabes nirgend haben," sagte ich mir.

Die Stadtverwaltung und die Behörden gründen Heime und Zufluchtsstätten für hilflose arme Geschöpfe wie diese unglückliche alte Person, die hier zitternd und stöhnend zu meinen Füßen lag, und dennoch fürchtete sie, wie viele andere in ihrer Lage, diese Barmherzigkeit anzunehmen.

Es war nicht das erstemal, daß ich bei halbverhungerten und verzweifelten Geschöpfen dieses Entsetzen vor dem Asyl wahrgenommen hatte.

Ist diese Abscheu vor der „Anstalt" begründet, oder handelt es sich dabei nur um ein Vorurteil? fragte ich mich.

Während ich auf jenen zugigen nassen Stufen stand, beschloß ich, diese Frage zu ergründen und die Zustände in wenigstens einigen dieser Zufluchtsstätten für Heimatlose und Ausgestoßene durch eigene Erfahrung kennen zu lernen.

Ich beugte mich über die Alte und sagte ihr, sie solle sich von mir die Stufen hinaufhelfen lassen und dann mit mir in eine Kaffeebude kommen, die, wie ich wußte, zu dieser Stunde immer gegenüber Somerset House aufgeschlagen war.

Es war mir gerade gelungen, die schlotternde Alte aufzurichten, als ich einen taktmäßigen Schritt die Stufen herabkommen hörte. Gleich darauf wurde der Schein aus der Lampe eines Schutzmanns auf meine Gefährtin und mich gerichtet.

„Nanu, macht man, daß ihr hier wegkommt, der Sergeant kann jeden Augenblick kommen," sagte der Konstabler in einem Ton, der mir nicht unfreundlich erschien.

„Die arme Frau hier ist krank," bemerkte ich.

„Warum geht sie nich' in 'n Krankenhaus?" fragte

er. Dann beugte er sich zu ihr nieder und faßte sie am Arm. „Na, Ohlsch, was ist denn los?"

„Ach Gott, mit mich is es aus!" stöhnte die Alte.

„'s scheint so," brummte er.

„Wenn Sie mir helfen wollen, sie die Stufen hinaufzubringen, will ich ihr eine Tasse Kaffee geben lassen," sagte ich zu dem Schutzmann.

„Gern, Fräulein. Na, denn komm mal her, Ohlsch," sagte er gutmütig, und mit Hilfe seiner starken Arme hatten wir die arme Person bald oben auf der Straße.

„So, nun geh man mit dem Fräulein, Ohlsch, du sollst 'ne Tasse Kaffee haben, und morgen früh sieh man zu, daß du ins Asyl kommst."

Mit diesem Rat verabschiedete er sich und verschwand im Morgengrauen auf den Stufen, die zum Kai hinunterführten.

Ich ließ der Alten in der Kaffeebude eine Tasse recht heißen Kaffee geben, dazu Butterbrot und ein Ei. Mit geradezu tierischem Hunger schlang sie das Essen hinab. Nachdem sie gegessen hatte, erholte sie sich ein wenig, und ich fing an, sie über ihre Abneigung gegen das Asyl auszufragen.

„Fräulein," sagte sie, „ins Asyl müssen, das ist schlimmer als ins Loch gesteckt zu werden."

„Aber Sie sind dort doch jedenfalls besser aufgehoben, als wenn Sie die ganze Nacht hier auf der Straße herumliegen. Warum fürchten Sie sich so davor?"

„Ach Gott, es is so schrecklich, sie schimpfen da so mit einem herum!"

„Ich geh heute auch ins Asyl," sagte ich.

„Sie!" rief sie aus.

„Ja," antwortete ich, „warum nicht?"

„Sie haben ja doch noch Geld," sagte sie, „und wenn Sie da mit Geld in der Tasche hinkommen, können Sie eingesteckt werden."

„Ich hab' nicht viel Geld," erwiderte ich; „das, was ich noch habe, brauchen wir für ein ordentliches Frühstück. Hinterher wollen wir alle beide ins nächste Asyl gehen und fragen, ob man uns aufnehmen will."

„Na, meinetwegen. Wenn ich noch wieder 'ne Nacht hier auf der Straße liegen soll, is es aus mit mir. Aber in das nächste Asyl können wir nicht gehen. Ich bin da erst vor 'n paar Wochen gewesen, und wenn ich vor einem Monat wiederkomm', können sie mich fünf Nächte da behalten und mich in eine Zelle setzen, wo ich Werg zupfen muß."

„Darf man denn nicht mehr als einmal im Monat in ein Asyl gehen?" fragte ich erstaunt.

„O, bewahre — das heißt, in ein Londoner Asyl. Man muß erst vierzehn Meilen weitergehen, ehe man sich wieder in einer Anstalt melden kann."

„Sie wollen doch nicht behaupten, daß solch eine alte Frau wie Sie erst den langen Weg von einem Asyl zum andern machen müßte?"

„Je, Fräulein, das is nu mal nich anners, wenn Sie es doch tun, können Sie ins Loch kommen. Aber wissen Sie was," fuhr sie fort, „wir gehen da drüben über'n Fluß in die Anstalt, und denn sagen wir, daß wir von Harrow kommen und nach Croydon wollen, und denn is alles gut."

Ich ging auf diesen genialen Vorschlag ein.

„So, nu müssen wir noch bißchen irgendwo in 'nen Park auf 'ne Banke sitzen gehen," sagte sie, „denn vor Uhr eins lassen sie uns nich rein."

Wir suchten also eine Bank in einem Park auf. Der späte Wintertag war angebrochen. Um zwölf Uhr machten wir uns auf den Weg zu der gefürchteten Anstalt. Kurz vor ein Uhr langten wir dort an. Als wir herankamen, sahen wir zehn andre zerlumpte Frauen vor einem roten Backsteingebäude stehen, das mir der Ort zu sein schien, der uns eine Zuflucht

vor der Straße bieten sollte. Wir schlossen uns schweigend der jammervollen Gruppe an. Bald darauf schlug in der Nähe die Uhr eins. Fast mit dem Glockenschlage trat aus einem jenseits der Straße liegenden Haus ein junger Mann in netter Uniform. Er kam quer über die Straße auf uns zu und schloß ein eisernes Tor auf, das einen überdachten Hof von der Straße trennte.

„Aufgepaßt!" sagte er mürrisch, und ließ die Frauen der Reihe nach in den Hof eintreten. Nachdem wir alle drinnen waren, schloß er das Tor wieder von außen ab und kehrte in sein Bureau zurück.

Die Frauen ließen sich eine nach der andern auf den kalten Pflastersteinen nieder, mit dem Rücken gegen die Wand gelehnt.

„Setzen Sie sich man, Fräulein, das kost' auch nicht mehr," sagte meine Begleiterin.

„Müssen wir denn noch lange warten?" fragte ich.

„Bis um vier."

„Gibt man uns denn bis dahin nichts zu tun, und kommen wir nicht unter Dach und Fach?"

„Nee. Um vier lassen sie uns rein, solang müssen wir hier warten."

Es verhielt sich tatsächlich so. Drei Stunden lang mußten zwölf vor Frost bebende Frauen, von denen eine einen Säugling bei sich hatte, in dem zugigen Hof kauern, wo nicht einmal eine Sitzgelegenheit vorgesehen war. Da warteten wir, eine elende Gesellschaft, den neugierigen Blicken jedes Vorübergehenden preisgegeben. Die eiserne Pforte, die uns von der öffentlichen Straße trennte, war kein Schirm, der unser Elend vor den neugierigen, verächtlichen oder gleichgültigen Blicken der Vorübergehenden verbarg.

Langsam, schrecklich langsam gingen die Minuten hin, bis es vier war und der junge Mann in Uniform wieder erschien. Er führte uns ins Bureau.

An einem Schreibpult saß ein zweiter männlicher Beamter mit einem dicken großen Buch vor sich, und neben ihm stand eine junge energisch aussehende Frauensperson, in einer ähnlichen Tracht, wie sie die Krankenpflegerinnen tragen. Die Frauen traten eine nach der andern an das Pult heran, um eine Reihe von Fragen zu beantworten.

„Wie heißen Sie? — Was sind Sie? — Wie alt? — Wo geboren? — Wo kommen Sie her? — Wohin wollen Sie?" —

Jede dieser kurz und flüchtig hingeworfenen Fragen wurde von der Bewerberin mit mehr oder minder großer Aufrichtigkeit beantwortet.

Die Antworten wurden in das Buch eingetragen, oft ohne einen Blick auf die Sprecherin.

Nachdem meine Antworten aufgezeichnet, wurde mir von der Aufseherin bedeutet, mich in den angrenzenden großen kahlen Raum zu begeben. In diesem Zimmer, wo die Frauen so lange warten mußten, bis alle im Bureau aufgeschrieben waren, befand sich ebenfalls keine Sitzgelegenheit. Als wir uns schließlich alle in dem kahlen Raum versammelt fanden, erschien wieder dieselbe Aufseherin und befahl uns, eine nach der andern zur Leibesuntersuchung vorzutreten. Mich rührte sie nicht an, sondern fragte mich nur, was ich in der Tasche hätte. Ich sagte ganz aufrichtig: „Nichts," worauf sie mich in ein andres Zimmer eintreten ließ.

Hier befand sich ein Schalterfenster, durch welches jede von uns einen Zinnapf und ein Stück Brot gereicht bekam. In dem Napf befand sich ein weißlicher Mischmasch, ein grober, halbflüssiger Haferbrei ohne jedes Gewürz. Vor dem Fenster stand ein hölzernes Salzfaß. Mir wurde gesagt, wir könnten uns selbst Salz nehmen, und wir taten es alle, um

den abscheulichen Brei genießbarer zu machen. In dem Raum befanden sich zwei lange Tische, vor denen zu beiden Seiten rohe Holzbänke ohne Rücklehne standen. Hier konnten wir uns endlich niedersetzen. Ich war allmählich hungrig geworden und versuchte den Haferbrei und das Brot zu essen, aber es wurde mir sehr schwer. Das Brot aß ich, aber den Haferbrei brachte ich nicht hinunter. Weshalb dieses abscheuliche Zeug verabreicht wird, begreife ich nicht. Warum gibt man nicht lieber eine ordentliche Kumme voll Kakao oder auch Tee? Das würde sich kaum teurer stellen, aber viel lieber genommen werden. Jedoch jede Mahlzeit, die ich in diesem Hause oder in irgend einer derartigen Anstalt erhielt, bestand in Haferbrei und Brot, nur, daß man mittags statt des Haferbreis Käse zum Brot bekam.

Nachdem wir mit dem Essen fertig waren, kam die Aufseherin, die unsre Personalien notiert hatte, herein und befahl uns ins Badezimmer. Über ein paar steinerne Stufen gelangten wir in ein enges Gelaß, in welchem vier irdene Badewannen aufgestellt waren. Wir wurden hier von einer Wärterin, die Anstaltsuniform trug, in Empfang genommen. Zu vieren betraten wir das Badezimmer. Wir mußten uns entkleiden und unser Zeug zu einem Bündel zusammenrollen, welches dann auf eine Bank gelegt wurde. Jetzt wurden die Wannen mit heißem Wasser gefüllt. In dem Badezimmer herrschte peinlichste Sauberkeit, aber dasselbe Bad wurde für vier Personen benutzt. Glücklicherweise bekam ich reines Wasser. Meine Schicksalsgenossinnen zeigten sich heftig abgeneigt gegen das Baden, und als ich zu einer der Frauen bemerkte, das Bad würde ihr gut tun und sie erfrischen, erstaunte ich über die mit spöttischem Lachen gegebene Antwort:

„Baden! Ich hab' das ewige Wasserpitschen satt.

Wohin man kommt, lassen sie einen baden. Mehr wie satt hab' ich's."

Unter den Heruntergekommensten unter den Obdachlosen findet man diese Abneigung ganz allgemein. Wie ich später entdeckte, herrscht auch in einigen derartigen Anstalten durchaus keine so mustergültige Sauberkeit.

Nach dem Baden bekam jede Frau ein Nachthemd gereicht. Es war sauber und schien nach der Wäsche nicht wieder benutzt zu sein.

Ich wurde nun über einen steinernen Flur in einen langen Schlafsaal geschickt. An beiden Seiten des Raumes waren zehn Betten aufgestellt. Sie waren nicht gerade weich, aber sauber und mit Laken, Wolldecken und guten Kissen versehen. Ich legte mich nieder und schlief ein, nachdem ich das Gebrumm der alten Frauen neben mir einige Zeit mit angehört hatte. So kalt und herzlos die Aufnahme war, die wir hier gefunden hatten, war es doch tausendmal besser, als der Grausamkeit der Straße preisgegeben zu sein. Aber in andern derartigen Asylen, denen ich studienhalber meinen Besuch abstattete, war die Behandlung so brutal, daß ich die unglücklichen Geschöpfe vollkommen begriff, die sich scheuten, in so einem Asyl ihre Zuflucht zu suchen.

Am andern Morgen wurde ich von der Aufseherin, die uns zum Abendessen und zum Baden befohlen hatte, wachgerüttelt. Ich mußte ins Badezimmer hinübergehen, um mir mein Zeug und mein Kleid zu holen.

Nachdem ich angezogen war, wurde ich in den Eßsaal geschickt. Ich tat, wie mir befohlen war und fand auf dem Tisch mehrere Näpfe mit Haferbrei und Brot dazu.

Nachdem ein kurzes Gebet gesprochen war, begannen wir zu essen. Als wir gegessen hatten, wurden wir verschiedenartig beschäftigt. Ich wurde in die

Wäscherei geschickt, eine große, mit allen möglichen Maschinen ausgerüstete Halle. Die Waschabteilung unterstand der Aufsicht einer gesund und nett aussehenden Person, die mehrere der Frauen, die mit mir zusammen zur Wäsche abkommandiert waren, beim Namen zu kennen schien.

„Kannst du plätten?" fragte sie mich.

„Ich will es versuchen," antwortete ich.

„Gut, stell' dich da an den Plättisch und plätt' diese Nachthemden," sagte sie nicht unfreundlich, als sie meine Bereitwilligkeit sah.

Ich machte es so gut ich konnte. Dabei sah ich, daß einige unter den Frauen geschickte Wäscherinnen zu sein schienen.

Ich arbeitete bis Mittag. Das Sprechen schien hier nicht verboten zu sein, denn wir befanden uns alle in lebhafter Unterhaltung, als die Vorsteherin und der gefürchtete Inspektor eintraten. Dieser Mann musterte eingehend jede der anwesenden Frauen und verließ uns wieder, ohne ein Wort gesagt zu haben. Aber bald darauf erschien ein Aufseher und befahl einer alten Frau, die mit mir am selben Tisch plättete, in das Bureau der Vorsteherin zu kommen. Eine der andern Frauen erzählte mir, daß der Inspektor die alte Frau „gepetzt" habe, weil sie verbotenerweise innerhalb der festgesetzten Frist in einem andern Londoner Asyl gewesen sei. „Die kriegt Zelle und Werg," prophezeite meine Nachbarin. Und es schien sich wirklich so zu verhalten, denn die Alte kam nicht wieder.

Um die Mittagszeit durften wir aufhören und zum Essen gehen. Das Mittagessen wurde in demselben Raum eingenommen, wo wir das Frühstück bekommen hatten. Es bestand aus Brot und Käse. Nach einer einstündigen Pause kehrten wir an unsre Arbeit zurück und arbeiteten bis um fünf Uhr nachmittags.

Nun war die Tagesarbeit beendet. Wir bekamen unser Abendessen, bestehend aus Haferbrei und Brot. O, wie ich mich nach einer Tasse Tee sehnte! Nach dem Essen wurden wir ins Bett geschickt.

Die Nacht verlief wie die vorangegangene. Um sechs Uhr am andern Morgen wurde ich auf dieselbe Weise wie am Morgen vorher geweckt, aber diesmal fand ich mein Zeug neben meinem Bett. Ich zog mich an und bekam den Auftrag, reinzumachen und Staub zu wischen. Als ich damit fertig war, bekam ich Frühstück — wieder Haferbrei und Brot. Um acht Uhr durfte ich die Anstalt verlassen.

Ich fragte nach meiner Begleiterin und erhielt die Antwort, daß sie ins Krankenhaus gebracht worden sei. —

Eine allzu zarte Behandlung der Pfleglinge ist in diesen Asylen für Obdachlose gewiß nicht gut angebracht. Aber man findet dort wirklich nicht das geringste Mitgefühl, keine Spur von Herzlichkeit; alles wird streng und kalt befohlen. In Asylen, die ich später besuchte, wurde den Pfleglingen, die dort ihre Zuflucht suchten, die brutalste Behandlung zuteil. Aber hier ging es nicht grausam zu. Man wird fast achtundvierzig Stunden seiner Freiheit beraubt und oft noch länger. Das Essen ist unschmackhaft und die Arbeit, die man leistet, steht in keinem Verhältnis zu dem Essen und dem Obdach, das dafür geboten wird.

Jenes eine Asyl ist mir hauptsächlich durch seine mustergültige Sauberkeit aufgefallen, aber der Ton, in welchem das Aufsichtspersonal mit den Pfleglingen verkehrte, war unfreundlich, und ich freute mich, nicht zu den ständigen Besuchern zu gehören. —

Mehr als einmal bin ich so fast gerade aus irgend einer eleganten Gesellschaft heraus mitten in die Stätten des Elends hineingekommen, und dann bin ich zuweilen von einer furchtbaren Angst befallen worden. Eines

Tages muß eine schreckliche Abrechnung erfolgen. Diese wahnwitzige Sucht nach Wohlleben, dieser Hang zur Faulheit und zum Vergnügen muß sich einmal furchtbar rächen.

9.

Wofür eine Seele feil ist

Ich war einmal an einem Winterabend bei einem glänzenden Fest in einem reichen Hause. Es war ein Sonnabend. Als der Tag des Herrn schon seit drei Stunden angebrochen war, drängten sich die Gäste noch immer in den Räumen. In einem großen Saal waren Kartentische aufgestellt, wo Herren und Damen große Geldsummen gewannen und verloren. In einem Zimmer wurde Musik gemacht, in einem andern fanden Theateraufführungen statt. Die teuersten Weine und die auserlesensten Speisen und Früchte wurden herumgereicht. Da waren große Silberschalen voll Pfirsiche, von denen das Stück zwei und einen halben Schilling kostete und Erdbeeren zum selben Preise. Um diese Dinge kämpften die elegant gekleideten Gäste, die, wie ich annehme, alle kurz zuvor gespeist hatten. Ich habe Witze darüber machen hören, welch unglaubliche Mengen Fabrikarbeiterinnen vertilgen können, die man zu einem Festmahl geladen hat, aber die haben vielleicht den ganzen Tag über noch nichts gegessen. Bei einer eleganten Gesellschaft gibt es aber keine derartige Entschuldigung, die Speisen, die man dort zu sich nimmt, braucht man nicht zur Erhaltung des Körpers.

Als ich jene Gesellschaft verließ, um in einen Mietwagen zu steigen, traf ich vor dem Portal des Hauses

mit einer jungen Dame in eleganter Toilette zusammen. Es regnete, und andre Wagen waren nicht zu sehen. So bat sie mich denn, ob ich sie in meinem Wagen bis zu ihrer Wohnung mitnehmen wolle, wozu ich mich bereit erklärte. Sie stieg zu mir in den Wagen. Sie war eine hübsche Erscheinung; ich hatte sie schon vorhin ein paar Minuten am Kartentisch beobachtet. Plötzlich wandte sie sich zu mir und sagte ohne jede Einleitung:

„Glauben Sie an einen Gott?"

„Gewiß glaube ich an Gott," sagte ich.

„Ich nicht, oder wenn es einen Gott gibt, scheint er sich aus uns Frauen nicht viel zu machen."

„Wie kommen Sie darauf?"

„Weil ich heute abend hundert Pfund im Spiel verloren habe und keinen Pfennig besitze, um es zu bezahlen."

„Und für solchen Unfug wollen Sie Gott verantwortlich machen?"

„O, ich habe oft Glück. Ich schulde einer Canaille von einem Kerl eine Menge Geld und hoffte heute abend so viel zu gewinnen, daß ich ihn auszahlen könnte. Ich habe gebetet, daß ich Glück haben möchte. Ich habe die ganze Zeit über mein Glücksschweinchen in der Tasche gehabt, habe auch dies Bernsteinkreuz getragen und darüber gebetet. Alles umsonst, ich habe hundert Pfund verloren, und der Teufel mag sie bezahlen."

„Über einem Bernsteinkreuz und einem Glücksschweinchen haben Sie zu Gott gebetet?" fragte ich ganz entsetzt. „Hat Ihre Mutter Sie das gelehrt?"

„Ach Gott, meine Alte! Die trinkt Eau de Cologne, seit der Alte die Geschäftsleute gewarnt hat, ihr keine Spirituosen mehr zu verabfolgen. Ich verschaffe ihr trotzdem manchmal was zu trinken; sie bekommt sonst so gräßliche Zustände, die arme alte Seele."

„Werden Sie es Ihrem Vater erzählen, daß Sie soviel im Spiel verloren haben?“ fragte ich.

„Wenn Sie den Alten kennten, würden Sie mich wohl nicht so was Dummes fragen,“ antwortete sie kurz auflachend. „Er macht, wenn er Geld 'rausrücken soll, mit jedem Krach. Die Alte läßt alles anschreiben. Einmal im Jahr gibt es dann einen heillosen Krach, und Vater bezahlt, was er unbedingt zahlen muß.“

„Er lebt wohl in bedrängten Verhältnissen?“

„Wir haben überhaupt nichts. Vater hat ungefähr viertausend jährlich, Mutter dreihundert; ich habe das, was ich beim Spiel oder durch Geschenke verdiene.“

„Wie können Sie an Geschenken verdienen?“

„Nun, ich verkaufe oder versetze sie. Gewöhnlich versetze ich sie so, daß ich sie mir, falls ich sie brauche, gegen ein Pfand auf einen Abend wiederholen kann. Ich kann mich dann doch anständig anziehen, wenn ich eingeladen bin.“

Das junge Mädchen erzählte all diese entsetzlichen Dinge mit der größten Gelassenheit. Sie tat mir unbeschreiblich leid. Ich fragte sie, wie sie es anfangen würde, um sich das Geld zu beschaffen.

„Das mag der Himmel wissen! Wahrscheinlich werde ich es mir von der Canaille geben lassen müssen.“

„Wollen Sie damit sagen, daß Sie für hundert Pfund Ihre Seele verkaufen werden?“ fragte ich entsetzt.

„Es wird mir wohl nichts andres übrig bleiben, es müßte denn schon irgend etwas ganz Außergewöhnliches geschehen. Glauben Sie, daß Gott mich erhören würde, wenn ich auf irgend eine andre Weise zu ihm betete? Gehören Sie zu den Frommen?“

„Ich weiß nicht, wen Sie ‚die Frommen‘ nennen,

aber ich glaube an Gott. Er hat mir oft geholfen, wenn ich mich in großer Not befand."

Das junge Mädchen drehte sich interessiert zu mir herum.

„Spielen Sie denn auch, oder handelte es sich um einen Mann?"

„Keins von beiden."

Der Wagen hielt vor der Tür des Hauses, worin die junge Dame wohnte.

„Kommen Sie noch ein Stündchen mit hinauf," forderte sie mich auf, „Mutter ist längst im Bett und Vater hab' ich bei Frau . . . zurückgelassen; der kommt sobald noch nicht."

„Dann kommen Sie doch mit zu mir," erwiderte ich; „es ist schon beinahe Morgen, Sie tun besser, sich einen langen Mantel zu holen."

Sie ging hinauf und kam mit einem dunklen Mantel zurück. Dann fuhren wir nach meiner Wohnung. Ich zündete den Gasofen an und machte Kakao für uns heiß. Meine Wirtin pflegte, wenn ich in Gesellschaft geladen war, immer ein paar einfache Erfrischungen für mich bereit zu stellen.

Eine traurigere Geschichte von einem verpfuschten Leben, wie dieses unglückliche Geschöpf sie mir erzählte, habe ich nie im Leben gehört. Wäre sie ein Mädchen aus dem Volke gewesen, wäre es leichter gewesen, ihr zu helfen. Aber sie war eine junge Dame aus guter Familie, die jegliche ehrliche Arbeit verachtete. Ihre Vorstellungen von Gott als einem Wesen, das mit Menschenseelen spielte, wie sie mit Karten, war einfach furchtbar.

„Es wird Ihnen wohl nichts anderes übrig bleiben, als diese Spielschuld zu bezahlen?" fragte ich sie.

„Selbstverständlich, es ist ja eine Ehrenschuld."

Du meine Güte! Man denke, daß Frauen es schon

soweit gebracht haben, den Ehrenkodex der Männer anzunehmen.

„Was würde denn geschehen, wenn Sie nicht zahlten?" fragte ich.

„Irgend ein schäbiger Kerl würde es meinem Alten stecken; auch würde ich überall geschnitten werden und nie wieder spielen dürfen."

„Würde das denn solch ein Verlust sein?"

„Würden Sie es vielleicht aushalten, niemals Geld zu haben? Schulden beim Diener zu haben und sich von Ihrer Kammerjungfer Unverschämtheiten gefallen lassen zu müssen, weil Sie ihr kein Trinkgeld geben können?"

„Ich habe weder Diener noch Mädchen," sagte ich.

„Um Gotteswillen! Wer hilft Ihnen denn beim Anziehen und macht Ihnen Ihr Haar?"

Ich mußte lachen. Angesichts dieser Tragödie berührte es mich geradezu komisch, daß es diesem Mädchen ein Unglück erschien, sich ohne Dienstboten behelfen zu müssen.

„Kann Ihre Mutter Ihnen nicht helfen?" fragte ich.

„Ach, die arme Alte, die hat ja keinen Cent. Die ist ja selbst immer in Verlegenheit."

„Hören Sie mal," sagte ich ganz außer mir. „Könnten Sie denn nicht hier alles aufgeben und irgendwo anders ein ordentliches Leben anfangen? Sie würden vielleicht eine Anstellung finden oder Sie könnten für einige Zeit zu einem Schwesternverband gehen; ich weiß, daß Sie dort ein Heim und eine Zuflucht finden würden."

Sie lachte bitter.

„Welch entzückende Aussicht!" sagte sie. „In einer abscheulichen Tracht mit langweiligen alten Schachteln herumzulaufen. Keine Bälle, keine hübschen Toiletten, keine Karten, nichts — ich danke!"

Ich war sprachlos.

„Können Sie mir nicht das Geld leihen?" fragte sie schließlich.

„Sie sehen ja, daß ich für meinen Unterhalt arbeiten muß, und ich besitze die Summe nicht, die Sie brauchen."

„Na, dann ist es auch einerlei. In hundert Jahren ist ja doch alles dasselbe. Ich laß mir das Geld von dem Ekel geben." —

Ich wußte instinktiv, welchen Preis sie für dieses Darlehn zu zahlen haben würde. Sie wollte sich auf den Markt begeben, wo die Seelen an den Meistbietenden verkauft werden. Es erschien mir ein furchtbarer Preis für elegante Toiletten und Vergnügungen.

Diesmal noch brauchte das junge Mädchen das Geld nicht von dem „Ekel" zu nehmen. Drei Jahre später traf ich sie zufällig in einem Pariser Hotel. Sie war großartig gekleidet und trug kostbare Brillanten. Sie war geschminkt und ganz allein. Ich vergab ihr, daß sie eine Schuld vergessen hatte, die ja keine „Ehrenschuld" war.

10.

Ich werde Fabrikmädchen

Für den Durchschnittsmenschen hat der „Millionär" etwas Faszinierendes. Es liegt in der Tat soviel Vortrefflichkeit in diesem Titel, daß jemand, der das Recht hat, ihn zu führen, die Welt herrlich finden wird, wohin er sich immer wenden mag. Es liegt ein gewisser Zauber in einem von der ganzen Welt anerkannten Reichtum. Dennoch werden sich viele Menschen nicht mit der Art und Weise einverstanden erklären, wie dieser Reichtum erworben wird, noch mit der Geschäftspraxis,

die von den Millionären, die sie entweder beneiden oder bewundern, ausgeübt wird.

Ein Zyniker schrieb kürzlich einmal in einer Zeitung, es sei nicht nötig, neue Kirchen zu bauen, da die schon vorhandenen häufig genug leer ständen. Statt dessen solle die Bank von England ihre Tore Sonntags öffnen und einen Finanzmann wie Pierpont Morgan engagieren, dort zu predigen. Die ungeheure Menge der Anbeter des allmächtigen Dollars würde keinen Zweifel darüber aufkommen lassen, welches die eigentliche Religion unsrer Zeit sei.

Gottlob sind wir nicht alle Zyniker. Aber da wirklich den Vertretern des Reichtums in England ein ebenso großes Interesse gezollt wird wie überall, wage ich es, hier ein paar Beispiele zu geben, welche Mittel Geldmacher, die ich kenne, anwenden, um zu Reichtum zu gelangen.

Wenn jemand bei stundenlanger harter Arbeit gehungert, gefroren und dabei gesehen hat, wie es ihm trotz alles Arbeitens nicht gelingen will, dieser engherzigen Zeit die Existenzberechtigung abzuringen, mag er wohl Rechenschaft vom Schicksal verlangen, weshalb der Arbeiter in der Haushaltung des Lebens so schlecht angeschrieben ist, während diejenigen, welche die Früchte seiner Arbeit genießen, in hohem Ansehen stehen.

Keine Kenntnis ist so überzeugend als die Kenntnisse, die man durch eigene Erfahrung gewonnen hat, und jetzt, wo ich das Leben der Mehrzahl von Arbeitern in unsern großen Städten kenne, da ich als ihresgleichen unter ihnen gelebt habe, habe ich ein inniges Mitgefühl für alle diejenigen, die ihr Brot durch ihrer Hände Arbeit verdienen.

Anfangs war mein Interesse nur das eines außerhalb stehenden Menschen, der das Volk bedauert und gewöhnlich nicht versteht. Aber als ich das Glück hatte, die Freundschaft von Sarah Rae zu gewinnen, die ihr

Leben dem Dienste der armen Fabrikmädchen in Hoxton gewidmet hat, begann meine erste engere Bekanntschaft mit diesen Menschenkindern. Allerdings hatte ich in vielen Teilen Londons und in andern Städten, die ich bereiste, Klubs und Vereine für Mädchen aus der Arbeiterklasse besucht. Dort sah ich viele vortreffliche Frauen aller Stände, die je nach dem Grade ihrer Bildung nützliche Arbeit leisteten. Sie waren sich dessen voll bewußt, daß sie diese Mädchen „erzogen" und „bildeten" oder ihnen „Wohltaten angedeihen" ließen. Aber sogar meiner beschränkten Erfahrung erschienen diese Bemühungen ein wenig gekünstelt. Erst nachdem ich Sarah Rae kennen gelernt und gesehen hatte, von welch großem Wert eine selbstlose, klug und frei denkende Frau für ihr Land und diejenigen Wesen sein kann, die einer praktischen Freundin bedürfen, empfand ich eine wirkliche Zuneigung zu jenen Mädchen, die sie so aufrichtig liebte, und denen sie in so guter Absicht diente, Mädchen, denen das Leben wenig wirklich Schönes bot, die aber doch darauf bedacht waren, fröhlich und sogar glücklich zu sein.

Nach wiederholten Besuchen in Hoxton und nach intimer Freundschaft mit Frau Rae wurde es mir klar, daß ich nicht eher imstande sein würde, etwas Nennenswertes für diese Menschen zu tun, ehe ich nicht ihr Leben aus eigener Erfahrung kannte. Damit wollte ich aber nicht zwanzig Jahre warten. Ich wollte sie kennen und verstehen lernen und ihnen aus freiem Antrieb helfen, solange ich noch jung war und nicht nötig hatte, aus dem „Gutes tun" eine Art von Beruf zu machen, weil jedes andre Interesse erloschen war. —

Mit großer Vorsicht und Zartheit deutete ich meiner Freundin meinen Wunsch an, als richtige Arbeiterin in eine Fabrik einzutreten. Aber sie wollte meinen Plan nicht begünstigen.

„Liebes Kind," sagte sie, „Sie haben keine Ahnung von der Härte jenes Lebens und von der furchtbaren Umgebung."

Aber ich hatte es mir nun einmal in den Kopf gesetzt. Ich wandte mich an meinen alten Freund C. und fragte ihn um Rat, wie ich es anzufangen hätte.

„Soll ich versuchen, ob ich in einer Fabrik in Hoxton Arbeit für Sie finden kann?" fragte er.

„O nein," entgegnete ich, „dort wage ich nicht hinzugehen; man kennt mich da viel zu genau. Versuchen Sie es in New Croß oder in irgend einer andern Fabrikgegend. Wenn es möglich ist, besorgen Sie mir für den Anfang möglichst leichte Arbeit.

„Ja," erwiderte er lachend, „das ist so recht Frauenart; viel Geld verdienen, viel Spaß haben und wenig arbeiten!"

Ein paar Tage darauf kam C., um mir mitzuteilen, daß er bei einem befreundeten Handwerker, dessen Töchter in einer Fabrik im Süden Londons arbeiteten, ein Zimmer für mich gemietet habe. Die Mädchen hatten versprochen, ihr Bestes zu tun, um in derselben Fabrik Arbeit für mich zu finden.

C.'s glühende Phantasie hatte zwingende Gründe zu erfinden gewußt, weshalb sofort Arbeit für mich beschafft werden müsse.

„Sie ist fremd hier und stellt sich bißchen ungeschickt an hier in London, aber sonst ein gutes Geschöpf."

Ich dankte ihm für diese Charakteristik, packte meinen Koffer, als wollte ich verreisen und fuhr davon. Ich stieg in einem kleinen Zimmer in einer ruhigen Straße Londons ab, das zum Schauplatz noch vieler meiner Verwandlungsszenen geworden ist. Ich ließ meine guten Kleider in dem Zimmer zurück und nahm nur einen kleinen Korb und ein Bündel mit mir. C. wartete auf der Straße auf mich und sprach

sich anerkennend über meinen Anzug aus. „Sie sehen sehr echt aus," sagte er.

Es war Nachmittag, als wir zu der Familie gingen, bei der ich untergebracht werden sollte. Wir gingen durch enge unwirtliche Straßen und gelangten zu dem Hause, das in einer kleinen Gasse lag, an deren einer Ecke das unvermeidliche Wirtshaus lag, während sich an der andern das ebenso unvermeidliche Leihhaus befand. In der Straße waren ein paar elende und schmuddelige kleine Läden, in deren Schaufenstern Brot, billige Konserven und ähnliche Dinge ausgelegt waren. Die Ladenbesitzer in dieser Gegend pflegen auf eine Woche Kredit zu geben. Die Kunden erhalten ein Buch, in welches sie die Sachen, die sie holen, eintragen lassen. Am Sonnabend wird dann gezahlt. Natürlich müssen sie so die Sachen viel teurer bezahlen, als gegen bar. Dennoch hilft dieser Brauch, wie ich gefunden habe, mancher armen Frau über schwierige Augenblicke hinweg und macht es ihr möglich, kleine Mägen satt zu machen, die sonst hungrig geblieben sein würden.

Ungefähr um fünf Uhr kamen wir bei Nr. 20 an, dem Hause, wo meine neuen Wirtsleute wohnten. Herr C. meldete unsre Ankunft durch ein einmaliges Anschlagen des Türklopfers an der bereits offenstehenden Haustür.

„Man klopft nie zweimal," erklärte er mir, „das würde die Hausbewohner zu sehr in Alarm versetzen. Nur Ärzte und Beamte klopfen zweimal."

„Sie sind gerade beim Tee," flüsterte C. mir zu, als ein Geruch von gebackenen Bücklingen zu uns herüberwehte.

Als niemand von unserm Klopfen Notiz nahm, klopfte er noch einmal, dieses Mal lauter. Jetzt erschien ein kleines Mädchen an der Tür. Ein großes

Butterbrot, das sie in der Hand trug, bewies, daß sie eben vom Essen aufgestanden war.

„Was wollen Sie?"

Bevor wir noch antworten konnten, rief eine laute Männerstimme vom Ende des Ganges: „Wer is da, Male?"

C. sagte der Kleinen, daß ich die neue Mieterin sei.

„So, na denn kommen Sie man 'rein," sagte das Mädchen. „Nu is sie da, Vater," rief sie den Gang hinab.

Wir wurden in ein Hinterzimmer geführt, das ungefähr zehn Fuß im Quadrat maß, dennoch befanden sich in diesem kleinen Raum nicht weniger als neun Personen, außer C., „Male" und mir.

C. stellte mich Herrn Cruddock vor, der sich erhob und seinen im Hemdärmel steckenden Arm ausstreckte, um mir die Hand zu schütteln.

„Was wollen Sie haben? 'n Schluck Bier oder lieber Tee? Sie brauchen es bloß zu sagen. Mutter, gib ihr was zu essen. Steh auf, Billy, du kannst auf 'm Hof weiter essen, daß wir hier mehr Platz kriegen."

Billy verschwand mit seinem Brot in unbekannte Regionen. Ich nahm an einer Ecke des Tisches Platz, und nun erfolgte die Vorstellung. Frau Cruddock, Kate Cruddock, die älteste Tochter, mit der ich mich später sehr anfreundete, Jane Cruddock, ihre Schwester, ein Mädel von achtzehn Jahren, die ewig zum Lachen aufgelegt war, obwohl es in ihrem Leben nicht viel zu lachen gab; Jim Cruddock, der älteste Sohn und zwei ziemlich ungeschickt aussehende junge Menschen, die mir einfach als die „Freunde der Mädchen" vorgestellt wurden. Alle diese Herrschaften und zwei oder drei Kinder, die noch irgendwo in die Lücken eingezwängt waren, wurden mir mit Kopfnicken und Handbewegung vorgestellt.

Mitten auf dem Tisch stand eine Riesenschüssel mit Butterbröten, daneben eine mächtige Teekanne, und jeder in der Tafelrunde hatte eine Tasse mit Untertasse.

„Tee oder Bier? Sie brauchen es bloß zu sagen," sagte der gastfreie Herr Cruddock.

C. und ich stimmten beide für Tee. Es währte ein Weilchen, bis wir ihn bekamen, denn es mußten erst ein paar Tassen von den Kindern für uns aufgewaschen werden.

Nach dem Tee verabschiedete sich C., und Kate forderte mich auf, mit in das Zimmer hinaufzukommen, das ich mit ihr teilen sollte. Es war eine kleine, aber sauber und ordentlich gehaltene Stube, von der aus man den Blick auf enge Höfe hatte, in denen die unvermeidliche Wäsche zum Trocknen hing. Kate war ein derbes Mädchen mit rotem Gesicht, gutmütigen Augen und üppigem, zerzaustem Haar.

„Wo geh'n Sie heut abend hin?" fragte sie mich.

„Ich weiß nicht recht," antwortete ich, „ich habe noch nicht darüber nachgedacht."

„Wissen Sie was, ich will sehen, daß ich meinen Menschen da unten los werde, und dann gehen wir zusammen in die Singspielhalle."

Ich war einverstanden.

Kate ging hinunter, und bald darauf hörte ich den jungen Mann und die andre Schwester das Haus verlassen.

Für drei Pence auf die Galerie irgend einer billigen Singspielhalle zu gehen, ist ein beliebtes Vergnügen der Fabrikmädchen. Mit „seinem Menschen" spazieren gehen ist eine andre, aber minder geschätzte Zerstreuung.

Kate und ich machten uns also auf den Weg zu einer Singspielhalle, mußten aber lange draußen Reihe stehen, bevor die Türen geöffnet wurden. Ich

erlebte bei dieser Gelegenheit ein Beispiel, wie diese Mädchen sich selbst zu schützen, oder wie sie es nennen, „einem zu zeigen wissen, was 'ne Harke ist." Ein Herr trat versehentlich einem hinter uns stehenden Mädchen auf die Füße. Er mochte, seinem Äußeren nach zu urteilen, irgendwo als Schreiber angestellt sein. Sie drehte sich rasch zu ihm um und er sagte:

„Bitte um Entschuldigung."

„Was sollte das?"

„Ich bitte um Entschuldigung," wiederholte er.

„Bitte um Entschuldigung," äffte sie ihm nach, „hier wird nicht gebettelt, oder sie stecken einen ins Loch." Dann zu der bewundernden Menge gewandt: „So 'n Kerl hat die ganze Welt, wo er hinpedden kann, und denn muß er sich grad den Fleck, wo ich stehe, für sein olles Gehwerk aussuchen!"

„Ich habe Sie um Entschuldigung gebeten, und mehr kann ein Herr nicht tun. Ich hatte Sie nicht gesehen."

„Mich nich gesehn! Sie haben Ihre Augen wohl für alt beim Trödler gekauft?"

„Ich bitte um —" begann der junge Mensch wieder, aber das Mädchen schnitt ihm ohne weiteres das Wort ab, indem sie sich in kampfbereite Positur stellte und dem jungen Mann riet, „zu verduften, ehe sie ihm eine langte." Er zog sich diskret in den Hintergrund zurück.

Die Vorstellung, der wir dann beiwohnten, war ebenso neu und befremdend für mich, wie die Einleitung es gewesen war. Wir gingen auf die Galerie hinauf und bezahlten drei Pence für einen Stehplatz inmitten einer Menge lärmender junger Leute, die entweder glühend begeistert oder erbarmungslos kritisch waren. Ich folgte jeder Nummer des wunderlich gemischten Programms mit Interesse.

Zuerst erschien eine dicke Dame, die sehr dekolle-

tiert war und ein Halsband von Diamanten in der Größe von Taubeneiern um den Hals trug. Sie wurde mit stürmischen Zurufen begrüßt, und ich hörte jemand die Frage aufwerfen: „Wann geht der Ballon auf?“ Sie sang zuerst eins der bekannten Singspielhallenlieder, dann begann sie sich eilig zu entkleiden, bis sie in rosa Trikots vor uns stand, in welchem Kostüm sie „Home Sweet Home“ vortrug. Dem Beifall nach, der ihrem Gesang gespendet wurde, hätte sie eine Patti sein können. Aber ich glaube, der Applaus galt wohl mehr dem Liede selbst. Denn so wunderlich es erscheint, sind doch grade diese Leute, die am wenigsten Ursache haben, ihr Heim zu lieben, das ihnen in der Regel eine höchst unbehagliche Unterkunft bietet, stark empfänglich für das innige Gefühl, das in jenem alten Liede zum Ausdruck kommt.

Als die Vorstellung zu Ende war, ging ich mit Kate hinaus, und wir machten uns gemeinsam mit einer ganzen Gesellschaft junger Leute auf den Heimweg. Es wurden geräuschvolle Späße gemacht, die mit lautem Gelächter aufgenommen wurden. Aber schlechte Reden wurden nicht geführt, und man konnte im Grunde nichts gegen diese Gesellschaft einwenden. Es war spät, bevor wir zu Bett kamen, und mir war es, als hätten wir kaum eine Stunde geschlafen, als laut an die Tür geklopft wurde und Herr Cruddock mit lärmender Stimme uns zurief: „Fix raus aus den Federn, Mächens, sonst kommt Ihr zu spät!“

Wir sprangen aus dem Bett und zogen uns so schnell wie möglich an. Kate und ich machten jede unser Bett auf und gingen zum Frühstück hinunter, das aus Kaffee mit Butterbrot und einem Stück gebratenem Speck bestand.

Dann machten wir uns auf den Weg nach der Fabrik. Es war eine Fabrik künstlicher Mineralwässer. Kate verdiente hier ihre fünfzehn Schilling

die Woche und galt als eine geschickte Arbeiterin. Sie mußte überhaupt wohl gut angeschrieben sein, denn sie zögerte keinen Augenblick, mich dem Werkführer zuzuführen. Nachdem dieser ein paar Fragen an mich gestellt hatte, willigte er ein, mich vorläufig beim Flaschenwaschen anzustellen, wofür ich als Anfängerin ohne alle Übung das glänzende Gehalt von drei Schilling die Woche erhalten sollte. Wir mußten um acht Uhr morgens in der Fabrik sein und machten um sieben Uhr abends Feierabend. Mittags gabs eine Pause von einer Stunde und nachmittags um die Teezeit eine von einer halben Stunde.

Kate und Jane betrugen sich anständig gegen mich und ich fühlte mich ganz wohl im Verkehr mit ihnen. Sie waren aus ordentlicher Familie, zogen sich sauber und nett an und lebten, ihren Begriffen nach, gut. Aber viele von den andern Mädchen gehörten viel niedrigeren Kreisen an und waren recht roh.

Ich lernte hier ein Übel kennen, das das Glück vieler dieser Mädchen bedroht. Das ist die Leidenschaft für das Wetten, die bei einem großen Teil der arbeitenden Mädchen Londons überhandnimmt. Fast jede Fabrik hat ihren eigenen Buchmacher, der in der nächsten Nachbarschaft wohnt. An Sonnabendabenden pflegten sich die Mädchen dieser Fabrik in Gruppen zusammenzutun, um mit demselben Eifer wie ihre Brüder und Väter die Vorzüge und Schattenseiten der Rennpferde zu erörtern, und ich sah sie bei dem Buchmacher Summen riskieren, die in gar keinem Verhältnis zu ihren geringen Einnahmen standen.

Die Mineralwasserfabriken gehören nach der Statistik zu den gefährlichsten Betrieben, in denen Frauen beschäftigt werden, und die Zahl der Unfälle ist größer als im Verhältnis zu andern Fabriken, mit Ausnahme der Baumwollfabriken. Im Jahre 1903 wurden 544 Frauen verletzt und es kam eine erhebliche Menge

von Todesfällen in diesem Betriebe vor. Die Unfälle werden hauptsächlich durch Explosionen, brechendes Glas und unvorsichtige Bedienung der Maschinen hervorgerufen. Die Regierung hat viel getan, um die gewöhnlich sehr achtlosen Arbeiterinnen solcher Fabriken zu schützen. Das erste Arbeiterschutzgesetz ging 1802 durch, aber seitdem sind zahlreiche Gesetze zum Schutz der Arbeiter erlassen worden. Diese Gesetze sind schon gut, aber natürlich wäre noch manches daran zu verbessern. Ich muß aber bemerken, daß, wo ich in Fabriken Mißstände gefunden habe, sie nicht Mängeln des Gesetzes zuzuschreiben waren. Es sind ausgezeichnete weibliche Inspizienten angestellt, die die Interessen der Frauen und Kinder, welche in Fabriken arbeiten, zu vertreten haben. Die Regierung ist bestrebt, geregelte Arbeitsstunden für die Fabrikarbeiterinnen zu schaffen.

Nur sind diese Arbeitsstunden viel zu lang. Ich besuchte einmal eine Musterfabrik in Amerika, deren Direktor einer der größten Millionäre und erfolgreichsten Geschäftsleute der Vereinigten Staaten ist. Er beschäftigte fünftausend Arbeiter und sagte mir, daß die Beschränkung der Arbeitsstunden für die Fabrikarbeiter sich völlig bezahlt gemacht habe. Deren Leistungskraft wäre doppelt so groß, wenn sie nicht durch allzulange Arbeitsdauer überanstrengt würden.

Wenn diese Reform in Amerika mit Erfolg durchzuführen war, könnten sicher auch anderswo die Arbeitsstunden ohne Nachteil für den Arbeitgeber eingeschränkt werden. In jeder der Fabriken, wo ich gewesen bin, habe ich zehn bis elf Stunden arbeiten müssen, behaupte aber, daß keine Frau imstande ist, so lange Zeit wirksame Arbeit zu leisten.

Es ist jeder Fabrikarbeiterin verboten, in Betrieb befindliche Maschinen zu reinigen, und für jede Arbeiterin sind 250 Kubikfuß Luft vorgeschrieben.

Wie schwer es aber ist, halbgebildete oder völlig

ungebildete Menschen zu schützen, leuchtete mir ein, als ich bemerkte, daß die Mädchen alle miteinander die Inspizienten als ihre persönlichen Feinde betrachteten, ebenso wie das Volk die Polizisten als seine Feinde ansieht, während sie uns Gebildeten als die Vertreter von Schutz und Sicherheit gelten.

Ich habe gefunden, daß viele Übertretungen des Gesetzes von den Fabrikarbeiterinnen nicht nur verziehen, sondern geflissentlich verheimlicht werden; auch die Furcht vor dem Entlassenwerden wird manche daran hindern, in bezug auf Überstunden mit der Wahrheit an den Tag zu kommen.

Herr C. besuchte mich von Zeit zu Zeit bei den Cruddocks und versah mich mit bescheidenen Geldmitteln für die täglichen kleinen Bedürfnisse, denn trotz meines festen Vorsatzes fand ich es unmöglich, mit drei Schilling pro Woche auszukommen. Für die Beköstigung allein mußte ich vier Schilling wöchentlich zahlen und außerdem zwei Schilling für das Zimmer, das ich mit Kate teilte. Wenn ich nicht einen Zuschuß zu meinem spärlichen Verdienst gehabt hätte, wäre ich in der Tat schlimm daran gewesen. Diejenigen von den Fabrikmädchen, die bei ihren Eltern leben können, sind immer am besten gestellt. Es wird nicht von ihnen verlangt, daß sie ihren ganzen Verdienst abliefern, und sie genießen durch den gemeinsamen Haushalt manche Vorzüge, die sie sich nicht leisten könnten, wenn sie ganz für sich allein wirtschaften müßten. Sparsam sind sie freilich nicht, und nur selten legen sie etwas für schlechte Zeiten zurück. Im Gegenteil, wenn sie selbst etwas haben, sind sie auch gern bereit, davon abzugeben, und die Freigebigkeit dieser Art von Leute ist erstaunlich.

C. war von Cruddocks zum nächsten Sonntag zum Mittagessen geladen, und ich hatte das Vergnügen, die Mutter am Sonnabend auf ihrem Marktgang zu

begleiten. Die beiden Töchter waren mit ihren „Menschen" ausgegangen.

Das sonntägliche Mittagessen ist in der Familie eines Londoner Fabrikmädchens ein wahres Fest. „Man hat ja nich das Gefühl, daß Sonntag ist, wenn man nich seinen Braten auf dem Tisch hat," meinte Frau Cruddock. „Sehn Sie, das ist der einzige Tag, wo wir mal alle zusammen sind, und denn mag ich es auch gern 'n bißchen nett haben."

Das Einkaufen der Vorräte für den Sonntag ist denn auch ein wichtiges Geschäft.

Die Leute, zwischen denen ich damals lebte, pflegten ihre Einkäufe Sonnabends abends zwischen sechs Uhr nachmittags und zwölf Uhr nachts zu machen; die ärmere Bevölkerung aber kauft gewöhnlich erst am Sonntag Morgen ein, weil die Waren dann billiger verkauft werden.

Cruddock, der eine sehr hohe Meinung von seiner Frau hatte, erzählte mir, seine Alte verstände für zwei Schilling mehr nach Hause zu bringen als andre für einen Dollar. (Merkwürdig, wie oft das Londoner Volk den Ausdruck Dollar gebraucht.) Einige dieser Frauen sind vortreffliche Hausfrauen. Man muß es freilich weiß Gott einzurichten verstehen, wenn man mit zwanzig oder dreißig Schilling zehn oder zwölf Menschen eine ganze Woche lang beköstigen soll. Die Tüchtigsten unter diesen Frauen scheuen sich nicht, meilenweit zu gehen, um die billigste Kaufgelegenheit zu finden. Aber ich habe gefunden, daß sie in der Regel entsetzlich verschwenderisch sind und den Wert der Waren, mit Ausnahme der Fleischpreise, nicht kennen.

An jenem Sonnabendabend ging ich also mit Frau Cruddock durch die enge, hellerleuchtete und von munterem Lärm widerhallende Marktstraße, zu deren beiden Seiten Buden aufgeschlagen waren, in denen alle mög-

lichen Eßwaren ausgebreitet lagen. Geld auszugeben, und sei es auch noch so wenig, scheint diesen Frauen ein unbeschreibliches Vergnügen zu machen. Den ganz Armen scheint die Wärme und der Anblick der ausgebreiteten Eßwaren ein gewisses Behagen zu verursachen. Fröhlich drängt sich die Menge zwischen den Buden hindurch; jeder kauft das Billigste, was zu haben ist, oder sieht den besser Gestellten bei ihren Einkäufen zu. Hunderte von Stimmen schwirren durch die Luft. Händler rufen ihre Preise aus, Hausierer schreien nach Käufern, Straßenmusikanten singen oder spielen, Drehorgeln spielen ihre Weisen, nach denen Scharen von Kindern tanzen, Schaubudenbesitzerinnen rufen die Wunder und Herrlichkeiten ihrer Buden aus, kleine Kinder krähen vor Wonne, daß sie mit dabei sein dürfen, wenn Mutter einkauft — das ist der Markt der Armen.

Die geräuschvollsten und energischsten Verkäufer findet man auf diesen Märkten gewöhnlich in den billigen Fleischerständen. In Scharen drängen sich die Frauen um die Fleischbuden herum, die gewöhnlich von oben bis unten mit großen Fleischstücken behängt sind. Frau Cruddock blieb vor einer dieser Fleischerbuden stehen, wo der Besitzer eine Art von Auktion eröffnet hatte:

„Immer ran, immer ran! Acht — sechs — fünf Pence! Immer ran, Herrschaftens! Vier Pence das Pfund! Hat denn niemand Geld? Immer ran, immer ran! Drei Pence das Pfund! Wer will noch mal? — Da, schon verkauft!", und nachdem der Handel abgeschlossen war, ging es wieder an: „Immer ran, immer ran!" Der Mann sah Frau Cruddock an der einen Seite der Menschenmenge stehen und nahm sie aufs Korn: „Na, Madamm, was wollen Sie Ihrem Alten mit nach Haus nehmen? Kucken Sie mal, ich hab' hier grad' so 'n nettes Stück; das kratzt den

Alten morgen auf, sollen Sie mal sehn!" Aber Frau Cruddock zog es vor, sich ihr Fleisch selbst auszusuchen.

Dieser Sonntagmittag bei den Cruddocks wird mir unvergeßlich bleiben. Wir saßen zu zwölfen an einem Tisch, der grade für vier Personen groß genug war, aber jeder schien es sich gut schmecken zu lassen. Nach Tisch machten wir einen Spaziergang in den Park. Die Mädchen tanzten auf dem Rasen oder gingen Arm in Arm spazieren und machten ihre witzigen Bemerkungen über ein paar junge Leute, die da umherschlenderten.

11.

In der Kartonnagenfabrik

Nachdem ich einige Zeit bei den Cruddocks gewesen war, hatte ich genug von der Mineralwasserfabrik und wünschte in einem andern Stadtteil in eine Fabrik einzutreten, wo ich mit einem einzelnen Fabrikmädchen zusammen leben könnte. Da traf ich in einer ärmlichen Fabrikgegend zwei Mädchen, die sich prügelten. Sie waren, wie ich später erfuhr, dicke Freundinnen gewesen und hatten zusammen ein Zimmer bewohnt. Aber dann hatte die eine der andern ihren „Menschen" abspenstig gemacht, und das war die Ursache ihrer erbitterten Feindschaft. Ein Polizist brachte die beiden auseinander, und ich setzte mich zu der einen, die wie ein Haufen Unglück auf dem Pflaster hockte. Sie war sehr geknickt und erzählte mir auf meine Fragen, wo sie wohne. Ich brachte sie nach Hause und blieb bis um elf Uhr abends bei ihr. Als ich fortging, versprach ich ihr, an Stelle ihrer treulosen Freundin zu ihr zu ziehen. Zwei Tage später machte ich mich mit meinem Bündel am Arm auf den Weg nach der Vor-

stadt, wo das Mädchen lebte. Sie bewohnte eine Dachkammer in einer riesigen Mietskaserne. In dem Zimmer befand sich ein Ofen, der zum Heizen und Kochen diente. Wenn das Mädchen in der Mitte ihrer kleinen Domäne saß, konnte sie ihre gesamte Habe mit der Hand erreichen. Sie schlug mir vor, mit ihr in einem Bett zu schlafen, aber ich zeigte wenig Erkenntlichkeit für diese Freundlichkeit, sondern kaufte mir einen Klappstuhl, eine Art von Ruhebett, auf dem ich viele Nächte zugebracht habe. Der Stuhl kostete sieben Schilling fünfzig. Mein Mantel mußte mir in der ersten Nacht als Decke dienen, aber später kaufte ich mir eine Decke und ein Kissen.

Meine Freundin hieß Annie. Sie arbeitete in einer Fabrik, die weit von ihrer Wohnung entfernt war. Um zu ihrer Arbeitsstelle zu gelangen, mußte sie eine Eisenbahnfahrt machen, die den größten Teil ihres bescheidenen Einkommens verschlungen haben würde, wenn sie den vollen Preis gezahlt hätte. Sie benutzte deshalb einen der billigen Arbeiterzüge, für den die letzten Fahrkarten sieben Uhr morgens ausgegeben wurden. Die Fabrik, in der sie arbeitete, wurde um ein Viertel nach acht Uhr geöffnet. Sie mußte deshalb, wenn sie auf der Station ankam, noch lange auf der Straße umherstehen, ehe das Fabriktor geöffnet wurde. Ich habe häufig an feuchtkalten Morgen ganze Scharen dieser armen Mädchen in Torwegen kauern sehen. Wer frühmorgens in Liverpool Street ankommt, kann viele Fabrikmädchen finden, die auf dem Bahnhof die Zeit bis zum Arbeitsanfang abwarten.

Annie nahm mich mit in ihre Fabrik, in welcher Kartonnagen verfertigt wurden. Ich mußte eine Menge Fragen beantworten, wurde dann als Lehrling angenommen und zu einer Arbeiterin in einen langen Saal geschickt. In dem Saale befand sich eine Unmenge von Arbeitstischen, an denen Frauen beschäftigt waren.

Ich sollte einen Monat lang ohne Lohn arbeiten. Hinterher sollte ich dann auf Stückarbeit angestellt werden. Das hieß so viel, daß ich dieser Arbeiterin, dafür, daß sie mich anlernte, einen Monat lang meine Arbeit zur Verfügung stellen mußte.

Als ich an ihrem Tisch anlangte, fragte ich sie, ob sie die und die sei; sie nickte mit dem Kopf. Ich richtete meinen Auftrag aus und sie warf mir einen durchdringenden Blick zu.

„Du fängst spät an, was?"

„Ja," sagte ich, „aber hoffentlich nicht zu spät."

„Na, das kommt drauf an. Schachteln kleben kann man nicht so im Handumdrehen lernen."

„Ich werde mir alle Mühe geben," sagte ich bescheiden.

„Das ist immerhin schon was wert," meinte sie lächelnd.

Ich mußte dann mit ihr in den Saal gehen, wo die Pappe zugeschnitten wurde. Dort wurde ich mit Pappstücken beladen, die schon zugeschnitten und zum Zusammenstellen fertig gemacht waren. Als wir an den Arbeitstisch zurückgekehrt waren, begann meine Lehrmeisterin flink, Papierstreifen mit flüssigem Leim zu bestreichen, wobei sie sich ihres einen Fingers bediente. Mit den andern Fingern klebte sie die Streifen auf die Kanten der Pappe, wobei sie den leimbeschmierten Finger vorsichtig abgespreizt hielt. Sie arbeitete mit unglaublicher Schnelligkeit. Am ersten Tage hatte ich eigentlich nichts weiter zu tun, als die Pappe aus dem Zuschneideraum zu holen und die Schachteln aufzustapeln, die meine Lehrmeisterin wie ein Zauberkünstler verfertigte, der sozusagen aus nichts die herrlichsten Dinge hervorzaubert. Ich versuchte ein paarmal selbst, Schachteln zu kleben, aber soviel ich mich auch aufzupassen bemühte, konnte ich es doch nicht verhindern, daß meine Finger immer wieder anein-

ander klebten, so daß ich hingehen mußte, um mich zu waschen, was von meiner Lehrmeisterin als Zeitvergeudung bezeichnet wurde. Es kam mir vor, als ob ich das Kleben der Schachteln niemals lernen würde, und von meinen Mitarbeiterinnen hörte ich, daß man in einer Kartonnagenfabrik ein volles Jahr gelernt haben muß, bevor man sechs Schilling die Woche verdienen kann. Eine perfekte Schachtelkleberin muß sogar drei Jahre gelernt haben. Das Mädchen, das mich anlernte, verdiente vierzehn Schilling die Woche und war eine der geschicktesten Arbeiterinnen in der Fabrik.

In dieser Fabrik waren ungefähr achtzig Mädchen und jüngere Frauen angestellt. Sämtliche Arbeiterinnen unterstanden der Oberaufsicht eines Vorarbeiters, der den Stückarbeiterinnen die Arbeit zuteilte und ihre Leistungen kontrollierte.

Nach der Erfahrung, die ich hier und anderswo machte, glaube ich, daß der allgemeine Brauch zu verwerfen ist, junge Mädchen der Oberaufsicht von Männern zu unterstellen. Wie oft habe ich die Mädchen bitter über Begünstigung und Ungerechtigkeit klagen hören. Sie beschweren sich selten über die langen Arbeitsstunden oder die geringen Löhne, aber in ihren Klagen über ihre männlichen Vorgesetzten sind sie ziemlich einmütig. Zugunsten der Werkführer muß betont werden, daß, wenn sie nicht streng und genau wären, ihnen diese Mädchen bald über den Kopf wachsen würden. Aber meiner Ansicht nach ruht auf den Fabrikbesitzern, die ihre Arbeiterinnen der Aufsicht eines männlichen Werkführers unterstellen, eine ernste Verantwortung.

Meine Arbeitsstunden in dieser Fabrik währten von viertel nach acht Uhr morgens bis zwölf Uhr mittags; nach einer einstündigen Mittagspause wurde dann bis um sechs Uhr abends gearbeitet. Wenn es viel zu

tun gab, arbeiteten die Mädchen bis um acht Uhr abends. Da wir einen weiten Weg bis nach Hause hatten, brachten wir uns unser Essen gewöhnlich mit. Es bestand aus Butterbrot, das mit Schinken oder Fleisch belegt war. Einige der Mädchen gingen in eine nahegelegene Kaffeewirtschaft; andre holten sich fertiges Essen aus einer Garküche und setzten sich dann gruppenweise vor die Tür der Fabrik oder sie gingen auch auf der Straße auf und ab, bis die Arbeit wieder begann.

Die Männer haben bessere Zustände für sich geschaffen. Durch den Gewerkverein ist den Fabrikbesitzern die Verpflichtung auferlegt, ihren Angestellten geeignete Räume zur Verfügung zu stellen, in denen sie ihre Mahlzeiten einnehmen können. Aber für die Frauen werden nicht die geringsten Vorkehrungen getroffen, die es ihnen ermöglichen würden, ihr Mittagessen in einiger Behaglichkeit einzunehmen. Das lange Stehen und das schlecht gewählte, wenig nahrhafte Essen, das in irgend einem Winkel heruntergeschlungen wird, macht es den Mädchen unmöglich, eine so gute Arbeit zu leisten, wie es unter günstigeren Bedingungen möglich sein würde.

In der mustergültigen Fabrik der National Cash Register Company in Amerika, in der ich einmal als Gast anwesend war, zeigte man mir den Eßsaal der Arbeiterinnen, wo den Mädchen gegen eine sehr geringe Entschädigung durch die Gesellschaft ein schmackhaftes Essen verabfolgt wurde. Die Direktoren gaben mir die Versicherung, daß seit Errichtung dieses Eßsaals die Leistungsfähigkeit der Arbeiterinnen mindestens um ein Drittel gestiegen sei, so daß — wie einer der Direktoren sich ausdrückte — „es sich rentierte, für seine Angestellten zu sorgen". Die Gesellschaft hatte auch eine ausgezeichnete Kochschule für die Mädchen errichtet.

Das Leben, wie Annie und ich es führten, war

charakteristisch für das Leben der Fabrikmädchen im allgemeinen. Wir lebten wie Freundinnen, gingen zusammen auf die Arbeit und kamen zusammen nach Hause. Zuweilen nahm sie mich auch mit in einen der Vereine, denen sie angehörte.

Einmal ging ich mit ihr „zu Tanz". Dieser Tanz fand im Hinterzimmer einer kleinen Wirtschaft statt. Ich hatte mir den Fuß verrenkt, was mir bei derartigen Gelegenheiten leicht passiert, und saß nun an der Wand und sah dem Treiben zu. Gelegentlich führte einer der jungen Leute eins der Mädchen in die Wirtsstube und ließ ihm dort etwas zu trinken geben. Wir kamen nicht vor Mitternacht nach Hause, und ich fand, daß diese abendlichen Expeditionen uns das frühe Aufstehen am andern Morgen sehr erschwerten.

Wir mußten, um den Zug zu erreichen, um sechs Uhr morgens aufstehen, und damit wir sicher waren, nicht die Zeit zu verschlafen, leisteten wir uns einen „Wecker", eine ganz bekannte Einrichtung im Fabrikleben. Es ist das ein Mann, der für vier oder fünf Pence wöchentlich zu jeder beliebigen Morgenstunde erscheint, um Leute zu wecken, die durch ihren Beruf gezwungen sind, zu einer Zeit aufzustehen, wo ihre glücklicheren Mitmenschen noch in festem Schlaf liegen.

Annie und ich bereiteten abwechselnd das Frühstück für uns. Wir hatten gewöhnlich nur Kaffee und Butterbrot, wenn es einmal ganz hoch herging auch wohl eine Scheibe Schinken oder einen Bückling dazu, aber mehr als zwei Pence gaben wir eigentlich niemals für unser Frühstück aus. Wir rannten gewöhnlich nach dem Bahnhof, wo wir uns durch all die Arbeiter hindurchdrängen mußten, um die Karten am Schalter zu lösen. Wenn wir den Arbeiterzug benutzten, mußten wir den Betrag des Fahrgeldes genau abgezählt bereit halten, denn gewechselt wurde nicht.

Wir betrachteten es als einen besonders glücklichen Zufall, wenn es uns gelang, einen Sitzplatz zu erhalten. Ich wundere mich, weshalb es den Eisenbahngesellschaften gestattet ist, so viele Personen in ihre Wagen zu stopfen, wie es ihnen gefällt, während die Omnibusgesellschaften bestraft werden, wenn sie mehr als eine bestimmte Anzahl von Fahrgästen in den Wagen befördern. Durch die anstrengende Eisenbahnfahrt und das lange Warten auf der Straße, bis die Türen der Fabrik geöffnet wurden, waren Annie und ich gewöhnlich müde, bevor die Arbeit noch anfing, und ich spähte nach einem Ort aus, wo wir uns bis zu Beginn der Arbeit aufhalten konnten.

Ich entdeckte in der Nähe unsrer Arbeitsstelle eine Kirche, die auf Veranlassung ihres christlich und menschenfreundlich gesinnten Pastors zu diesem Zweck für die Fabrikmädchen offen stand. Hier fand ich morgens zwischen sieben und neun Scharen von jungen Mädchen, die still mit Lesen oder Nähen beschäftigt waren. Für Annie und mich war diese Unterkunft wie von Gott gesandt. Sie lag in nächster Nähe der Fabrik, und solange wir hier arbeiteten, fanden wir eine Zufluchtsstätte in diesem Gotteshaus. Viele Kirchen der Großstädte würden in dieser Weise eine gute und würdige Verwendung finden, und manch unbehütetes junges Geschöpf könnte gerettet werden, wenn ihm in leicht erreichbarer Nähe eine derartige Zufluchtsstätte offen stände.

Ich befreundete mich mit mehreren von den Mädchen, die in dieser Fabrik arbeiteten. Oft gingen wir mit einer ganzen Schar von Kolleginnen nach Hause, deren Gespräche für mich immer Gegenstand lebhaften Interesses waren. Ich erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß die Lektüre, welcher diese Mädchen vor aller andern den Vorzug geben, die sogenannten Hintertreppenromane sind. Annie sagte mir, daß sie „nur so was

lesen möchte, wo viel von Liebe und Blut drin vorkäme". Diese Mädchen begeistern sich für die Liebesaffären und Intrigen von Grafen und Herzoginnen, und schwelgen in den glühenden Schilderungen der Verfasser derartiger Schriften.

Als ich eines Tages mit Annie von der Arbeit kam, gesellte sich eine ihrer Freundinnen zu uns. Sie fing an, Annie von einem Buch zu erzählen, das sie gerade las.

„Ich konnt' nicht eh'r einschlafen, als bis ich es aus hatte," sagte sie. „Ja, wie gesagt, als nun der Herzog den falschen Brief von dem Grafen Atuhr gelesen hat, geht er die Marmortreppe 'runter und das direktemang in die kalte Nacht hinaus, und da geht er je nu die Straße 'runter und kommt auf den Grafen Atuhr zu, der die Herzogin Clarissa grad' in den Armen hält?"

„O Gott, Gott! was tat er bloß?"

„Ja, er kreuzte die Arme über der Brust und sah die beiden eine Weile kalt und verächtlich an."

„Na und da?"

„Herzogin Clarissa löste sich nun aus den Armen des Grafen Atuhr und warf sich dem Herzog zu Füßen."

„Und was tat der?"

„Er drohte ihr und schäumte vor Wut."

„O Gott, Gott, das arme Frauenzimmer! Nanu, weiter?"

„Dann geht er mit der Reitpeitsche auf den Grafen los. Er hieb erbarmungslos auf ihn ein, und der Graf flehte um Gnade!"

„O Gott, o gott, ich hätt' das nich lesen können. Bring es morgen mit, Lizzy, vergiß es ja nich, hörst du?"

„Nein, ich will dran denken."

„Wie heißt es?"

„„Die Liebe, die tötet.'"

Ich versuchte diesen Mädchen einmal eine Geschichte von der Hodgson Burnett vorzulesen und fand sie lebhaft interessiert. Aber diese Geschichten sind nicht für ein oder zwei Pence käuflich, und ein Fabrikmädchen hat kein überflüssiges Geld für Leihbibliotheken. Ich ging in ein paar der Vereine für junge Mädchen und unterzog die dortigen Büchereien einer Musterung, um zu sehen, wie die Lektüre beschaffen war, die man diesen hungrigen jungen Geistern gab. In einer fand ich eine Auswahl süßlicher Erzählungen, mit moralischen Plattheiten gespickt; in einer andern Bücher erziehlichen Inhalts, ein paar minder gute Erzählungen und einige Bücher, welche allgemeine Fragen behandelten, die für Fabrikmädchen kein sonderliches Interesse haben konnten. In der dritten fand ich wohl einige bekannte, ausgezeichnete Bücher, aber eine sorgfältig gewählte Sammlung nirgend. Fabrikmädchen haben eine sehr harte Arbeit und besitzen in der Regel ein gut Teil tierischer Triebe und geistiger Energie, so daß sie ein Ventil für ihre aufgespeicherten Gefühle finden müssen. Oft stürzen sie um die Mittagszeit aus ihrer Fabrik, um mit begeisterter Hingabe nach den Klängen einer Drehorgel zu tanzen oder sie begehen allerhand närrische Streiche vor lauter Wonne, in die frische Luft hinauszukommen. —

Mehr als einmal bin ich in der Kartonnagenfabrik ohnmächtig geworden; Luft und Licht waren zu schlecht und zu der schweren Arbeit kam der Mangel einer guten Ernährung. In dieser Fabrik verdiente keine Frau ein ganzes Pfund. Wir mußten ständig über Feierabend hinaus arbeiten, und häufig mußte eine der Arbeiterinnen hinausgehen, weil ihr übel wurde. Es herrschte hier nicht die geringste Fürsorge für die Arbeiterinnen. Aber als ich einmal den Börsenbericht durchsah, fand ich, daß gerade diese Fabrik hohe Dividende gab.

Ein blühender Handel ist die Stütze einer Nation. Aber kein Volk vermag den Vorrang zu behaupten, das seine Arbeiter unbillig schlecht bezahlt und sie zwingt, unter ungesunden Verhältnissen zu arbeiten, ohne jegliche Fürsorge in bezug auf die Einrichtung von geeigneten Speise- und Erholungsstätten.

12.

Fleischwaren

Ein junger Bursche prahlte einmal in meiner Gegenwart, daß er ein Stück Fleisch, welches mehrere Schilling wert gewesen war, für wenige Pence gekauft hätte. Er hatte in einem kleinen Schlächterladen, in welchem die Ware fast auf dem Straßenpflaster zum Verkauf auslag, in einem Stück faulenden Fleisches einen kleinen Holzpflock entdeckt. Diesen Pflock zog er heraus, ging damit an die andre Seite des Ladentisches und steckte ihn in ein Stück gutes Fleisch. Dann fragte er den Schlächter, was dieses Stück kosten solle und der Mann nannte ihm den ungefähren Preis.

„Was," rief er, „für so 'n Dreck wollen Sie drei Schilling haben? Riechen Sie doch bloß mal!" Er zog den besudelten Pflock heraus, der Schlächter roch daran und überließ ihm das Stück für drei Pence. Es frägt sich, wessen Moral die fragwürdigere war, die des Schlächters oder die des Burschen. —

Eine meiner Freundinnen, die Vorsteherin eines bekannten Klubs, mit der ich einmal über die Beschaffung der Nahrungsmittel für dieses Institut sprach, erzählte mir, daß sie früher bei einer reichen Dame auf dem Lande Gesellschafterin gewesen sei. Die Liebhaberei dieser alten Frau war die Landwirtschaft. Sie

hatte eine bedeutende Zucht von Rindvieh und Schafen, die sie mit großem Nutzen verkaufte. Meine Freundin erzählte mir weiter, daß die Erfahrungen, die sie dort gemacht hätte, sie bestimmten, niemals ausländisches Fleisch zu kaufen, nicht allein, weil das im Lande geschlachtete Fleisch billiger sei, sondern weil viele Landleute ihr schlechtestes Vieh als ausländisches Fleisch auf den Markt brächten. Die alte Dame, bei der meine Freundin angestellt war, pflegte regelmäßig ihr tuberkulöses oder sonst krankes Vieh zu billigeren Preisen fortzugeben, um es als ausländisches Fleisch auf den Markt gelangen zu lassen. Meine Entdeckungen über die Zustände im Londoner Fleischhandel bestimmten mich, auf längere Zeit Vegetarierin zu werden, und wenn ich jetzt Fleisch esse, geschieht es nur, nachdem ich mich versichert habe, daß es in den Verkaufsstellen der Armee oder der Marine oder in ähnlichen Instituten gekauft ist, die keinen Vorteil daraus ziehen, minderwertige Abfälle unter falschem Namen an das Publikum zu verkaufen.

Während meiner Entdeckungsfahrten unter der arbeitenden Klasse bemühte ich mich, in zwei Richtungen Erfahrungen zu sammeln.

Einmal wollte ich aus eigener Erfahrung etwas von den betrügerischen Manipulationen bei Geschäftsverkäufen kennen lernen, von denen ich so viel gehört hatte. Diese Betrügereien sind oft in der Tagespresse erörtert worden. Es ist allgemein bekannt, wie der arglose Käufer z. B. eines kleinen Tabakgeschäftes von einem gewissenlosen Agenten zu dem durchtriebenen Besitzer des Ladens geführt wird. Es werden ihm ein paar gefüllte Zigarren- und Zigarettenkisten, ein paar Pfund Tabak und andre gute Dinge gezeigt, die ihn annehmen lassen, daß das ganze Lager von ebenso guter Beschaffenheit ist. Wenn das Geschäft perfekt ist, entdeckt das unglückliche Opfer dann, daß die hinteren

Kistenreihen auf den Regalen leer sind oder so minderwertige Waren enthalten, daß der Wert des ganzen Lagers auf einen minimalen Betrag herabsinkt.

Ich merkte bald, daß es sehr schwer halten würde, solche Kniffe kennen zu lernen, wenn ich nicht selbst als Käuferin aufträte. Mit Hilfe eines Freundes kam ich mit verschiedenen kleineren Schlächtern in London und Umgebung in Berührung, die Geschäfte zu verkaufen hatten. Eine Methode, die sich mir als äußerst erfolgreich erwies, war die, daß ich in einer wöchentlich erscheinenden Fleischerzeitung anzeigte, ich wünschte einen kleinen Schlächterladen zu kaufen. Ich bekam viele Antworten und kam dadurch in den Stand, den Betrieb in den kleinen Schlächterladen der verschiedensten Teile Londons kennen zu lernen.

Dann wieder erhielt ich, ebenfalls durch dasselbe Blatt, eine Anstellung als Buchhalterin in einem Schlächterladen, und dabei lernte ich wenigstens eine Seite des Fleischgeschäfts in diesem Lande gründlich kennen.

Ich habe auch in zwei Fleischkonservenfabriken gearbeitet, oder richtiger gesagt, in einer Fabrik für Fleischkonserven und einer Fabrik für Tafelgelees. Es waren keine Musterfabriken. Ich war damals ganz entrüstet über die Art und Weise, wie geldgierige und gewissenlose Geschäftsleute auf Kosten des arglosen Publikums reich wurden, dem sie minderwertige Surrogate als gute Eßwaren verkauften. Da ich aber in jener Zeit mit andern Dingen beschäftigt war, machte ich damals nur wenig Gebrauch von dem großen Material, das ich sammelte. Da Fleisch ja leider die Hauptnahrung des britischen Volkes ausmacht, will ich hier eine kurze Beschreibung von den minderwertigen Geschäften, in denen mit Fleisch gehandelt wird, und von den Produkten, die unter dem Namen Fleisch verkauft werden, geben. Ich rede hier natürlich haupt-

sächlich von dem Fleisch, das in England selbst geschlachtet und verarbeitet wird. Um ausländische Fleischkonserven kümmere ich mich nicht weiter.

Es ist allgemein bekannt, daß lebendes Rindvieh zu Tausenden nach England importiert wird, und zwar in der Hauptsache von Argentinien, Amerika, Australien und Neu-Seeland. Welch enormen Aufschwung dieser Handel während der letzten Jahre genommen hat, mögen die nachfolgenden Ziffern beweisen. Es war ungefähr im Jahre 1876, als der amerikanische Kontinent England mit dem sogenannten „englischen Roastbeef" zu versorgen begann. In jenem Jahre wurden nur 5513 Tonnen eingeführt. Im letzten Jahre erhielten wir 175611 Tonnen. Australien begann 1881 Fleisch auszuführen. Es sandte zuerst 565 Tonnen und 1905 96518 Tonnen. Aber am verblüffendsten hat die Ausfuhr von Argentinien zugenommen, von wo aus zuerst 19 Ochsen und 375 Stück Schafe ausgeführt wurden; das war im Jahre 1889. Im Jahre 1900 wurden von dort nach England 32079 Ochsen und 144573 Schafe ausgeführt. Die Ausfuhr wurde dann wegen der Maul- und Klauenseuche untersagt, aber im letzten Jahre erhielten wir wieder 19643 Rinder und 65493 Schafe. Der Import des letzten Jahres aus den Vereinigten Staaten und Argentinien hat den Rekord geschlagen. Er bezifferte sich 1905 auf 175611 Tonnen. 42% des ganzen Bedarfes wurden aus Amerika bezogen; Argentinien und Australien lieferten ungefähr 23%, und nur etwa 27% des Bedarfs produzierte das eigene Land.

In ganz London gibt es acht Fleischbeschauer, und im letzten Jahre gelangten 415296 Tonnen auf den Londoner Markt. Diese Ziffern sagen genug. Die Fleischbeschauer sind gewissenhafte Beamte, die bereit sind, alles zu tun, was in ihrer Macht liegt. Aber die nicht zu bewältigende Arbeit, die von ihnen ver-

langt wird, macht ihr Amt einfach lächerlich. In dem Londoner Schlachthaus für Rindvieh wurden 173904 Tiere geschlachtet; von dieser Anzahl wurde an den 28 verschiedenen Kais, an denen das Fleisch gelöscht wurde, 1001 Tiere als für den Gebrauch völlig untauglich erklärt. Seit kurzem pflegen die Großhändler ihre Waren gleich von diesen Kais an die Kleinhändler zu befördern, wodurch der Fleischkontrolle neue Schwierigkeiten entstehen.

Nachdem ich diese Erläuterungen vorausgeschickt habe, werden meine später zu erzählenden Erlebnisse vielleicht nicht ganz so unglaublich klingen, wie es sonst der Fall sein möchte.

Die Fleischkonservenfabrik, in welcher ich arbeitete, gehörte einer großen wohlhabenden Gesellschaft. Ihr Name ist dem englischen Publikum seit vielen Jahren geläufig. Zu andern Ungeheuerlichkeiten, die in diesem Betriebe vorkamen, gehörten die kolossalen Kisten mit Schafherzen, Lungen und Lebern, die von Amerika und andern Gegenden eintrafen. Einmal war solch eine kolossale Sendung über und über verschimmelt und stank so fürchterlich, daß einem geradezu übel davon wurde. Die ganze Luft war von diesen Kisten verpestet. Trotzdem wurde jedes Stückchen dieses verdorbenen Abfalls zur Herstellung von eingelegten Zungen und andern Delikatessen verwandt. Um diesem verdorbenen Fleisch ein ansehnliches Äußere zu geben, muß es stark gewürzt und verschiedentlich gefärbt werden. In einer Londoner Zeitung gab kürzlich ein Chemiker eine Beschreibung davon, wie es möglich sei, leicht verdorbenes Fleisch in Büchsen einzumachen, ohne daß die Dosen ausbauchten oder irgend welche Anzeichen von Verwesung erkennen ließen. Ich kann nach dem, was ich selbst in diesem Betriebe gesehen habe, bezeugen, daß diese Behauptungen vollständig wahr sind, denn das fertig zubereitete und eingelegte Fleisch

war derartig behandelt, daß, nachdem die Dosen luftdicht verschlossen worden waren, ein weiterer Gährungsprozeß nicht stattfinden konnte. Große Mengen dieser Konserven wurden an bekannte Firmen verschickt.

Es gibt im Fleischhandel einen bestimmten Artikel, der scherzweise „Bulgarische Gräuel" bezeichnet wird. Es ist Hammelfleisch, das aus Serbien kommt. Das Fleisch ist künstlich gefroren und erreicht London oft in sehr fragwürdiger Verfassung; diese Ware ist in der Tat so schlecht, daß sie die Bezeichnung „Bulgarische Gräuel" durchaus verdient.

Die Frauen und Mädchen, die in dieser Fabrik arbeiteten, waren dagegen abgehärtet. Sie gehörten zu den elendesten Geschöpfen, die mir je begegnet sind. Keine von ihnen verdiente mehr als fünfzehn Schilling die Woche; der Durchschnittslohn belief sich auf acht bis elf Schilling. Ich habe keine ausgesprochenen Krankheiten bei den Arbeiterinnen bemerkt, aber ihr ganzer körperlicher Zustand war so unappetitlich und widerwärtig, daß dies, im Verein mit dem ekelhaften Gestank der tierischen Stoffe, die hier verarbeitet wurden, den Aufenthalt in der Fabrik fast unerträglich machte. Der Luftraum für die Arbeiter war natürlich nicht annähernd so groß, wie das Gesetz ihn vorschreibt. Die Lüftung war unzureichend und die ganzen Zustände in der Fabrik unhygienisch. In diesem Falle war allerdings ein Abort vorhanden, der den Angestellten zur Benutzung frei stand. In welchem Zustand er sich ursprünglich befunden hat, vermag ich nicht zu sagen; aber in Anbetracht der vielen Menschen, die ihn benutzten und der Beschaffenheit dieser Menschen, denen jedes Gefühl für Sauberkeit und Anstand abging, war er einfach unmöglich geworden.

Inmitten all des üblen Gestanks, der in dieser Fabrik herrschte, stellte man Eßwaren her, die in den Handel gebracht und an das ahnungslose Publikum ver-

kauft wurden. Welche Veränderungen in dieser Fabrik stattgefunden haben mögen, seit ich vor vier Jahren dort arbeitete, vermag ich nicht zu sagen. Aber ich bin überzeugt, daß ein Leopard eher seine Haut wechseln würde, als daß sich die Direktoren dieser Fabrik zu irgend welchen Verbesserungen bereit finden lassen würden, die mit Geldausgaben verknüpft sind, es sei denn, daß sie durch die Macht des Gesetzes oder durch die Furcht vor völliger Bloßstellung dazu gezwungen würden.

Die Verantwortung für Konserven verteilt sich auf so viele Menschen, daß es schwer festzustellen ist, wem die Schuld an dem Verbrechen zufällt, das ohne Frage täglich begangen wird. Ich möchte glauben, daß das neuerdings im Publikum erwachte Interesse für die Konservenfabrikation und die zunehmende Wachsamkeit der Kontrollbeamten zu Reformen in dieser Angelegenheit führen wird. Aber die menschliche Natur ändert sich nicht, und wenn nicht eine ständige Überwachung der Konservenfabrikation aufrecht erhalten wird, werden die schlechten Zustände immer wieder einreißen.

13.

Marmeladenfabriken

Kaum zu ertragen war, was ich in Mameladenfabriken erlebte.

Einige Zeit, bevor ich da eintrat, war ich bei einem kleinen Fest zugegen, das eine meiner Freundinnen Fabrikmädchen gab. Viele dieser Mädchen arbeiteten in einer Marmeladenfabrik. Ich wußte damals noch nicht, was das sagen wollte und steuerte

zu dem Essen zwei Dosen bester Marmelade zu. Abends hatte ich das Vergnügen, eins der Mädchen sagen zu hören:

„Himmel, so 'n Schweinkram; ich werd' mich hüten, was davon zu nehmen!"

Ich bemühte mich, ihr zu erklären, daß es das teuerste und beste sei, was ich kenne. Das Mädchen lachte:

„Ja, Fräulein, Sie arbeiten man nich in einer Marmeladenfabrik. Pfui Deibel!"

Dieser Schauder sagte genug. Später begriff ich, wie berechtigt dieser Abscheu gewesen war. —

Als mir zuerst der Gedanke kam, mich in die große Armee der Fabrikarbeiterinnen einzureihen, dachte ich an keine anderen Reformen als an diejenigen, welche die Arbeiterinnen selbst betreffen. Ich hatte tatsächlich keine Ahnung von den Entdeckungen, die meiner in den Fabriken harrten. Es war lange bevor die Agitation in bezug auf die saubere Zubereitung von Eßwaren begann, und ich hatte mich bis dahin wenig um die ganze Nahrungsmittelindustrie gekümmert. Mein Hauptinteresse galt den Arbeiterinnen in den Fabriken. Die andern Dinge, die ich hier erzählen will, sind nur das Ergebnis meiner persönlichen Erfahrungen, während ich bestrebt war, über das Leben der Fabrikarbeiterinnen Material zu sammeln.

Welche Wandlungen sich in der Konservenfabrikation seit den Tagen meiner Qual vollzogen haben, vermag ich nicht zu sagen. Ich bin in und in der Umgebung von London in Fabriken verschiedener Art beschäftigt gewesen, so daß meine Erfahrungen ziemlich reichhaltig sind. Man muß nicht denken, daß es in sämtlichen Fabriken so zugeht, wie in denen, wo ich gearbeitet habe, aber in einer großen Anzahl wird man dieselben unglaublichen Zustände treffen. Ich bin mir durchaus bewußt, daß es viele der Neuzeit und

den gesundheitlichen Anforderungen entsprechende gibt. Ich selbst habe die Räumlichkeiten solcher Fabriken beschaut und bin bei Firmen zu Gast gewesen, die große Felder und Obstplantagen auf dem Lande besaßen, und deren Obst völlig einwandfrei war. Aber die Besitzer der Fabriken, in denen ich arbeitete, besaßen keine eigenen Obstgärten. Sie kauften auf dem billigsten Markt und verkauften auf dem teuersten. Für diejenigen, die in diesen Fabriken arbeiten müssen, gibt es nur den einen Trost, daß selbst Reichtum die Leute nicht vor diesen schmutzig und in ekelerregender Weise zubereiteten Speisen zu schützen vermag, denn der Verkauf derartiger Konserven beschränkt sich nicht auf die untersten Klassen. Es mag diesen elenden Arbeitern einen kleinen Trost gewähren, daß eine elegante Dame mit ihrem, durch die reiche Umgebung verwöhnten Geschmack auch von diesen Delikatessen zu essen bekommt, die in schmutzigen ungesunden Arbeitsstätten von schmutzigen und oft von kranken Menschen bereitet sind. Es ist dieser unbewußte Ausgleichungsprozeß, der einem eine gewisse Befriedigung gewähren kann, wenn man nach den Erfahrungen, die man in diesen Fabriken gemacht hat, außer sich vor Empörung ist.

Anfang Juli, als die Obstsaison auf ihrer Höhe stand, erhielt ich, nachdem ich eine ganze Nacht mit verkommenen, obdachlosen Geschöpfen in den Straßen Londons zugebracht hatte, vorübergehend Arbeit in einer Marmeladenfabrik. Es ist allgemein bekannt, daß es in bezug auf die Arbeitszeit, auf Luftraum und sanitäre Einrichtungen feste Vorschriften gibt. Aber in der Fabrik, in der ich arbeitete, hat sich während der kurzen Zeit, die ich dort tätig war, kein Kontrollbeamter sehen lassen, und aus dem ganzen Verhalten der Besitzer dieser Fabrik ging deutlich hervor, daß sie keine Überfälle so eines Beamten befürchteten. Die Dinge gingen, wie sie gehen wollten. Da waren einige

zwanzig Frauen, die gleich mir die Nacht auf den Straßen Londons zugebracht hatten. Diese liebevolle Stadt hatte uns keine Zufluchtsstätte geboten, wo wir uns hätten waschen und säubern können, bevor wir die Arbeit in einer Fruchtkonservenfabrik aufnahmen. Eine der Frauen hatte einen eklichen Hautausschlag; was es war, vermag ich nicht zu sagen. Sie waren alle miteinander entsetzlich schmutzig und durchaus nicht in der Verfassung, Eßwaren zu berühren, die für den menschlichen Genuß bestimmt waren.

Da die Früchte beinah völlig unerwartet und in kolossalen Mengen hereinkamen, mußten sie sofort verarbeitet werden, denn die Witterung machte es unmöglich, sie aufzubewahren. Erdbeeren, Pflaumen, Himbeeren trafen täglich in ungeheurer Masse ein. Wir waren um sieben Uhr in der Fabrik und arbeiteten den ganzen Tag mit einer Pause von je zehn Minuten mittags und nachmittags bis abends um acht Uhr und später, somit die Arbeitsgrenze überschreitend, die das Gesetz vorschreibt. Solange ich in dieser Fabrik arbeitete, wiederholte sich dies Tag aus Tag ein.

Daß Arbeiterinnen, die zwischen dem Hungertode und der Möglichkeit einer kargen Existenz zu wählen haben, von jeder Klage absehen, versteht sich von selbst. Die Liebe zum Dasein scheint diesen Geschöpfen so tief eingepflanzt zu sein, daß sie es selbst durch Leiden zu verlängern trachten. Eine Beobachtung, der niemand entgehen kann, der aus den — wie wir gern zu sagen pflegen — „heidnischen" Ländern in christliche Länder kommt, ist die hier herrschende unsinnige Furcht vor dem Tode. In keinem Lande habe ich sie ausgeprägter gefunden als in England. Freilich besitzt der Arme diese Furcht in geringerem Grade als der Reiche, Gebildete; aber von der ruhigen Erwartung des Schicksals, die man im Orient findet, kennt man wenig. Während ich unter dem Volk arbeitete

und seine Leiden sah, habe ich mich oft gewundert, daß sie diesen Qualen nicht selbst durch den Tod ein Ende machen; aber lieber ertragen sie Tag aus Tag ein Hunger und Kälte und Überanstrengung. —

Wenn wir morgens in die Fabrik kamen, nahmen wir auf unsern Stühlen Platz, zu deren beiden Seiten riesige Körbe standen, von denen der eine voll und der andre leer war. Unsre Aufgabe bestand darin, die Stiele und Blätter so schnell wie möglich zu entfernen und die so vorbereitete Frucht in den leeren Korb zu werfen, der, nachdem er gefüllt war, in den Kochraum getragen wurde.

In dieser Fabrik war nirgends eine Waschgelegenheit für die Arbeiterinnen, es fehlte überhaupt an sanitären Einrichtungen jeder Art. So wie wir von der Straße kamen, setzten wir uns an die Arbeit. Die Körbe mit den Früchten wurden von Männern, und wenn es sehr eilig ging, auch von Frauen hereingebracht und neben die Stühle gesetzt. Wir arbeiteten unter Hochdruck; alle paar Minuten erschien der Werkführer und spornte uns an mit Zurufen wie: „Flink! Flink!" und „Aufgepaßt da!" Die Hitze war so groß, daß der Schweiß an den unglücklichen Arbeiterinnen herabrann; alle Augenblicke mußte sich eine der Frauen die Feuchtigkeit von der Stirn und aus dem Gesicht wischen. Die Früchte waren natürlich nicht gewaschen. Sie kamen in großen Rollwagen an, wo sie in mächtigen Körben aufgestapelt lagen. Diese Fabrik pflegte in Covent Garden minderwertige und leicht verdorbene Früchte zu kaufen, die von Obsthändlern und Grünwarenhändlern nicht mehr zu verwerten waren. Infolge der Hitze und der festen Packung gelangten die Früchte häufig in halber Gährung in der Fabrik an. Manchmal waren sie so schlecht, daß es unmöglich war, heile Früchte dazwischen herauszusuchen. Wir konnten nichts tun, als den Matsch händevoll heraus-

füllen, die hervorstechendsten Stengel und Blätter herausſammeln und in den andern Korb werfen, wo er zu einem Brei zerfloß.

Es handelte ſich dabei keineswegs um eine kleine unbekannte Firma. Vor einiger Zeit las ich in der Zeitung von einem Fall, wo mehrere Zentner Früchte, die für eine Fabrik beſtimmt waren, von einem Kontrollbeamten mit Beſchlag belegt worden waren. Es kam zur Verhandlung, und der Beſitzer der betreffenden Fabrik erſchien vor Gericht und war natürlich in höchſtem Maße unglücklich, daß in ſeiner Fabrik ſo etwas hätte paſſieren können. Er gab die Verſicherung ab, daß es ſich lediglich um einen Zufall handle, und daß das Obſt, falls es in ſchlechtem Zuſtande bei der Fabrik anlangte, ohne weiteres vernichtet würde. Der Mann wurde zu einer geringen Geldſtrafe verurteilt, und die Früchte wurden vernichtet. Natürlich kümmerte ſich kein Menſch weiter darum. Mich amüſierte der Vorfall, weil es in der Fabrik, wo ich arbeitete, ſo allgemein vorkam, daß die Früchte in einem Zuſtande anlangten, daß ein anſtändiger Menſch ſie als einfach unmöglich für den menſchlichen Genuß bezeichnet haben würde. —

Weitere Erfahrungen machte ich bei einer ganz bekannten Marmeladenfabrik in der Nähe Londons. Der Direktor dieſer Fabrik, die einer kleinen Aktiengeſellſchaft gehörte, ſtand bei ſeiner Kirche in hohem Anſehen. Er iſt für ſeine Wohltätigkeit bekannt, kann ſie ſich auch leiſten, da ihm der Betrieb ſeines Geſchäftes ſo wenig koſtet. In dieſer Fabrik werden ſiebzig Frauen und Mädchen beſchäftigt und etwa dreißig bis vierzig Männer. Die Frauen ſetzen ſich aus den niedrigſten Schichten der Bevölkerung zuſammen, ſie ſind liederlich und dem Trunke ergeben. Die Männer waren anſtändiger; es ruhte auch größere Verantwortung auf ihnen. Jeder Saal hatte ſeinen Werk-

führer. Wo immer ich in Fabriken gearbeitet habe, habe ich immer wieder dieselben Klagen gehört, wenn Männer zur Beaufsichtigung von Frauen und Mädchen angestellt waren. Natürlich kann man nicht all die Geschichten glauben, die einem als die Folgen dieses Systems erzählt werden. Aber von zwei Mädchen weiß ich bestimmt, die, um nicht ihre einzige Existenzmöglichkeit aufzugeben, den Wünschen ihrer Werkführer gefügig waren. Es ist nichts weniger als erfreulich, das Schlußkapitel solcher Geschichten zu betrachten.

In dieser Marmeladenfabrik wurden die Arbeitsstunden strenger eingehalten, und da ich hier in den sogenannten permanenten Stamm von Arbeitern eintrat, sah ich nicht soviel Schmutz wie bei den Gelegenheitsarbeitern. Der Arbeitsraum war sehr eingeengt und die Luft infolge von schlechtem Wechsel alles andre als rein.

Es ist mir nie gelungen, herauszubringen, wo die Apfelsinen, die hier zu Marmelade verarbeitet wurden, gekauft wurden, doch vermag ich für die Richtigkeit des unter den Arbeitern allgemein umgehenden Gerüchtes, daß die ungeheuren Mengen von Apfelsinenschalen, die ich täglich ankommen sah, von der Straße aufgefegt würden, nicht zu bürgen. Es war mir nicht möglich, die Wahrheit dieser Angaben zu prüfen, aber so viel weiß ich, daß die Apfelsinen, die in den eigenen Wagen der Gesellschaft anlangten, wo sie in hohen Körben fest aufeinandergestapelt lagen, oft halb verfault waren. Eines Morgens war das Tagesquantum der zu verarbeitenden Früchte so schlecht, daß die Arbeiterinnen ganz laut ihre Späße darüber machten, wenn sich nicht grade einer der Werkführer in Hörweite befand. Ein Korb, den ich auspacken und nachzählen mußte, enthielt so zerquetschte und verdorbene Früchte, daß sich über jeder Schicht grünlich weißer Schimmel gelagert hatte. Ich machte den Werk-

führer darauf aufmerksam, bekam aber die prompte Antwort, daß ich mich darum nicht zu kümmern hätte; wenn ich es nicht lassen könne, meine Nase in Dinge zu stecken, die mich nichts angingen, gäbe es genug „andre, die es könnten". —

Der Aufenthalt in einer andern Fabrik gehört zu meinen bösesten Erfahrungen. Es war dieses Mal nicht schwer gewesen, Arbeit zu erhalten, nachdem ich schon anderswo Früchte verlesen und Pfirsiche geschält, somit einen gewissen Anspruch auf diese Art von Beschäftigung hatte. Die Arbeitsuchenden waren größtenteils Gelegenheitsarbeiterinnen von ärmlichem und kränklichem Aussehen. Ich gehörte zu den zwanzig Auserwählten. Der Lohn wurde auf sieben Schilling die Woche festgesetzt, und ich ward auf „vielleicht" drei Wochen „regelrecht" angestellt. Es schien ein „großer" Markt erwartet zu werden, denn es gab viel Obst, das sich in jenem Jahre schlecht hielt.

Ich ging sofort an die Arbeit. Die Arbeiterinnen wurden der Reihe nach durch eine Tür gelassen, wo ein Werkführer jeder einzelnen eine Messingmarke einhändigte. Diese Marken mußten wir mittags, wenn wir hinausgingen, wieder abliefern, und unsre Nummern wurden in ein Buch eingetragen, um festzustellen, ob wir pünktlich gewesen waren.

Am ersten Tage saß ich vor einem Tisch, auf dem das Obst hoch aufgestapelt lag, und verlas die Früchte, so flink ich konnte. Neben jeder Arbeiterin stand ein großer Korb, in den sie die Früchte hineintat, nachdem die Stengel und Blätter abgepflückt waren. Von Zeit zu Zeit kamen Männer und trugen die gefüllten Körbe fort, um uns neue dafür hinzusetzen. Jede Unterhaltung war verboten. Keine der Frauen oder der Mädchen hatte sich vor Beginn der Arbeit die Hände gewaschen. Wir hatten unter Hochdruck zu ar-

beiten und durften mittags nur eine halbe Stunde Pause machen.

Niemand murrte. Fabrikarbeiterinnen klagen nicht oft. Das Angebot von Arbeitskräften ist auf diesem Markt zu groß, als daß sie sich die Bedingungen wählen könnten, unter denen sie arbeiten möchten, namentlich, wenn sie keine besonders geübten Arbeiterinnen sind.

Trotz der häßlichen Umgebung findet man selbst bei den rohesten Mädchen rührende Charakterzüge. In dieser Fabrik waren zum Beispiel zwei Mädchen, die innig viel voneinander hielten. Sie lebten zusammen; jede verdiente sechs bis sieben Schilling wöchentlich, und diese Einnahmen teilten sie wie ein Paar Schwestern. Die jüngere der beiden, ein armes, bleichsüchtiges Geschöpf, wurde ernstlich krank und mußte das Bett hüten. Ihre Freundin erhielt sie während der ganzen Krankheit. Sie war ein wildes Mädchen, das sich gern auf der Straße umhertrieb, aber als ihre Freundin krank war, ging sie abends so schnell wie möglich nach Hause, um sie zu pflegen. Keine Frau hätte mehr Selbstlosigkeit und Aufopferung zeigen können, als dieses Mädchen für ihre sterbende Freundin hatte. Eines Tages wurde sie in der Fabrik ohnmächtig. Nach langem Fragen brachte ich aus ihr heraus, daß sie hungerte, um ihrer kranken Freundin kleine Delikatessen kaufen zu können. Das kranke Mädchen war dem Tode zu nahe, um noch viel nach diesen Leckerbissen zu fragen, und als sie dann starb, brach es ihrer großmütigen Freundin fast das Herz.

Man würde einen großen Irrtum begehen, wollte man alle Fabrikarbeiterinnen in dieselbe Kategorie einteilen. In gewissen Fabrikzweigen findet man entschieden Mädchen aus besseren Ständen. In einer französischen Politurfabrik, die ich kenne, haben die Arbeiterinnen schwer zu arbeiten. Sie müssen fast dasselbe leisten wie Männer, aber sie werden auch besser

bezahlt, und es sind intelligente Mädchen mit besserer Bildung. Aber in den Marmeladenfabriken, in Blechdosenfabriken und Pelzwarenfabriken setzen sich die Arbeiterinnen oft aus den untersten Schichten der Bevölkerung zusammen. In diesen Fabrikzweigen arbeiten viele verheiratete Frauen, deren Sprache und ganzes Benehmen gewöhnlich roh ist. Wie heruntergekommen muß auch ein Mann sein, der seiner Frau erlaubt, in einer Fabrik zu arbeiten. Die Frauen sind deshalb durchweg roh, und ihr Umgang hat einen ungünstigen Einfluß auf die Mädchen, die mit ihnen zusammen arbeiten.

In der Marmeladenfabrik, in der ich nun arbeitete, pflegten viele der Frauen blauen Montag zu machen, das heißt, sie betranken sich so schwer am Sonntag, daß sie Montags untauglich zur Arbeit waren, fortbleiben mußten oder doch nur den halben Tag arbeiten konnten.

Es fiel mir auf, welch verrohenden Einfluß das Fabrikleben namentlich auf verheiratete Frauen zu haben scheint. Sie sind durchweg zanksüchtig und ergehen sich in den gemeinsten Redensarten. Ihr sogenanntes „Heim" ist eine elende Spelunke. In Indien und Arabien sind die Bedingungen, unter welchen die verheirateten Frauen in Fabriken arbeiten, gänzlich andre als in Großbritannien. In jenen heidnischen Ländern behalten die verheirateten Frauen, die fast ohne Ausnahme arbeiten, ihren Verdienst für sich selbst. Oft besitzen diese Fabrikarbeiterinnen einen ganz beträchtlichen Silberschmuck, was im Orient natürlich eine Art von Kapitalanlage bedeutet. Denjenigen Frauen, die Säuglinge haben, wird die Gelegenheit geboten, ihre Kinder in der Fabrik zu nähren. Man kennt dort keine Zerstörung des Kinderlebens und Entartung wie in christlichen Ländern. Die Fabriken selbst sind offene, luftige Hallen.

Ich würde einen der ausgeprägteſten Charakterzüge dieſer Mädchen auslaſſen, wenn ich nicht ihrer großen Anhänglichkeit an das Königshaus Erwähnung täte. In der Regel findet man in ihren elenden Stuben billige Oldrucke, die den König und die Königin darſtellen. Wenn jemals eine von ihnen Gelegenheit gehabt haben würde, den König oder die Königin zu ſehen, würde ſie von ihren Kolleginnen mit beſonderer Hochachtung behandelt worden ſein. Jetzt, wo ich unter ihnen gelebt habe und ſie kenne, begreife ich, was für ausgezeichnete Bürgerinnen aus dieſen zucht- und geſetzloſen Arbeiterinnen gemacht werden könnten, wenn man ſie mit all ihrem Enthuſiasmus, ihrer Aufopferungsfähigkeit, ihrem Mutterwitz und ihrer dramatiſchen Empfindungskraft zu nehmen verſtände, ſie dazu zu erziehen verſtände, daß ſie häusliche Tugenden mehr ſchätzen lernen und ihnen Gelegenheit gäbe, vernünftiger und geſünder zu leben.

Sind ſie denn in Amerika ſoviel reicher und klüger als wir in Großbritannien? frage ich mich. Amerika gibt ſeinen Arbeiterinnen prächtige Vereins- und Speiſehäuſer, in denen ſie ſich des Zuſammenſeins mit ihren männlichen Angehörigen freuen dürfen. Ich habe eine Menge dieſer Vereinshäuſer beſucht. Amerika ſchützt ſeine Arbeiter durch Vereine wie z. B. „The Conſumers' League" vor der Ausbeutung durch die Arbeitgeber. Es ſchließt die Grenzen ſeines Landes, das ſo groß iſt, daß alle darin Raum finden könnten, vor Horden verkommener Einwandrer, denen wir geſtatten, ſich zwiſchen unſerm ohnehin ſchwer gedrückten Arbeitervolk anzuſiedeln. —

Das merkwürdigſte bei der ganzen Konſervenfabrikation ſcheint mir das zu ſein, wie glänzend es die genialen Beſitzer ſolcher Fabriken verſtehen, aus halb verdorbenem Material ganz appetitlich ausſehende Dinge herzuſtellen. Es wird das natürlich durch das

allgemein übliche Färben und durch andre Hilfsmittel bewerkstelligt. Man hat es darin zu einer solchen Vervollkommnung gebracht, daß den Dingen äußerlich nichts von ihrem unappetitlichen Ursprung anzumerken ist. Wir verdanken also gewissermaßen die Nahrungsmittelverfälschung den Fortschritten der Wissenschaft.

14.

Bäckereien

Nach diesen Erfahrungen in der Marmeladenindustrie sah ich mich nach andern Betrieben um, in denen ich meine Studien erweitern konnte, um nicht allzu einseitige Erfahrungen zu sammeln.

Ich hatte mich einmal in einer kleinen Straße eingemietet, wo die Häuser größtenteils einem polnischen Juden gehörten, der hohe Mieten daraus schlug. Mit mir im selben Hause wohnte auch ein Bäcker mit seiner Familie. Der Mann hatte selbst einmal eine kleine Bäckerei besessen, aber Trunk und Unglück hatten ihn völlig heruntergebracht, so daß er jetzt in minderwertigen Betrieben als Geselle arbeiten mußte. Weil der Verdienst des Mannes nicht ausreichte, arbeitete die Frau für einen jüdischen Unternehmer. Sie nähte Knopflöcher. Dieser Bäcker ließ es sich angelegen sein, mich in die Geheimnisse des Bäckereibetriebes einzuweihen, und durch ihn bekam ich einen Einblick in die Zustände einiger Londoner Bäckereien. Sie gehörten allerdings nicht zu den erstklassigen Bäckereien Londons, aber die Leute, die billige Konserven kaufen, gehören auch nicht zu den reichsten der Bevölkerung,

und die Käufer der einen Klasse sind doch nicht weniger wert als die der andern.

In dem feuchten und eklich riechenden unterirdischen Gewölbe eines großen Hauses arbeiteten etwa dreißig Männer, alle zusammen den untersten Ständen angehörig und entsetzlich schmutzig. Der Teig wurde mit den Füßen geknetet, und die Luft in dem Raum war so drückend heiß, daß der Schweiß nur so von den Männern herabströmte und in den Teig hineinrieselte. Es kamen andre Gräuel in diesem Betriebe vor, die sich nicht beschreiben lassen, ohne die Grenze des Unanständigen zu nahe zu streifen.

Es wurden hier gewöhnlich ausländische Eier benutzt. Sie wurden ohne jede Auswahl in eine große Mulde hineingeschlagen, tüchtig durcheinander gerührt und zum Backen verwandt, einerlei ob sie gut oder schlecht waren. Der Geruch, den sie verbreiteten, war geradezu widerlich.

In einer Bäckerei in Westend, wo ich angestellt war, wurden Eier verwandt, die in großen Fässern aus Holland kamen. Das heißt, die Eier waren nicht mehr in der Schale, wie die, welche für den Haushalt und den Tischgebrauch verwandt werden, sondern der Inhalt war schon in Holland in die Fässer hineingeschlagen. Es ist dies ein Verfahren, das sofort verboten werden sollte, denn regelmäßig langten die Eier in halb verfaultem Zustande an. Da der Verlust zu groß gewesen sein würde, wurden sie natürlich nicht vernichtet. Sie wurden tüchtig durcheinander geschlagen, und es war merkwürdig, wie wenig sie anscheinend das Gebäck, zu dem sie verwandt wurden, verdarben, wenn dieses mit Anwendung der nötigen Kunstmittel fertig gebacken war.

15.

Unter Anarchisten

Zwischendurch will ich von einem alten Ehepaar erzählen, das ich unter merkwürdigen Verhältnissen kennen gelernt habe.

Während ich einmal auf dem Bahnhof Cannonstreet wartete, bemerkte ich eine alte Dame, die hart am Rande des Bahnsteigs auf und ab ging. Sie war klein und hielt sich etwas vornübergeneigt, trug ein zierliches, schwarzes Capothütchen und ein nettes schwarzes Kleid mit einem kleinen Pelzcape darüber. Ich stellte allerhand Vermutungen über ihre Lebensverhältnisse an, wie man das wohl zu tun pflegt, wenn man müßig zwischen einer ab und zu strömenden Menschenmenge wartet. Plötzlich fuhr mit schrillem Pfiff ein Zug in die Halle, und die alte Dame, die entweder fehlgetreten war oder das Gleichgewicht verloren hatte, wäre fast vom Bahnsteig heruntergestürzt. Ich konnte sie gerade noch am Rock festhalten und zurückziehen; sie fiel nieder und verletzte sich im Fallen den Fußknöchel. Mit einiger Mühe gelang es mir, sie in den Wartesaal zu schaffen, wo sie halb ohnmächtig und erschöpft auf einen Stuhl niedersank.

Nach einiger Zeit fragte ich sie, ob ich sie ein Stück nach Hause begleiten dürfe. Sie nahm das an und erzählte mir, daß ihr Mann einen kleinen Schuhladen hätte, und daß sie in leidlich guten Verhältnissen lebten. Als sie mir dann aber die Gegend nannte, wo sie wohnte, erstaunte es mich, daß jemand, der so fein und respektierlich aussah, aus einer so übel beleumdeten Umgebung stammen könne, denn die Straße, die sie mir genannt hatte, war als eine der wüstesten in ganz London bekannt. Ich fragte sie, ob sie ihre

bestimmten Gründe dafür habe, in jener Gegend zu wohnen und erzählte ihr, daß ich selbst ein lebhaftes Interesse für die Ärmsten unter den Armen habe. Sie antwortete nicht viel darauf, aber bevor wir uns trennten, fragte sie mich, ob ich sie wohl einmal besuchen möchte, und ich versprach bereitwillig, zu kommen.

Es waren seit jenem kleinen Abenteuer mehrere Monate verstrichen, ehe ich Zeit fand, die Bekanntschaft der alten Dame zu erneuern. Dann schrieb ich aber eines Tages eine Postkarte an die Adresse, die sie mir gegeben hatte, und erhielt ein Billett zurück, dessen Schreiberin mich ersuchte, sie in einer näherbezeichneten öffentlichen Bibliothek zu treffen. Wenn nicht dieser Hang zum Abenteuer in meiner Natur läge, würde ich es wohl kaum gewagt haben, dieser eigentümlichen Aufforderung nachzukommen, obwohl ich mir sagen konnte, daß mir eigentlich nichts passieren könne, denn eine öffentliche Bibliothek wird sich niemand zum Tatort böser Absichten ausersehen. Ich stellte mich also zur verabredeten Stunde ein und fand mich von der alten Dame erwartet. Nachdem sie mir herzlich die Hand gedrückt hatte, zog sie mich in die Halle hinaus.

„Drinnen im Lesezimmer dürfen wir nicht sprechen, das würde die Leute stören," sagte sie, „aber ich möchte Ihnen doch erklären, daß ich es nicht gewagt haben würde, Sie heute hierher zu bitten, wenn mich nicht Ihr Interesse für unsre leidenden Brüder und Schwestern so angezogen hätte. Ich halte es nicht für recht, Sie mit mir nach Hause zu nehmen, ohne Sie darauf aufmerksam zu machen, daß es eine schlimme, übel berüchtigte Gegend ist, in der ich wohne."

Ich versicherte, daß mir diese Tatsache bereits bekannt sei und fügte hinzu, daß ich mich aufrichtig freuen würde, ihr Heim kennen zu lernen.

„Gut," sagte sie, „und mir wird es eine Freude sein, Sie selbst dorthin zu führen."

Es war ein Herbstabend; kalter Nebel lagerte über der Stadt. Niemals werde ich diesen Weg durch die düsteren, engen Straßen vergessen, meilenweit nichts als häßliche Backsteinhäuser, eins genau so wie das andre, das Urbild einer armen Straße Londons. Wir benutzten zum Teil den Omnibus, zum Teil gingen wir zu Fuß. Jetzt bogen wir in eine Straße ein, die noch häßlicher und enger war wie die übrigen, und nachdem wir zwischen düster aussehenden Häusern entlang gegangen waren, gelangten wir schließlich auf einen Hof, auf den mehrere Gebäude mündeten. Wir gingen über den Hofplatz und stiegen eine wackelige Treppe hinauf. Als wir im dritten Stockwerk angekommen waren, öffnete meine Begleiterin plötzlich eine Tür, und wir traten in ein behagliches kleines Zimmer ein. Der ganze Raum strömte Gemütlichkeit aus. Die Wände waren mit einer hübschen blauen Farbe gestrichen und mit Bildern in netten dunklen Rahmen geschmückt; es machte einen recht freundlichen Eindruck. Am Kamin saß ein alter Mann, der sich bei unserm Eintritt erhob. Die alte Dame sagte:

„John, dieses ist die junge Dame, von der ich dir erzählt habe, daß sie mich davor gerettet hat, vom Zug überfahren zu werden."

Der alte Herr kam mir entgegen und drückte mir die Hand.

„Sie sind uns herzlich willkommen," sagte er, „aber ich hoffe, Elisabeth hat Ihnen gesagt, wohin sie Sie führen würde, denn es würde unverzeihlich sein, jemand ohne vorherige Warnung in diese Gegend zu bringen."

Ich versicherte ihm, daß ich gern gekommen sei, und daß ich mich nicht im geringsten durch meine sonderbare Umgebung geniert fühle.

Die alte Dame eilte nun geschäftig hin und her, und nach ein paar Minuten hatte sie einen höchst

einladenden Teetisch für uns gedeckt. Wir setzten uns alle drei nieder und unterhielten uns wohl eine Stunde und länger über alle möglichen Dinge. Ich erfuhr, daß meine neuen Freunde ursprünglich aus Amerika stammten.

Drei Jahre lang habe ich in regem Verkehr mit den beiden alten Leuten gestanden und bin durch sie mit den merkwürdigsten Individuen der menschlichen Gesellschaft in Berührung gekommen.

Die Geschichte jenes alten Ehepaars gehört zu den merkwürdigsten Romanen dieser seltsamen Stadt London. Sie hatten als angesehene und wohlhabende Leute in Boston gelebt und hatten einen einzigen Sohn gehabt, der, mit einer reichen Erbin verlobt gewesen und deren Untreue zu beklagen hatte. Aus Verzweiflung ergab er sich dem Trunke, wurde zum Verbrecher und endete im Elend durch Selbstmord.

Aus Liebe zu ihrem unglücklichen Sohn entschlossen sich die alten Leute, ihr Leben andern jungen Burschen zu widmen, die gleich ihm in Versuchung geraten und gefallen waren. Mit der Zeit lernten sie London sehr gründlich kennen, und nach und nach erwarben sie sich das Vertrauen einiger der schlimmsten Individuen ihrer Nachbarschaft. Um diesen Menschen besser dienen zu können, übernahmen sie ein kleines Ladengeschäft in der verrufensten Gegend. Der alte Mann übte sein Handwerk als Schuhmacher aus, während seine Frau für den Haushalt sorgte. Ihr Haus war der Sammelplatz der Verbrecherwelt dieses Viertels. Unter ihren Wohnräumen, die auf einen Hof mündeten, befand sich ein kleiner Laden und dahinter, etwas tiefer gelegen, war ein großer Raum, der früher offenbar einmal als Warenlager gedient hatte. In diesem Raum waren ein paar grobe Tische und Bänke aufgestellt, und hier versammelte sich allabendlich eine merkwürdige Gesellschaft. Die alte Dame bewirtete

jeden mit einer Tasse Tee und einem Stück Kuchen, und ihr Gatte sprach mit diesen seltsamen Gästen oder las ihnen aus der Zeitung vor, was für sie Interesse haben konnte.

Es war die seltsamste Versammlung, die man sich denken kann. Da waren Einbrecher und Taschendiebe und Frauen und Mädchen, die zu ihnen hielten, glühende Anarchisten und alle jene wilden, wüsten Gesellen, die sich tagsüber wie die Tiere verkriechen, um in der Dunkelheit aus ihren Höhlen hervorzukommen.

Wenn die alte Dame und ihr Gatte abends in dieser Gegend auszugehen hatten, pflegten ein oder zwei Mitglieder dieser seltsamen Gesellschaft sie regelmäßig zu begleiten und eine Art Leibgarde für sie zu bilden.

Hier hörte ich Pläne über die Vernichtung der Reichen erörtern, hörte mörderische Anschläge beraten und fing düstere Bemerkungen von Männern auf, die Verbrechen und Not zur Verzweiflung getrieben hatte. Es war mir immer, als ob wir auf einem Vulkan säßen, wenn wir uns in die Gewalt dieser fürchterlichen Menschen begaben. Aber aus den Reden und dem Benehmen jedes einzelnen ging die Liebe und Hochachtung für die beiden alten Leute hervor, die sich unter ihnen niedergelassen hatten. Ich fragte meine alten Freunde einmal, wie sie es über sich gewännen, über diese fürchterlichen Taten, deren diese entsetzlichen Menschen sich rühmten, Stillschweigen zu bewahren und diese Frauen, die so tief gesunken waren, daß sie kaum noch etwas Menschliches an sich hatten, so gütig zu behandeln. Sie erklärten mir, daß dieses Hinterzimmer in dem dumpfigen Hof ihrer Ansicht nach eine Art von Sicherheitsgewölbe sei, und daß, wo Männer und Frauen imstande seien, sich über ihre Not auszusprechen und wo sie Güte und Mitgefühl fänden, wenig Wahrscheinlichkeit für eine heftige Explosion vorhanden sei.

Es war da ein Mädchen, das niemals bei diesen Versammlungen fehlte. Sie wurde „Saucy Poll“[1]) genannt, und die alte Dame erzählte mir in kurzen Umrissen ihre Geschichte. Sie „hielt“ mit einem der berüchtigsten Diebe und war wegen ihrer Furchtlosigkeit vor der Polizei geradezu berühmt. Interessant war uns ein besonderer Charakterzug an diesem Mädchen. Obwohl sie selbst eine Ausgestoßene war und der Gesellschaft nichts zu verdanken hatte, hegte sie doch eine romantische Zuneigung zu der Königin und dem „Prinzen von Weils“, wie sie ihn nannte. Die Ursache für diese Anhänglichkeit habe ich nie ergründen können. Dieses Mädchen nun hat einmal, unter dem Einfluß der alten Dame, dazu beigetragen, dem Prinzen von Wales das Leben zu retten, oder doch jedenfalls ein Attentat auf sein Leben zu verhindern. Der Prinz von Wales, der jetzige König Eduard, sollte eines Abends bei einem Diner in einem Hause in Park Lane zugegen sein. Für dieses Diner waren große Vorbereitungen getroffen worden, und ein paar Anarchisten hatten sich im Geheimen verschworen, den Prinzen beim Betreten oder Verlassen des Hauses durch eine Bombe zu töten. Attentate auf die königliche Familie kommen so selten in unserm Lande vor, daß ein derartiger teuflischer Plan viel eher Erfolg haben würde, als wenn er sich gegen einen fremden Potentaten richtete. Durch irgend welche Umstände hatte Saucy Poll von dem ganzen Plan Kenntnis bekommen, wiewohl die Attentäter bemüht waren, ihn streng geheim zu halten. Daß in dem kleinen Versammlungszimmer bei meinen alten Freunden keine Andeutungen über dieses grauenvolle Vorhaben gemacht worden waren, versteht sich von selbst. Eines Morgens vor Tagesanbruch

[1]) saucy = frech, wild; Poll = unbeständiges Frauenzimmer.

kam Saucy Poll in geradezu hysterischer Verfassung zu der alten Dame gestürzt. Das Mädchen war so erregt und entsetzt, daß es lange währte, bis die Dame aus ihr herausbrachte, was ihr eigentlich fehlte. Schließlich erzählte sie denn, daß ein Plan geschmiedet sei, den Prinzen von Wales durch eine Bombe ums Leben zu bringen.

Das war nun eine Prüfung der Nerven. Das Komplott war nicht genügend erwiesen, um die Polizei zu benachrichtigen, und außerdem hatte Saucy Poll dieses Geständnis nur unter der Voraussetzung gemacht, daß ihr Vertrauen nicht mißbraucht würde, da sonst ihr Leben auf dem Spiel stand. All die kalten, stillen Stunden bis zum Tagesanbruch verbrachten jene lieben alten Menschen im Gebet und Überlegung, wie hier einzugreifen sei. Schließlich ersannen sie einen vortrefflichen Ausweg.

Am nächsten Abend, dem Vorabend des Tages, zu dem die Mörder das Attentat geplant hatten, verkündeten sie, daß der alte Herr heute seinen Geburtstag feiere, und veranstalteten aus diesem Anlaß ein kleines Fest in dem Versammlungslokal. Sie schrieben einen Brief, der angeblich von einem Freund aus einer entfernten Gegend stammte, und in welchem ein Attentat beschrieben wurde, das auf das Leben der Königin gemacht worden sein sollte. Sie bauten dabei auf das Gefühl der Romantik, das sie zu erwecken imstande sein würden, um die Männer sowohl wie die Frauen zu solcher Entrüstung und Abscheu zu entfachen, daß die beiden wahnwitzigen Verschwörer sich genötigt sehen würden, von ihrem furchtbaren Vorhaben abzulassen. Sie wandten alles auf, um den Abend festlich zu gestalten. Es war für ein behaglich warmes Zimmer und reichliches Essen gesorgt. Nachdem die Gesundheit des alten Herrn ausgebracht worden war, wurde der Brief hervorgeholt. Die alte Dame erzählte mir,

daß sie äußerlich lächelnd dagesessen habe, während jeder Nerv in ihr bis zum Zerreißen angespannt gewesen sei, und ihr Herz so laut geschlagen habe, daß sie gemeint hätte, man müsse es hören. Während ihre Augen die Gesichter der Anwesenden suchten und ihre Ohren die Worte verschlangen, die ihr Mann vorlas, beteten ihre Lippen, daß Gott die gute Absicht unterstützen und ihren Plan gelingen lassen möchte. Während der alte Herr die Geschichte des geplanten Verbrechens vorlas und dabei das Entsetzliche der Tat mit dramatischem Nachdruck betonte, wurde die Erregung unter den Gästen größer und größer. Ausrufe der Entrüstung und Empörung wurden laut, und als er schließlich auf dem Höhepunkt der Geschichte angelangt war, wo die beiden Männer im Schatten des Hauses bereit stehen, die todbringende Bombe zu werfen, sprang die ganze Gesellschaft unter wilden Flüchen und Wutausbrüchen auf. Der Plan war gelungen. Beide Verschwörer waren anwesend; einer der beiden stand mit weißem Gesicht und fluchenden Lippen da, aber außer Poll und den beiden alten Leuten hatte niemand die leiseste Ahnung von ihrer Angst und Verwirrung. Um keinen Verdacht aufkommen zu lassen, nahmen sie an den allgemeinen Verwünschungen über die beiden Anarchisten teil.

„Wenn wir die Biester bloß kriegen könnten," sagte einer der Männer im Namen der übrigen, „bei lebendigem Leibe wollten wir sie braten, und sie sollten schon Zeit behalten, um zu merken, wie das ist, verbrannt zu werden!"

Allerhand gräßliche Qualen wurden für die Mörder ausgedacht. Nach einiger Zeit legte sich der Sturm ein wenig, und der alte Herr war nun imstande, ihnen mit ein paar Worten die Fruchtlosigkeit eines Königsmordes in bezug auf die Einführung von Reformen vorzuhalten. So verbrecherisch und lasterhaft wie diese

Leute waren, hatte doch etwas in ihrer verwilderten Natur auf Mitgefühl und Vernunft reagiert.

Ich habe mich seither oft gefragt, ob wir nicht den Frieden, der in dieser furchtbaren, gährenden Stadt herrscht, solchen Leuten wie dem alten Ehepaar, von dem ich hier erzählt habe, verdanken. Ich denke zuweilen, daß, wenn die reiche und vornehme große Welt von ihren üppigen Festen plötzlich in eine der verrufensten Gegenden Londons versetzt werden könnte, sich ihrer eine grauenvolle Angst bemächtigen müsse. Sie würde sich des Gedankens nicht erwehren können, daß da die Brutstätte für Anarchie, Verbrechen und Blutvergießen sei. Winter für Winter irren Tausende arbeitlos in den Straßen umher, Tag für Tag sterben kleine Kinder und schwache alte Leute vor Hunger und Kälte. Die mit solchen armen Geschöpfen gelebt und gelitten haben, fragen sich im stillen, wie lange es so weitergehen soll, und welch ein furchtbares Ende die wirtschaftlichen Zustände, die in unsern großen Städten herrschen, einmal nehmen müssen.

16.

Ich werde Gemüsehändlerin

Nachdem ich mich mit dem Leben des armen Volkes vertraut gemacht hatte, beschloß ich, auch einen Versuch unter den umherziehenden Gemüsehändlern zu machen.

Dem Uneingeweihten mag es überraschend erscheinen, daß zwischen den armen und arbeitenden Klassen unsrer großen Städte große Unterschiede in der ganzen Lebens- und Anschauungsweise und ebenso große Standesunterschiede existieren, wie zwischen den

höheren Gesellschaftsstufen. Eine Gemüsehändlerin würde ebensowenig mit einer Hausiererin verkehren, wie die Frau eines Landjunkers mit der Frau des Dorfpostmeisters. Ein Fabrikmädchen und ein Dienstmädchen behandeln sich gegenseitig mit ebensoviel Geringschätzung, wie eine Schöne von New York und eine Erbin von Chicago.

Es bedurfte wochenlanger Arbeit und Überlegung für mich, ehe es mir gelang, mich in eine glaubwürdige Gemüsehändlerin zu verwandeln.

Durch meine engen Beziehungen zu vielen Mädchenvereinen in den armen Vierteln Londons hatte ich jedoch einen ziemlich guten Einblick in die Denk- und Lebensweise der umherziehenden Gemüsehändlerinnen erhalten, so daß ich imstande war, einige Kenntnis an den Tag zu legen, ehe ich mich als ihresgleichen unter sie mischte.

Es ist beileibe nicht so einfach, so in ein neues Leben hineinzugleiten. Das „Volk", wie wir die armen und arbeitenden Klassen gern zu nennen pflegen, fühlt es bald heraus, ob man zu ihm gehört oder nicht. Ich merkte jedoch bald, daß mir meine fremdländische Erscheinung von großem Nutzen war, denn da ich meistens mit Frauen und Mädchen zu tun hatte, dachten sie sich ihre eigenen Geschichten über mich aus. Dadurch, daß ich strenges Schweigen beobachtete, gelang es mir, meine Rolle durchzuführen. Daß ich nur klein war und jugendlich aussah, gereichte mir ebenfalls zum Vorteil. Ich bekomme die Dinge und die Menschen leicht satt, zeige es dann auch, und der arme C., der fast immer bei mir war, hatte es dann gewöhnlich auszubaden. Es war mir eine wesentliche Erleichterung, einen so starken stämmigen Mann, der den Londoner Dialekt so vortrefflich beherrschte, zur Ausführung meiner Befehle zur Hand zu haben. Gemeinsam konn-

ten wir durchsetzen, was ich allein niemals erreicht haben würde.

Mein Wunsch war, mitten unter die Gemüsehändlerinnen zu kommen und selbst Gemüse zu verkaufen. So zogen wir denn aus, um auszukundschaften, welches die beste Gegend für unsre Zwecke sei. Ich wagte nicht, mich in eine Gegend zu begeben, in der ich bekannt war. Die Mitglieder der Mädchenvereine, bei denen ich unter dem Namen „kleine Prinzeß" bekannt war, würden es für einen großartigen Scherz gehalten haben, wenn sie mich hätten mit Gemüse umherziehen sehen, und es möchte sich ein netter Menschenauflauf um mich herum gebildet haben. Es gehört zu den sehenswerten Dingen in einem Proletarierviertel, den Janhagel, wie durch Zauberkraft gezogen, zu einem Auflauf zusammenströmen zu sehen. Ich wollte mich dem nicht aussetzen, deshalb nahm C. die Hilfe einer Verkäuferin in Covent Garden in Anspruch, die uns eine nette und ruhige Gegend anwies, wo wir unsre Sachen verkaufen konnten.

Es war ein nasser Tag, an dem wir zuerst auszogen. Die Topfpflanzen, die wir uns zum Verkauf erstanden hatten, waren feucht und unbequem zu halten. C. ging ein paar Schritte weiter und stellte sich rauchend gegen eine Hauswand, und ich stand da mit einem Blumentopf in jeder Hand. Es war so kalt und unangenehm, daß ich fast schon entschlossen war, es für heute aufzugeben, als ich hörte, wie mir jemand laut aber gutmütig zurief:

„Sie da, Fräulein, stellen Sie sich mal bißchen weiter längs, hier hab' ich meinen Platz."

Die Besitzerin dieser Stimme war eine derbe Person mit rotem Gesicht, die eine mit Kartoffeln und Kohl schwer beladene Karre ohne jede Hilfe vor sich herschob.

Ich ging die Straße ein Stückchen weiter hinauf,

und die Person wischte sich mit ihrer groben weißen Schürze über das Gesicht und nickte mir gutmütig zu.

„Nee, das is nich so schlimm," gab sie mir auf meine Frage, ob die Karre nicht sehr schwer zu schieben sei, zur Antwort. Sie machte oberflächlich ihren Stand an dem Bordstein zurecht, und als sie damit fertig war, drehte sie sich nach mir um und erkundigte sich: „Na, was machts Geschäft?"

„Überhaupt kein Geschäft zu machen," erwiderte ich.

„Nee, an so nassen Tagen wie heute is für unsereins nich viel zu machen. Ich wär' heut' auch gar nich gekommen, wenn mein Alter es nich so in der Hüfte hätte und der Doktor nich sagte, es wär' gut, wenn er mal heimbliebe."

Ich kam näher heran und drückte ihr mein Mitgefühl aus.

„Es wird heut' nich viel dabei rauskommen; aber ich denk', so viel, daß wir morgen unsern Braten haben können, krieg ich doch zusammen. Ich mein' immer, man muß den Sonntag doch auf irgend 'ne Weise christlich begehen."

Sie war sehr freundlich gegen mich und wollte wissen, wo ich herkäme.

Ich deutete über meine Schulter weg zu C. hinüber: „Der da hat mich hierher gebracht, ich weiß nich recht Bescheid."

„Sie sind woll von auswärts?" meinte sie.

„Das bin ich," gab ich widerstrebend zu, „man kann ja nichts dafür, wo man geboren ist, wenn man sich man sonst nichts zuschulden kommen läßt."

Diese Gesinnung gefiel ihr ausnehmend. Sie fragte mich gleich darauf, ob ich wohl mal einen Augenblick auf ihre Karre aufpassen wollte, während sie hinginge, um einen Schluck zu trinken.

Ich verkaufte in ihrer Abwesenheit zwei Kohlköpfe, und sie zeigte sich so befriedigt über meine Tüch-

tigkeit als Verkäuferin, daß ich die Frage riskierte, ob ich ihr vielleicht helfen dürfe.

„Haut er Sie?“ fragte sie mit Bezug auf C.

„Nicht oft; aber es wär' jedenfalls viel besser für mich, wenn ich ein paar Pence verdienen könnte.“

„Na, wenn es Ihnen nich drauf ankommt, ihn mal 'n bißchen allein zu lassen, können Sie mir meinswegen bißchen zu Hand geh'n, solang' wie mein Oller krank is. Schlafen können Sie hier in der Nähe bei 'ner Cousine von Bill.“

Ich lief zu C. und erzählte ihm freudestrahlend, daß ich als Lehrling angenommen sei. Er versprach mir, sich in derselben Straße ein Zimmer zu suchen, so daß er in meiner Nähe sei, falls ich seiner bedürfe.

Das waren also meine ersten Erlebnisse als Gemüsehändlerin.

Meine Freundin hieß Bolter, aber sie war allgemein nur unter dem Namen Beß bekannt. Sie nahm mich abends mit sich nach Hause, und ich half ihr, „'n Happen Essen zu kochen“.

„Sie sind je 'ne ganz fixe Deern,“ meinte sie, als ich mich, nachdem ich die Teller und was wir sonst an Geschirr zu unsrer Mahlzeit gebraucht hatten, aufgewaschen hatte.

Das Zimmer, das sie bewohnte, hatte eine ganz nette Größe und ein hohes Fenster, das jedoch fest geschlossen war. Sie wohnten, kochten, aßen und schliefen im selben Raum. Glücklicherweise hatte Beß keine Kinder. Ihr Mann befand sich, soweit ich sehen konnte, in einem vorgeschrittenen Stadium von Schwindsucht. Ich hätte mich fast dadurch verraten, daß ich ihnen so dringend frische Luft empfahl. Was die kleinen Leute am wenigsten in ihren Stuben dulden wollen, ist frische Luft. Der arme Bill war ein netter Mensch, und das Ehepaar schien sehr aneinander zu hängen.

„Ihr Kerl taugt woll nich viel?" fragte Bill mich mitleidig.

Beß hatte ihm offenbar von C. erzählt. Ich hatte Mühe, nicht zu lachen, brachte es aber fertig, aufrichtig betrübt den Kopf zu schütteln.

„Na, quälen Sie sich da man nich um," meinte Bill, „Beß und Sie werden schon mit'nander fertig werden."

Ungefähr um elf Uhr abends erschien „Sal". Sie wurde mir als die Cousine vorgestellt, mit der ich einige Zeit zusammen wohnen sollte. Sal war ein lustiges Menschenkind mit blauen Augen und enorm viel gebranntem Stirnhaar. Sie hatte einen großen Mund, der fast immer lachte. Ich fing an, schläfrig zu werden, und Beß schickte uns mit der Mahnung fort, am andern Morgen nicht die Zeit zu verschlafen.

Sal ergriff meinen Arm und zog mich mit sich die Treppe hinunter auf die Straße. Ich sah C. dort umherschlendern und war froh darüber, ihn in der Nähe zu wissen.

Sals Zimmer lag in einer angrenzenden Seitenstraße in einem Hause, das an siebenunddreißig Parteien vermietet war. Als wir das Haus betraten, schlug uns eine dicke dumpfe Luft entgegen, und ich war froh, als ich sah, daß Sals Stube in einer kleinen Mansarde bestand, die unmittelbar unter dem Dach lag. Sie mußte dafür zwei und einen halben Schilling die Woche zahlen.

Das Bett war nicht aufgemacht, das Fenster natürlich fest geschlossen, und der Ofen lag voller Asche. Sal zog aus einer Ecke des Zimmers ein eisernes Bett heraus. Es sah nicht sehr einladend aus, aber da es glücklicherweise sauber war, verzieh ich ihm seine Härte. Ich war die ganze Nacht über tätig und hatte, noch ehe Sal erwachte, den Ofen geheizt.

Ich sorgte dafür, daß das Fenster, welches ich,

während sie schlief, geöffnet hatte, rechtzeitig geschlossen wurde. Um vier Uhr weckte ich Sal. Sie sprang auf und fuhr in ihre Kleider, ohne daß sie es für nötig befunden hätte, sich zu waschen, obwohl in dem Zimmer ein kleiner Ständer mit Waschschale und Waschkanne vorhanden war. Wir nahmen dann vor dem Ofen unser Frühstück ein, das aus schwarzem Kaffee und Brot bestand. Ich pflegte immer ein paar Fleischpastillen und ein paar Cakes in der Tasche bei mir zu tragen, so daß ich von dem Essen, das mir von den Leuten, mit denen ich lebte, vorgesetzt wurde, nicht viel zu nehmen brauchte.

Ich habe niemals ein Fabrikmädchen oder eine umherziehende Gemüsehändlerin getroffen, die ordentlich zu kochen verstanden hätte. Ihr Leben zieht keine Hausfraueninstinkte groß.

Sal und ich langten um fünf Uhr morgens in Covent Garden an. Hier trafen wir Beß und ergänzten unsern Vorrat an frischen Gemüsen. Den Rest, der vom Tage vorher übrig geblieben war, hatte Beß die Nacht über unter ihrem Bett aufbewahrt. Beß und ich machten uns dann auf den Weg zu unserm Stand. Sal, die mit Blumen handelte, ging für sich allein, um in einer andern Gegend ihr Geschäft zu betreiben. Beß gab mir dafür, daß ich ihr half, täglich einen Schilling. Ich mußte die Karre schieben und sie vertreten, wenn sie hinging, um sich nach Bill umzusehen. Abends kochte ich das Essen und wusch das Geschirr auf, und als ich sah, wie krank Bill war, versuchte ich mich auch, so gut ich es verstand, mit Krankenpflege und zeigte Beß, wie sie ein paar einfache Sachen für ihn machen könne. Einmal hatte ich von etwas Sago und einem winzigen Stückchen Zimt einen einfachen kleinen Pudding gekocht, den ich Bill geben wollte. Beß lachte und meinte: „Jesses noch mal, was fällt der Deern ein! Bill wird sich

hüten, so 'n Zeug zu essen!" Aber Bill aß das Zeug doch und bat um mehr.

Das Leben, das ich jetzt führte, war schwer genug. Um vier Uhr auf und nie vor elf ins Bett, die langen Wege zur Markthalle und das endlose Stehen an der Karre in Regen und Sonnenglut. Zuweilen verdienten wir acht bis zehn Schilling am Tag; an andern Tagen nahmen wir aber auch nur vier oder fünf Schilling ein. Ich sehnte mich nach einem andern Entdeckungsfeld. Deshalb erschien eines Tages auf vorherige Verabredung C., machte Krach und bestand darauf, daß ich sofort mit ihm käme.

Etwa einen Monat später machten C. und ich uns auf den Weg nach Covent Garden, wo wir uns mit einer Frau angefreundet hatten. Sie zog ebenfalls mit der Gemüsekarre umher, lebte aber in einem ganz andern Viertel. Wir trafen sie nicht zu Hause, aber fanden sie im nächsten Wirtshaus und hatten hier eine lange, freundschaftliche Unterredung mit ihr. C. erzählte ihr, ich hätte 'ne Tante, die so was wie 'ne Erbtante wär und nun gestorben wäre und ihrer Nichte fünf Pfund hinterlassen hätte. Er wollte damit andeuten, daß ich den Gemüsehandel im großen Stil betreiben solle, „damit so 'n armes abgerackertes Luder von Mann sich mal 'n bißchen verpusten könnte." Die Frau schien dieses löbliche Verlangen durchaus zu billigen und gab uns bereitwilligst ihren Rat.

Es wurde verabredet, daß ich sie am folgenden Montag treffen sollte, dem Tag der Woche, an dem für die Gemüsehändler das Geschäft am flauesten ist. Sie versprach mir eine Stelle zu zeigen, wo ich mir eine eigene Karre mieten könne. Am folgenden Montag erwartete sie mich, wie sie versprochen hatte, bei sich zu Hause. Sie wohnte in einem kleinen Häuschen auf einem engen Hof. Vor dem Hause und vor den meisten andern Häusern standen Körbe, Verkaufs-

stände und Karren. Die meisten Bewohner dieses Hofes schienen umherziehende Gemüsehändler zu sein.

„Heinrich, hier is das Mächen, von dem ich dir erzählt hab'."

Mit diesen Worten stellte mich die Frau ihrem Manne vor. Er ein dicker Kerl mit kurzgeschorenem Haar, saß in Hemdsärmeln am Ofen und rauchte.

Das Zimmer, in welchem diese Vorstellung stattfand, war nicht größer als ein geräumiger Schrank. Es enthielt ein Bett, einen Tisch aus Tannenholz, einen Sack, der als Teppich vor dem Ofen diente, und einen zweiten, der als Fußmatte benutzt wurde. Es standen auch etwas irdenes Geschirr und ein paar Töpfe und Pfannen umher, aber was sich in diesem Zimmer am aufdringlichsten bemerkbar machte, war ein gemischter Geruch nach Rauch und Gemüsen. In einer Ecke waren Kartoffelsäcke aufgestapelt, in einer andern befand sich ein halbes Dutzend Körbe voll Grünzeug. Unter dem Tisch, unter den Stühlen und sogar unter dem Bett sah ich Körbe mit Gemüsen und Früchten stehen. Das Wohn- und Schlafzimmer dieser Leute diente gleichzeitig als Lagerraum. Es ist dies leider bei den kleineren Gemüsehändlern viel der Fall. Zuweilen wurde der Vorrat auch, wie ich später sah, in den schmutzigen, schlecht gelüfteten Ställen aufbewahrt, in denen sie ihre Esel unterbringen.

„So, Heinrich, ich geh nu mit ihr zu Rummings, wo sie sich 'n Zimmer suchen soll."

„Denn man zu, aber mach', daß du wiederkommst."

Die Frau wandte sich mir zu: „Na, denn komm' man, Emma."

Ich hatte ihr gesagt, daß mein Vorname Emma sei.

Die Leute, zu denen wir gingen, wohnten in derselben Straße, wie meine neuen Freunde. Ein zweistöckiges Haus mit einem Keller darunter. Die Fensterscheiben waren größtenteils zerbrochen, und das Ge-

länder vor dem Hause auch. Die Haustür stand offen; auf den Treppenstufen saßen ein paar kleine Kinder, barfuß und barhäuptig. An einem der Parterrefenster hing ein Schild: „Zimmer zu vermieten". Meine Begleiterin schob die Kinder beiseite und schlug kräftig den Türklopfer an. Darauf kam eine gemein und schlampig aussehende Frau von etwa vierzig Jahren aus den unteren Räumen des Hauses zum Vorschein.

„'n Tag, Liz'; na, was willst du?" fragte sie.

„Das Mädchen hier sucht 'n Zimmer; du hast je woll eins leer steh'n?"

„Ja, sie kann sich's je mal anseh'n." Diese Antwort wurde mit einem prüfenden Blick auf mich gegeben.

Ich folgte der Frau über den Gang die Treppe hinauf. Wir kamen an mehreren Gruppen von Kindern vorüber. Das ganze Haus schien von Kindern zu wimmeln.

Die Frau öffnete die Tür zu einem kleinen, moderigen Hinterzimmer. Darin waren eine eiserne Bettstelle mit einem schmutzigen, ungemachten Bett, ein kleiner Waschgeschirrständer, eine gewöhnliche Kommode und ein Stuhl. An der Wand ein paar grellbunte Drucke von etwa dreißig Zentimeter Durchmesser. Einer stellte in rohen farbigen Buchstaben die treffende Frage: „Was ist ein Heim ohne Mutter?" und der andre verkündete die Legende von „Heim, trautes Heim".

„Hab' heut' morgen noch keine Zeit gehabt, reinzumachen," sagte Frau Rumming. „Mein Bruder Ben hat heut' nacht hier geschlafen."

„Wieso, is der denn schon wieder 'raus?" fragte Liz.

„Vorgestern is er 'rausgekommen."

„Jesses, was die Zeit geht! Ich dacht', sie hätten ihn zu zwei Jahren verknackt."

„Haben sie auch," bestätigte Frau Rumming, „aber

sie haben ihn nach anderthalb rausgelassen, weil er sich so gut gemacht hat."

Also das Zimmer, das ich zu mieten im Begriff stand, war eben erst von einem entlassenen Sträfling benutzt worden. Ich hatte mir aber in den Kopf gesetzt, das Abenteuer durchzuführen, fragte also nach dem Preis.

„Fünf Schilling die Woche, aber bar auf den Tisch des Hauses."

Das sollte so viel heißen, daß ich die Miete im voraus zu zahlen hätte. Das tat ich denn auch.

„Wann woll'n Sie einzieh'n?" fragte Frau Rummings.

„Womöglich schon morgen."

Ich bat noch darum, daß das Fenster offen gehalten und der Fußboden gescheuert würde, und als ganz besondere Vergünstigung, daß das Bett in der folgenden Nacht von niemand benutzt werden dürfe.

Meine Wirtin, wie ich Frau Rummings nun wohl nennen muß, sagte das alles zu.

Nachdem wir so handeleins geworden waren, sagte Liz:

„So, und nun geh'n wir hin und begießen das Geschäft, was?"

„Meinswegen ja," sagte meine Wirtin.

„Komm mit, Emma," rief Liz mir zu, und wir gingen über den Hof auf die Straße hinaus, geradeswegs in eine der gewöhnlichen Stehschenken. Es war um Mittag. Die Schenke war voll von Frauen, einige alt, andre ganz jung, die meisten aber in mittleren Jahren.

Alle tranken und schwatzten laut dabei. Die paar anwesenden Männer waren richtige Schnapsbrüder. Ich merkte später, daß es bei den Frauen der unteren Arbeiterklassen gang und gäbe ist, sich Montags zu betrinken. In manchen Gegenden Londons kann man

Montag nachmittags mehr betrunkene Frauen sehen, als zu irgend einer andern Zeit in der Woche. Ein Besuch auf einem der Polizeiämter am Dienstag morgen würde einem einen Begriff davon geben, wie fürchterlich verbreitet dieses montagliche Trinken ist.

Während ich in dieser Schenke stand und die Reden mit anhörte, die diese verlotterten Frauenzimmer führten, kam ich zu der Überzeugung, daß unsre Gesetzgeber nichts Besseres tun könnten, als die Abgabe von Spirituosen an Frauen in Wirtshäusern schleunigst zu verbieten.

Als wir die Schenke verließen, schlug Liz vor, jetzt eine Karre zu mieten. Wir gingen nach einem nahegelegenen Hof, wo alle möglichen Sorten von Karren aufgestellt waren. Die Besitzerin, eine dicke Frau in mittleren Jahren, deren feiste Hände beständig mit dem Gelde in der Schürzentasche klimperten, war bereit, mir für einen Schilling die Woche eine Karre zu vermieten.

Die Frau lieh auch an Gemüsehändler Geld aus, wovon diese sich ihre Warenvorräte beschafften. Sie berechnete für jeden geliehenen Schilling zwei Pence Zinsen! Das Darlehen läuft gewöhnlich vom Freitag bis zum Montag. Häufig wird das Geld jedoch schon nach ein paar Stunden zurückgezahlt. Wenn die Leute mit dem geborgten Geld schlechte Geschäfte machten, wurde die durch diese Wucherzinsen anwachsende Schuld natürlich zu einer drückenden Last. —

Am andern Tage zog ich mit ein paar Habseligkeiten in das Zimmer. C. quartierte sich in meiner Nachbarschaft ein.

In der ersten Nacht habe ich kaum geschlafen. Die Straße hallte von Fußtritten, rohem Gelächter und trunkenem Gesang wider. Mitten in der Nacht drang aus dem Nachbarhause, wo eine Frau Prügel bekam, fürchterliches Geschrei. Obwohl sie „Mörder! Mör-

der!" schrie, schien niemand dazwischen zu treten. Endlich wurde es ruhig, und ich schlief ein. Kaum hatte ich ein paar Minuten geschlafen, als ich durch lautes Klopfen an der Tür geweckt wurde. Ich öffnete. Es war Liz, die mich abholen wollte, um mit mir auf den Markt zu gehen. Wir machten uns mit meiner leeren Karre auf den Weg.

Dieses Schieben der Karre wurde mir saurer, als irgend eine Arbeit, die ich vorher getan hatte. Meine Arme schmerzten und meine Beine versagten fast, aber meine stämmige Begleiterin machte nicht viel Aufhebens davon.

Als wir in der Markthalle anlangten, gaben wir unsre Karren einer Frau in Obhut, die dafür von jeder von uns zwei Pence erhielt. Diese Frauen sind ganz unentbehrlich, um Karrendiebstähle zu verhindern, die sonst vorkommen würden. Wir beschlossen, mehrere Kisten Tomaten zu kaufen. Liz rechnete sich im Kopf aus, daß die Tomaten, von denen die Kiste zwei Schilling kostete, einen Reingewinn von einem Schilling pro Kiste bringen würden, wenn wir sie das Pfund mit zwei Pence verkauften. Wir kauften zwanzig Kisten.

Wir kauften auch vier Scheffel[1]) Pflaumen, den Scheffel zu vier Schilling. Wenn wir die Pflaumen mit zwei Pence das Pfund verkauften, konnten wir einen großen Profit von vier Schilling am Scheffel machen. Dem Dienstmann, der uns unsre Einkäufe an die Karren trug, hatten wir ein Pence für den Scheffel zu zahlen und sechs Pence für die zwanzig Kisten Tomaten.

Ich hatte kein Glück mit dem Beladen der Karre, denn als ich sie fortschieben wollte, war das Gewicht so ungleichmäßig verteilt, daß ich sie nicht von der

[1]) Bushel = 36,35 Liter.

Stelle bringen konnte. Meine Begleiterin zeigte sich geübter und erfahrener. Sie bepackte rasch ihre eigene Karre so, daß das Gewicht genau ausgeglichen war, und brachte dann auch meine Karre in Ordnung. Dennoch war es mir unmöglich, die vollbeladene Karre von Covent Garden bis zu unserm Stand zu schieben. Ich mußte mir einen Dienstmann dazu nehmen.

Als wir in der von uns gewählten Straße anlangten, merkte ich, daß die Stände oder die Plätze, welche die Karren einnehmen, als Vorrecht betrachtet werden. Nur selten braucht sich ein Gemüsehändler um den Platz, an dem er regelmäßig seine Geschäfte macht, zu bemühen. Einem Fremden, der früher käme und den Platz einnähme, möchte es übel ergehen, zumal wenn der Eindringling schwächer ist oder weniger Freunde besitzt, als der rechtmäßige Besitzer. Sogar die Polizei steht dem, der die älteren Anrechte hat, häufig bei.

Das Recht an solch einem Platze wird so allgemein anerkannt, daß nicht selten für die gutwillige Überlassung eines Platzes ansehnliche Summen gezahlt werden. Ich hörte einmal von achtzig Pfund für einen besonders gesuchten Fischstand in Battersea. Der Wert des Standes hängt natürlich völlig davon ab, ob er in einer belebten Straße liegt; in weniger besuchten wird man sich unbehelligt einen Platz suchen können.

Die anerkannten Besitzer der besten Plätze in so reger Geschäftsgegend wie New Cut oder Lambeth Walk sind ganz wohlhabende Leute. Ich kannte einen solcher Stände, an dem an Sonnabenden bis zu fünfzehn Pfund eingenommen wurden.

Es gibt noch eine andre Klasse verhältnismäßig wohlhabender Gemüsehändler. Es sind das Leute, die Pferd und Wagen und mehrere Karren in verschiedenen belebten Straßen besitzen. Sie versehen die Karren

mit Waren und geben sie kleineren Händlern in Kommission.

Ich wurde mit der Frau so eines großen Händlers — Miff hieß er — bekannt. Ihr Kind war krank geworden. Da kam sie, um Frau Rummings zu fragen, ob sie ihr nicht ein Mädchen zur Hilfe schicken könne. Ich erbot mich hinzugehen, weil ich dachte, ich könne der Frau, die sehr in Sorge um ihr Kind zu sein schien, vielleicht helfen. Ich bin viel in jenem Hause aus- und eingegangen. Das Kind starb, und die Eltern ließen sich die Beerdigung zwanzig Pfund kosten. Ich habe nirgend köstlichere Blumen gesehen als die auf diesem kleinen Kindersarge. Aber das Kind hätte nicht so früh zu sterben brauchen, wenn seine Mutter es nicht mit Dosenlachs und gesalzenem Schinken gefüttert und ihm als schmerzstillendes Mittel Schnaps eingeflößt hätte! Die trostlose Mutter gab sieben Pfund für ein Trauerkleid aus. Sie konnte es sich leisten, denn ihr Mann verdiente fünfzehn Schilling Miete täglich an einem Stand in einer der regen Geschäftsgegenden. Der Mann hatte nicht mehr Anspruch an dieses Geld, als ich etwa, aber es wurde ihm als sein Recht allgemein anerkannt. Früh am Morgen fuhr sein Wagen mit Früchten und Gemüsen beladen von einer Karre zur andern, mit deren Verkäufern er im Vertrag stand. Die Karren wurden mit Waren versehen und den Pächtern fertig übergeben. Abends wurden die unverkauften Waren von dem Fuhrwerk wieder abgeholt.

Die Frau dieses Händlers befreundete sich mit mir und bot mir eines Tages ein Darlehen von fünf Pfund an, damit ich mein Geschäft vergrößern und mir einen Esel anschaffen könne. Mit Tränen in der Stimme fügte sie hinzu, sie täte es um des „Mäuschens" willen. Ich war ganz gerührt über ihre Güte und machte davon Gebrauch. Bevor ich die Schilderung meiner

Tätigkeit als Gemüsehändlerin abschließe, will ich noch meine Erlebnisse mit dem Esel berichten.

Der stolze Besitzer eines Esels zu sein, ist für jeden Gemüsehändler das Ziel aller Träume. Sie machen den Besitz dieser geduldigen, schwer arbeitenden Tierchen förmlich zu ihrem Monopol.

In der Regel betrachtet der Gemüsehändler seinen Esel wie einen Freund. Es kommt wohl nur sehr selten vor, daß er ihn schlecht behandelt.

Die Londoner Gemüsehändler haben einen eigenen Eselmarkt gegründet, der an jedem Freitag in Islington „auf den Steinen", wie sie es nennen, abgehalten wird.

Um Mittag herum bietet dieser Markt ein buntbewegtes Bild. Dem Neuling erscheint das hier herrschende Getöse als allgemeine Verwirrung. Stämmige Männer in Hemdsärmeln treiben die zu verkaufenden Esel unter Zurufen und Schlägen auf und ab und preisen laut die Vorzüge der Tiere. Die kritischen Bemerkungen der Kenner anzuhören, ist zum Teil recht amüsant.

„Was hat er am Auge?"

„Nix."

„Doch! Er kann es ja nicht aufmachen, er blinzelt bloß." — —

Oder es kommt vor, daß die dauerhafte Gesundheit des Esels angezweifelt wird.

„Sieht man höllschen schwach aus, was?"

„Je, meinen Sie vielleich, Sie können für dreißig Schilling 'n erstklassiges Autemebil kaufen?" — —

Oder man hört Unterhandlungen folgender Art:

„Ganz nüdliches Tier. Soll ich ihn für hundert haben?"

„Gott soll mich bewahren! Nee, unter hundertfufzig kommt er nich weg."

„Hundert sag' ich und keinen Deut mehr!"

Dabei hält der Reflektant dem Verkäufer zehn blinkende Goldstücke in der flachen Hand hin. Es ist das kein außergewöhnlicher Preis für einen kräftigen spanischen Esel, wie er von den gutgestellten Gemüsehändlern gern gekauft wird. Der Durchschnittspreis für so ein „Grauchen" ist jedoch drei bis vier Pfund, obwohl man auch schon Tiere haben kann, die nicht mehr als ein Pfund kosten.

„Sie soll'n ihn für zwei Pfund haben."

„Topp! Eingeschlagen! Ich nehm' ihn für zwei Pfund!"

Der Eigentümer streckt seine Hand aus, der Käufer schlägt ein, und damit ist der Kauf perfekt. —

C. und ich kauften einen Esel zu drei Pfund. Eine Karre hatten wir uns schon besorgt und auch das nötige Geschirr für den Esel für alt gekauft. Es war sehr komisch, C. zu sehen, wie er inmitten einer Witze reißenden Menge bemüht war, den Esel fortzuziehen.

Ich wollte so gern auf dem Tier reiten, aber C. erklärte, daß ich damit zu großes Aufsehen erregen würde. So zogen wir denn mit unserm Esel nach dem Stall, den wir für zwei Schilling wöchentlich gemietet hatten.

Unsre Nachbarn interessierten sich sehr für unsern Kauf und unser damit verbundenes Steigen in Rang und Würden. Aber hochmütiger Stolz über unsern Kauf wurde nicht geduldet. Ein Mann behauptete, der Esel habe schwache Beine; ein andrer, sein Maul säße nicht symmetrisch genug, und ein Mädchen bemerkte mir höflich, daß der Schwanz des Esels erheblich länger sei als meine Zunge, was ja als Kompliment aufgefaßt werden kann.

C. erwiderte, daß das keine angeborenen Fehler des Esels seien, nur die Folgen schlechter Behandlung, die sich bei guter Pflege schon verlieren würden. —

Wir verbrachten die Tage mit unserm Grauchen

und der Karre und waren durchaus glücklich, obwohl wir ein hartes Leben führten. Unser Warenlager hatte durchschnittlich einen Wert von neunzig Schilling. Wir führten Kohl, Tomaten, Apfelsinen und Bananen und machen täglich einen Reingewinn von etwa ein Pfund und achtzehn Schilling. Aber wir mußten auch fast achtzehn Stunden am Tage an der Karre stehen. Wir wechselten uns im Verkaufen ab und stahlen uns zwischendurch weg, um ein erfrischendes Bad zu nehmen oder zu schlafen. —

Als ich eines Tages an meiner Karre stand, kam ein andrer Gemüsehändler und fragte mich, ob ich nicht ein Billett für die Wohltätigkeitsversammlung nehmen wollte, die zum Besten des armen alten Meister Hooker abgehalten werden sollte. Ich verriet meine Unwissenheit, indem ich ein paar naive Fragen in bezug auf diese merkwürdige Aufforderung stellte. Der Mann dachte glücklicherweise, daß ich ihn zum Narren haben wollte. Er grinste mich einen Augenblick an und streckte mir eine kleine, schwarzgeränderte Karte hin, wobei er sagte:

„Da, Madameken, ich hab' keine Zeit, hier zu stehen und mich anulken zu lassen." Er drückte mir diese merkwürdige Anzeige in die Hand:

„Viele können einem helfen, wo einer nicht vielen helfen kann."

Eine harmonische Versammlung

wird mit gütiger Erlaubnis des Bürgermeisters, Mr. James Downey, Esq., am nächsten Montag abend im Goat and Boot Hotel zum Besten unsres alten Freundes Alfred Hooke, wohlbekannt unter dem Namen „der alte Hooker", abgehalten werden, der das Unglück gehabt hat, seine Frau zu verlieren. Die folgenden Herren haben ihre Mitwirkung zugesagt, und der Stuhl wird während des Abends unter andern von Charles Neat,

bekannter unter dem Namen Nipper Neat, Punch Dowsett und Flash Harry eingenommen werden, ebenso wird der gute alte Jibber als Vize tätig sein. Helft einem auf die Beine, der immer der Erste gewesen ist, andern zu helfen. Die Harmonie beginnt pünktlich acht ein halb Uhr. Damen sind willkommen.

Das war eine Gelegenheit, die wir uns nicht entgehen lassen durften, C. und ich fanden uns also ein.

Diese Wohltätigkeitsveranstaltungen bezwecken die Erleichterung aller möglichen Arten von Mißgeschicken. Wir traten in ein längliches Zimmer, in welchem einige Tische aufgestellt waren, zu deren beiden Seiten Stühle standen. An dem einen Ende befand sich ein kleinerer Tisch, und in der Nähe der Tür ein Pfeilertischchen, auf dem zwei aufeinandergestellte Teller standen. Daneben lag ein hölzerner Hammer und ein ebensolcher auf dem Tisch am Ende des Zimmers. Diese Hämmer dienten den „Stuhlmännern" und dem „Vize" zur Leitung der Versammlung.

Der geschäftliche Teil der Veranstaltung bestand darin, daß jeder Gast in möglichst zartfühlender Weise eine silberne Opfergabe zwischen die beiden Teller legte. Dabei sollen manchmal sechs bis acht Pfund zusammenkommen. Der heitere Teil des Abends bestand im Singen und Biertrinken.

Sehr lustig waren die Zeremonien. Der Stuhlmann, ein Gemüsehändler mit rotem Gesicht von etwa fünfzig Jahren, zog gleich anfangs seinen Rock aus, um es sich bequemer zu machen. Wenn eine Nummer des Programms fällig war, erhob er sich in seiner ganzen Würde vom Stuhl, schlug zweimal energisch mit dem Hammer auf den Tisch und sagte, indem er sich an den „Vize", einen melancholisch und leichenhaft aussehenden Mann wandte, mit heiserer Stimme: „Ich glaube, die nächste werte Aufforderung kommt dir zu,

Bruder Vize." An wen sich die nächste Aufforderung richtete, wurde durch den Bruder Vize bekanntgegeben; nach ein paar lauten Hammerschlägen und wiederholten persönlichen Komplimenten und Ermutigungen erhob sich dann der Aufgeforderte und fing an zu singen. —

Wir verließen die Gesellschaft, ehe die Herren und Dämlein betrunken wurden, wobei wir zu unsrer Entschuldigung anführten, daß wir uns noch in einer weit abgelegenen Gegend ein neues Zimmer suchen müßten.

An jenem Abend glitten wir stillschweigend in die Zivilisation zurück.

Es wurde uns ordentlich schwer, uns von unserm Grauchen zu trennen; es war solch ein gutmütiges Tier. Wir hatten ihn für dreißig Schilling an die netteste Gemüsehändlerin verkauft, die wir kannten. Das Geld ist aber nie ausbezahlt worden, denn wir gingen davon, ehe ihr Mann das Geld zusammenbringen konnte. Wir hoffen aber, daß unser Esel einen dankbaren Freund gefunden hat.

17.

Erlebnisse als Kellnerin

Auch Kellnerin bin ich gewesen, sowohl in einer Kaffeewirtschaft, als auch in einem Wirtshaus mit Schankberechtigung.

Oft hatte ich mich gefragt, was das Leben einer Aufwärterin in einem Tee- oder Kaffeelokal oder eines Ladenfräuleins für Reize haben könnte, denn so viele der Dienstmädchen oder Fabrikmädchen, die ich kenne, möchten gern Aufwärterin oder Ladenfräulein werden. Gilt diese Stellung für angesehener, als die der gewöhnlichen Kellnerin, und für interessanter, als der Dienst in einer Familie?

Die wenigsten denken an die langen Arbeitsstunden, die mäßige Bezahlung und die mancherlei Nachteile dieser Stellungen. Das Leben mag wohl abwechselungsreicher sein, als das eines gewöhnlichen Dienstmädchens, aber ohne Frage ist es auch sehr anstrengend, und die Bezahlung ist, wie ich gefunden habe, nirgend besonders gut. Der Durchschnittslohn ist zehn Schilling die Woche, und bei manchem Wirte müssen die Mädchen sich auch noch von diesem Gelde in ihrem Restaurant das Mittagessen kaufen.

Die Arbeit beginnt gewöhnlich um acht Uhr morgens. Die Fußböden müssen aufgewaschen, das Geschirr und die Tische gesäubert, der Ladentisch muß zierlich hergerichtet werden. Dann erst bekommen die Mädchen ein paar Minuten Zeit, um sich selbst sauber und nett anzuziehen. Bis sieben Uhr abends haben sie, mit Ausnahme weniger für die Mahlzeiten freigegebenen Minuten, beständig hin und her zu laufen und die Gäste zu bedienen. Die Arbeit selbst ist leicht zu lernen, aber es gehört noch mehr dazu. Die Mädchen setzen ihren Ehrgeiz daran, täglich dieselben Gäste an ihren Tisch zu ziehen. Manche erfreuen sich größerer Beliebtheit bei den Gästen als andre, und einige haben eine ganze Schar von Verehrern, was in den Augen der meisten Besitzer kleinerer Teelokale ihren Wert keineswegs abschwächt. Es ist spaßig, zu beobachten, wie ein Kunde, der für schäbig gilt, vernachlässigt wird; um so mehr reißen sich die Mädchen um einen Gast, von dem sie wissen, daß er reichliche Trinkgelder gibt. In vielen Lokalen ist zwar das Annehmen von Trinkgeldern verboten, aber dieses Verbot wird sehr oft übertreten.

Die Mädchen erhalten häufig Geschenke von ihren Verehrern, Blumen, oder Theater- und Konzertbilletts, und viele nehmen diese Auszeichnungen bereitwillig an. Aber durchweg sind diese Mädchen ihren Schätzen

aus ihrem eigenen Stande treu, und mancher junge Fant möchte sich schön ärgern, wenn er hören könnte, wie so ein Mädchen, das er beschenkt hat, sich hinterher mit ihrem Liebsten über ihn lustig macht und seine Erscheinung und seine ganze affektierte Art nachäfft. —

Es gibt vielleicht in ganz London kein angestrengter arbeitendes Menschenkind, als eine Aufwärterin in einem Kaffeelokal.

In der Stellung, die ich annahm, hatte ich vierzehn Stunden täglich zu arbeiten und bekam acht Schilling die Woche bei freier Station. Um sieben Uhr morgens mußte ich an der Arbeit sein. Nachdem ich die Gaststube gereinigt hatte, mußte ich in der Küche helfen, außerdem noch die vereinzelten Gäste bedienen, die vor acht Uhr kamen. Fünf Minuten nach acht Uhr aber füllte sich das Lokal mit Gästen, die mir alle auf einmal ihre Bestellungen zuriefen und große Ungeduld an den Tag legten.

Diese Fülle im Lokal währte bis halb neun. Dann leerte sich der Saal bis auf ein oder zwei Gäste. Nun frühstückten wir, nämlich der Wirt, seine Frau und ich, während ein jüngeres Mädchen, das sonst in der Küche half, die Gäste bediente. Nach unserm Frühstück, das im Restaurant eingenommen wurde, begann das Aufwaschen des Geschirrs. War ich damit fertig, mußte das Gastzimmer wieder gesäubert werden. Dann mußte ich Kartoffeln schälen und sonst an der Bereitung des Mittagessens helfen. Nachdem ich mich in aller Eile etwas zurechtgemacht hatte, ging ich in die Gaststube zurück. Die Tische wurden zum Mittagessen mit mehr oder minder sauberen Tischtüchern bedeckt und das Menu des betreffenden Tages mit Kreide auf eine große Schiefertafel geschrieben, die neben der Tür aufgehängt war.

Die Uhr hatte kaum zwölf geschlagen, so stürzten

auch schon die ersten Mittagsgäste herein. Der Lärm und das Getöse vom Morgen wiederholten sich, nur daß die Befehle jetzt anders lauteten.

Nach Tisch kam das Aufwaschen der Teller und Küchengeräte. Dann nahmen wir selber unser Mittagessen ein, das wieder in der Gaststube aufgetragen wurde.

Am Nachmittag kamen nicht viele Gäste. Ich hatte erst einen neuen Strom um die Teezeit erwartet, aber er blieb aus; unsre Frühstücks- und Mittagsgäste nahmen den Tee offenbar bei sich zu Hause. Um sieben Uhr wurde die Wirtschaft geschlossen; Sonntags durfte ich sogar schon um zwei Uhr nach Hause gehen. —

Die heiße Luft des mit Gas beleuchteten Lokals, der stete Speisengeruch, die Anstrengung, die das Bedienen der ungeduldigen Gäste mit sich brachte, sowie der Mangel an Bewegung in frischer Luft machten mich schließlich ganz krank. Ich verstehe jetzt sehr wohl, weshalb in den Zeitungsanzeigen als Aufwärterinnen für Kaffeelokale immer so ausdrücklich kräftige und gesunde Mädchen verlangt werden.

Ein Vorteil dieser Art von Wirtschaften ist jedoch, daß die Gäste die bedienenden Mädchen sehr achtungsvoll behandeln. Man findet dort nicht die rohen Reden und gefährlichen Vertraulichkeiten, die so charakteristisch für Wirtshäuser sind, in denen Spirituosen geschenkt werden. Dem regen Zuspruch nach, dessen diese Lokale sich erfreuen, möchte ich bestimmt glauben, daß sie mit Wirtshäusern mit Schankberechtigung durchaus konkurrieren könnten, wenn sie dem Publikum mehr Anziehungen böten, beispielsweise einen Raum besäßen, in dem die Männer rauchen und lesen könnten.

Sozial weniger geachtet als Aufwärterinnen in Tee- oder Kaffeestuben sind Mädchen, die in Wirtshäusern mit Schankberechtigung bedienen. Die meisten Menschen fühlen sich geneigt, sie über die Achsel anzusehen.

Sogar unter der Arbeiterbevölkerung findet man dieses Vorurteil. Wenn ein Arbeiter sich mit einem Mädchen verlobt, das hinter dem Schenktisch gestanden hat, wird seine Familie allgemein der Ansicht sein, daß er sich wegwürfe. Selbst unter seinen Kollegen ist er allerhand derben Neckereien ausgesetzt. Seine weiblichen Angehörigen werden in dem Schenkmädchen ohne weiteres ein ganz raffiniertes, verdorbenes Frauenzimmer erblicken.

Dieses Vorurteil gegen die Schenkmädchen im allgemeinen ist durchaus ungerechtfertigt. Viele der Mädchen, die in ihrem schweren Beruf Versuchungen aller Art ausgesetzt sind, bleiben durchaus ordentlich und anständig. Sie müssen oft hinter dem Schenktisch angetrunkene, rohe, liederliche Kunden beiderlei Geschlechts bedienen; sie müssen rohe Reden mit anhören und müssen die gemeinen Redensarten jener Sorte von Männern über sich ergehen lassen, die sich einen Zeitvertreib daraus machen, Mädchen, die in diesem Beruf tätig sind, zu beleidigen.

Wie eins der Mädchen einmal zu mir sagte: „Als ob das Leben ohne die Frechheiten von so einem Flegel nicht schon schwer genug wäre."

Freilich ist es ein schweres Dasein; ein römischer Sklave wird kaum ein härteres Leben geführt haben. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend ist es ein unabläßiger Kreislauf schwerer Arbeit. Wenn keine Kunden zu bedienen sind, muß reingemacht werden. Das Mädchen ist häufig der schlechten Laune einer abgearbeiteten Prinzipalin und den Zudringlichkeiten eines betrunkenen Prinzipals ausgesetzt. Da es zu müde ist, um die paar „Ruhestunden", die ihm bewilligt werden, zum Ausgehen zu benutzen, fehlt es ihm fast gänzlich an Bewegung in frischer Luft. Infolgedessen verliert es bald sein gutes Aussehen und wird dann rücksichtslos entlassen. Es ist kaum zu verwundern,

wenn diese Mädchen der Versuchung zum Trinken erliegen, die sie beständig umlauert. Sie glauben ihre müden Lebensgeister durch das Trinken neu beleben und ihre verlorene Energie wieder gewinnen zu können.

Die Atmosphäre in so einer Schenkwirtschaft muß die Mädchen in kurzer Zeit schwächen und ihre Gesundheit sowie ihre moralische Beschaffenheit untergraben. Es ist ein zu unnatürliches Leben. Die Jugend wird vernichtet. Und jung und hübsch zu sein, ist die Hauptbedingung, die an ein Schenkmädchen gestellt wird. Es hat mir häufig weh getan, in wie jungem Alter Mädchen in diesem aufreibenden Beruf verbraucht waren. Ich habe mich oft gefragt, was aus ihnen werden mag, wenn sie alt sind. Man sieht niemals ein altes Schenkmädchen, selten eine, die in mittleren Lebensjahren steht.

Dennoch finden viele Mädchen großes Vergnügen an diesem Beruf. Die Abwechselung, die ihr Leben mit sich bringt, und die Gelegenheit zur Unterhaltung mit Männern gefällt ihnen. Der Ehrgeiz der meisten gipfelt darin, einen „Herrn" zu heiraten, ein Ehrgeiz, der fast ausnahmslos Kummer im Gefolge hat.

Der Lohn eines Schenkmädchens beträgt fünf bis fünfzehn Schilling die Woche; keine sehr glänzende Bezahlung, wenn man die langen Arbeitstunden in Betracht zieht. Aber der Ehestand scheint der Einsatz zu sein, um den mehr oder minder alle spielen. Ein höchst gefährliches Spiel! — —

Mit einiger Mühe gelang es mir, eine Stellung als Kellnerin in solch einem Bierausschank zu bekommen.

Ich mußte um halb acht Uhr morgens an der Arbeit sein. Meine erste Aufgabe an jedem Morgen bestand darin, im Schankzimmer reinzumachen, abzustäuben und aufzuräumen. Ein Viertel nach acht Uhr ging ich zum Frühstück, das ganz gut war. Ich hatte dann eine Viertelstunde Zeit, um mich anzuziehen. Um

neun Uhr stand ich hinter dem Schanktisch und bediente die Kunden. Es waren größtenteils Frauen, die sich in Krügen Bier zum zweiten Frühstück oder Mittagessen holten. Um zwölf Uhr kamen die Arbeiter; manche brachten ihr Mittagessen in Zeitungspapier oder Taschentücher eingewickelt mit. Sie verlangten gewöhnlich „ein Halbes" und baten um ein Messer oder etwas Senf. Einige kauften sich für einen Penny Brot oder Käse zu ihrem Bier. Ich glaube, wenn der Wirt billige gute Suppe, Kaffee, gekochtes Fleisch und Kartoffeln verkauft hätte, hätten wir ebensoviel zu tun gehabt wie in dem Kaffeelokal, wo ich angestellt gewesen war.

In der Tat beginnen die Wirte dieser Lokale mit Schankberechtigung die Notwendigkeit besserer Konkurrenzfähigkeit zu fühlen. Einige stellen Platten mit appetitlich angerichteten Eßwaren auf ihren Schanktischen aus, und in vielen Wirtschaften findet man neuerdings an den Fenstern Plakate, auf denen Wurst, Butterbrot, oft auch Tee und Kaffee angezeigt stehen.

Wenn die Gäste nach dem Mittagessen wieder zur Arbeit gegangen waren, kam eine stille Zeit. Ich hatte vierzig Minuten zum Mittagessen frei. Nachher blieb ich bis um drei im Schankzimmer. Es war da eine Sitzgelegenheit hinter dem Schanktisch, und wenn gerade keine Gäste zu bedienen waren, durfte ich mich ruhig hinsetzen. Um drei Uhr wurde Rast gemacht. Ich benutzte diese freie Zeit regelmäßig, um spazieren zu gehen oder mit der Straßenbahn spazieren zu fahren. Um sechs Uhr gab es Tee, und um halb sieben stand ich wieder hinter dem Schanktisch. Bis um neun Uhr war wenig zu tun. Dann kamen die Stammgäste, einer nach dem andern. Diese Gäste suchten gewöhnlich den sogenannten Salon auf. Für Speisen und Getränke, die da serviert wurden, wurde ein Aufschlag von 25 % gerechnet. Ich glaube, dieser Raum wurde sozusagen

als Klublokal benutzt. Warum benutzen nicht Mäßigkeitsvereine Kaffeelokale zum gleichen Zweck? So gründlich, wie ich die Arbeiterbevölkerung kenne, wage ich zu behaupten, daß nette, behaglich eingerichtete Kaffeelokale, wo Männer und Frauen einkehren können, um sich zu erfrischen und Unterhaltung zu finden, in Verbindung mit Schankwirtschaften errichtet, eine unglaubliche Reform unter den Alkoholikern erzielen würden. Nur darf man die Wirtschaften nicht in Betsäle verwandeln wollen.

Um zu meinen eigenen Aufgaben zurückzukehren: Um zehn Uhr ging ich zum Abendessen. Um ein halb ein Uhr wurde das Lokal geschlossen, und nachdem ich noch rasch Gläser gewaschen hatte, durfte ich zu Bett gehen.

Einer der häßlichsten Eindrücke, die ich in dieser Umgebung gehabt habe, war, daß eine junge Frau einem wenige Monate alten Kinde aus ihrem Bierkrug zu trinken gab. Als ich ihr Vorstellungen darüber machte, bekam ich zur Antwort, daß ich wohl vergäße, wer ich sei, und daß ich mich gefälligst nicht in die Angelegenheiten von Leuten mischen möge, die hoch über mir ständen.

Sonntag morgens, zuweilen auch zu andern Zeiten, brachten Arbeiter ihre Kinder mit in die Wirtschaft, nachdem sie wohl mit ihnen spazieren gegangen waren. Sie ließen die Kleinen oft aus ihren Gläsern trinken. Es geschah das wohl mehr aus Gedankenlosigkeit, denn ich habe selten Leute aus diesem Stande getroffen, die das übermäßige Trinken nicht verurteilt und nicht den Wunsch gehabt hätten, ihre Kinder möchten sich des Trinkens völlig enthalten. Die beiden Kinder dieses Schankwirtes waren sogar Mitglieder des Guttemplervereins und sagten zum großen Vergnügen ihrer Eltern und deren Freunde allerhand Verse her, die sie im Mäßigkeitsverein gelernt hatten.

18.

Ladenfräulein

Nachdem ich eine Zeitlang Aufwärterin gewesen war, wurde ich Ladenfräulein. Freunde erwirkten mir die Erlaubnis, mich kurze Zeit in dem Geschäft eines Tuchhändlers aufhalten zu dürfen, der männliches und weibliches Personal beschäftigte.

An einem Augustmorgen folgte ich, meine Reisetasche in der Hand, einer ziemlich nett gekleideten ältlichen Haushälterin in ein Schlafzimmer, das über dem Laden eines der größten Manufakturwarengeschäfte in London—Westend gelegen war.

Wie sie und jedermann im ganzen Hause, mit Ausnahme des einen Chefs, glaubte, war ich ein junges Mädchen, das als Lehrling bei freier Station im Geschäft angestellt werden sollte.

Nachdem die Haushälterin mich verlassen hatte, sah ich mich in dem Zimmer um, das für einige Zeit mein Heim werden sollte. Es war ein großer Raum mit zwei Fenstern auf die Straße hinaus. Vor den Fenstern hingen gestreifte Rollvorhänge, aber keine Gardinen. Auch ein großer Kamin war da, aber er war mit Brettern zugenagelt. Der Fußboden war unbedeckt; nur vor den vier Betten, die an den Wänden standen, lagen Teppichstreifen von etwa 1¼ Meter Länge. Die Wände entbehrten jeden Schmuck, aber in der Nähe der Tür hingen in einem Rahmen die Hausregeln. Ich studierte sie mit Interesse. Es waren siebzig Paragraphen, und die Übertretung jedes einzelnen schien mit Geldstrafen von ein Pence bis zu fünf Schilling geahndet zu werden. Auch in bezug auf die Kleidung und das allgemeine Betragen zu jeder Tag- und Nachtstunde gab es feste Vorschriften.

Einige dieser Vorschriften sind zweifelsohne notwendig, für den Arbeitgeber sowohl wie für die Angestellten. Aber eine ganze Anzahl dieser Hausregeln fielen mir als töricht und aufreizend auf.

„Die Haustür wird um elf Uhr geschlossen; Sonnabends um zwölf Uhr."

„Nachdem die Haustür geschlossen ist, sind sämtliche Lichter zu löschen; wer nach Haustürschluß im Schlafzimmer Licht brennen läßt, wird entlassen." (Das bedeutet, daß man nach einem Besuch im Theater im Dunkeln zu Bett gehen muß.) — „Angestellte, welche ohne Erlaubnis die Nacht fortbleiben, werden das erste Mal mit Geldstrafe von ein und einem halben Schilling bestraft; das zweite Mal mit Geldstrafe von fünf Schilling, das dritte Mal mit Entlassung." — „Sämtliche Schlafzimmer müssen um acht Uhr morgens reingemacht sein. Die Angestellten zahlen für jede fünf Minuten, die sie zu spät beim Frühstück erscheinen, drei Pence Geldstrafe." Wer im Laden Süßigkeiten ißt, wird bestraft, und das unglückliche Wesen, das es versäumt, dem Ladenaufseher zu melden, wenn ein Kunde den Laden verläßt, ohne etwas gekauft zu haben, auch. Im Schlafzimmer Blumen in Gläser zu stellen, Photographien oder Bilder an die Wände zu heften, kostet sechs Pence.

Während ich da stand, öffnete sich die Tür und drei „Fräulein" kamen hereingestürzt. Zwei von ihnen kümmerten sich überhaupt nicht um mich, sondern liefen gleich an die Spiegel, um hastig Toilette zu machen. Die Dritte, ein nett aussehendes Mädchen, trat auf mich zu und fragte:

„Sie sind wohl erst neu gekommen?"

„Ja."

„So, das freut mich. Ich habe in diesem Zimmer für Ordnung zu sorgen und hoffe, wir werden gute Freunde werden."

„Das glaube ich sicher," erwiderte ich.

„Hier ist Ihr Bett," sagte sie und zeigte mir auch die Kommode und den Toilettentisch, den ich benutzen sollte. „Nehmen Sie Ihre Sachen ab und kommen Sie zum Essen hinunter. Aber legen Sie alles gut weg und lassen Sie nichts herumliegen, sonst kommt es Ihnen abhanden oder Sie müssen Strafe zahlen."

Ich tat, wie sie mir gesagt, und ging dann mit ihr die Treppe über einen dunklen Korridor in das Kellergeschoß des Hauses hinab. Es schloß sich uns eine ganze Menge andrer junger Mädchen an. Keine schien eine Minute Zeit zu verlieren zu haben.

Dieser Mangel an Zeit macht die Mahlzeiten so schrecklich ungemütlich. Da die Eßsäle gewöhnlich weit von den Geschäftsräumen entfernt liegen, gehen von den fünfundzwanzig Minuten, die für das Mittagessen bewilligt sind, oft fünf Minuten für den Hin- und Rückweg verloren. Bei Tisch muß man dann noch auf das Essen warten, das, wenn es endlich kommt, in größter Hast heruntergeschlungen wird. Der Eßsaal war ein langer kahler Raum mit nackten geweißten Wänden.

Das Essen war sehr schlecht gekocht: Das Fleisch roh, die Kartoffeln halb gar, der Kohl wässerig und der Pudding kalt. Der Quantität nach reichte das Essen aus, das heißt für mich. Für im Wachsen begriffene, gesunde, junge Menschen mit starkem Appetit mag es nicht genug gewesen sein, denn ich habe meine Kolleginnen häufig klagen hören, sie seien nicht satt geworden. Manche kauften sich hinterher noch beim Hausmeister etwas dazu, denn am einen Ende des Eßsaals, in dem ich saß, stand ein Tisch, auf dem Früchte, Gebäck und andre Dinge verführerisch ausgelegt waren. Der Hausmeister hatte das Recht, diese Sachen zu verkaufen. Zur Frühstückszeit konnte man gekochten Schinken, Eier, Würste und andre Delikatessen kaufen.

Die Firma verabfolgte zum Frühstück, wie auch zum Tee und Abendbrot nur einfach Brot und Butter. Ich finde das nicht in der Ordnung. Die Firma sollte so hinreichend für Essen sorgen, daß die Angestellten nicht in Versuchung kämen, sich von ihren karg bemessenen Löhnen Essen zu kaufen, das doch einen Teil ihrer Bezahlung ausmacht.

Die Hauptplage des Ladenpersonals ist das ewige Stehen. Das Gesetz bestimmt, daß Personen unter achtzehn Jahren nicht länger als vierundsiebzig Stunden wöchentlich im Laden beschäftigt werden dürfen. Die meisten Geschäfte nutzen ihre Angestellten bis an diese Grenze des Erlaubten aus. Das bedeutet häufig, daß das Personal täglich zehn Stunden lang stehen muß. „Aber," wird man mir da einwerfen, „es gibt doch ein Gesetz, wonach die Ladeninhaber verpflichtet sind, für Sitzgelegenheiten im Laden zu sorgen, so daß das Personal, wenn es nicht gerade beschäftigt ist, sich ausruhen kann." Ja, Sitze sind wohl vorhanden, aber das Personal wagt sie nicht zu benutzen, oder es kann folgendes passieren:

Der Ladenaufseher trifft eine Verkäuferin sitzend an. Er tritt auf sie zu und fragt: „Sind Sie müde, Fräulein?" Findet er sie ein zweites Mal sitzend, wird er sie fragen, ob sie sich nicht wohl fühle. Das dritte Mal wird er ihr sagen, sie sei krank und solle nur lieber auf ihr Zimmer hinaufgehen. Das heißt soviel wie Entlassung.

Natürlich kommt das nicht bei allen Firmen vor, aber daß die meisten Chefs es ungern sehen, wenn das Personal sich während der Dienststunden ausruht, ist leider Tatsache.

Die meisten Prinzipale sehen ihr Personal gern beschäftigt, auch wenn nicht gerade Kunden zu bedienen sind; viele Stunden müssen die Verkäuferinnen mit überflüssigem Aufräumen des Lagers verbringen. Man

muß es am eigenen Leibe erfahren haben, wie schwer das Bedienen hinter dem Ladentisch ist, um den Mut dieser armen Verkäuferinnen zu bewundern. Während sie zum Umsinken müde sind und Schmerzen erdulden, lächeln sie und sind beflissen, eine nörgelnde Kundin zufrieden zu stellen — leider sind es immer Kundinnen — die ihr Vergnügen darin findet, der Verkäuferin möglichst viel Mühe zu machen.

Die Gesetzgebung mag für die Sitzgelegenheiten sorgen, Reformatoren mögen sich über den Mißbrauch ereifern, der mit diesem System der „freien Station" getrieben wird; aber ehe nicht das Publikum selbst rücksichtsvoller und mitfühlender wird und dadurch die Arbeitszeit der armen Ladentischsklaven unsrer Großstädte abkürzt, wird wenig geschehen, um ihnen ihr hartes Dasein zu erleichtern. —

19.

Unter den Fischhändlern

Zu meinen interessantesten Erfahrungen unter den Proletariern gehört der Einblick in einen Geschäftszweig, der wirklich eine segensreiche Einrichtung für das arme Volk bildet: der Handel mit gebackenen Fischen.

Während meiner Streifzüge durch das Land Armut wurde meine Aufmerksamkeit wiederholt auf eine Art von Läden gelenkt, die ein beleidigender Angriff auf unsre Geruchsnerven sind. Ich beschloß, wenn irgend möglich diese Fischläden von innen kennen zu lernen.

Trotz des diesen Geschäften eigentümlichen Geruches habe ich häufig vor so einem Laden gestanden, um

die Kundschaft zu beobachten, die hier aus- und einströmt. Es waren ausschließlich arme Leute, denen der Hunger aus den Augen sprach, und die hier eifrig ihre Einkäufe für ihr frugales Mahl machten.

Während ich dastand und die Leute beobachtete, kam ich zu der Überzeugung, daß diese bescheidenen Geschäfte in dem wirtschaftlichen Leben der armen Bevölkerung Londons eine große Rolle spielen. Manche arme Arbeiterfrau kann sich da für fünf Pence eine Mahlzeit holen, mit der sie sechs bis sieben Münder völlig satt machen kann. Ein weiterer Vorzug ist es für so eine arme Familienmutter, daß sie mit Hilfe dieser Läden den Ihren warmes Essen vorsetzen kann, ohne daß sie selbst die Kosten und Mühe des Kochens hat. Brennmaterial bedeutet eine große Ausgabe für diese Leute, und deshalb ist es ein großer Vorteil für sie, fertig gekochtes Essen billig kaufen zu können.

London verdankt die Einführung dieser „Bratfischläden" den Kindern des Ghetto, und das Geschäft liegt auch noch heutzutage vorwiegend in den Händen dieser Leute. Die Sitte, heiße Bratkartoffeln zu verkaufen, haben wir von den Franzosen übernommen, und bis vor ganz kurzem konnte man an den Fenstern der Londoner Bratfischläden Plakate hängen sehen, auf denen angezeigt stand, daß die Kartoffeln „à la mode" zubereitet seien.

Ich hoffte, daß ich mit vielen armen Leuten in enge Berührung gelangen würde, wenn es mir gelänge, für kurze Zeit in einem derartigen Geschäft eine Anstellung zu finden.

Ich brachte es denn auch dahin, mit einer „Fischdame" bekannt zu werden, einer großen, gutmütigen und immer gut gelaunten Person, die ein flottgehendes Geschäft besaß.

„Ich schneid' zwei Kisten voll die Woche auf und 'ne ganze Tonne Kartoffel."

Ich verstand zwar nicht genau, was sie damit sagen wollte, aber ich nickte sehr weise, um meine Unwissenheit zu verbergen. Es gelang mir nach einiger Überredungskunst, die Frau zu bewegen, mich auf eine Woche in ihrem Geschäft anzustellen.

„Aber so viel kann ich Ihnen gleich sagen, mein Deern, leicht is die Arbeit hier bei mir nich!"

Ich sagte ihr, daß mich schwere Arbeit nicht abschrecken könne.

„Na, denn fangen Sie man Montag an. Ich geb' in 'n Anfang fünf Schilling die Woche. Essen können Sie hier auch kriegen, aber schlafen müssen Sie anderswo."

Ich war sehr erfreut über diese letzte Bedingung, denn ich fühlte, daß es mir einfach unmöglich sein würde, volle vierundzwanzig Stunden in dieser Atmosphäre zu verbringen.

„Na, dann seien Sie man so was halb fünf Montag morgen hier."

„Montag morgen?" wiederholte ich zögernd. Hatte sie sich versprochen und meinte nachmittags? Aber ich wurde bald aus meiner angenehmen Täuschung gerissen.

„Natürlich morgens, wir müssen doch zu Markt und einkaufen."

Allerdings mußte das eine schwere Arbeit sein, wenn man, um sie zu vollbringen, sein Tagewerk schon halb fünf Uhr morgens beginnen mußte. Gleichwohl war ich entschlossen, mein Vorhaben durchzuführen. Ich fand mich deshalb am Montag zu früher Morgenstunde im Laden meiner Prinzipalin ein.

Sie erwartete mich, schon fertig angezogen, bot mir einen freundlichen „Guten Morgen" und forderte mich auf, hereinzukommen und „'ne Tasse Kaffee mit

bißchen was dazu" zu trinken, damit wir nicht kalt würden, während wir auf den Wagen warteten.

Ich nahm die Einladung an, zog es aber vor, meinen Kaffee ohne „bißchen was dazu" zu trinken, weil das „dazu" Branntwein war, von dem sich meine Prinzipalin die Tasse halbvoll goß.

Ich hatte meinen Kaffee kaum ausgetrunken, so kam der Wagen. Der Lenker war ein schläfriger, brummiger junger Mann, der während der Morgen, an denen ich mit zu Markt gefahren bin, kaum ein Wort gesprochen hat.

Anfangs lagen die Straßen öde und verlassen da, aber während wir fuhren, nahm der Verkehr so zu, daß trotz der frühen Morgenstunde ein ganzer Strom von Wagen und Rollwagen aller Art von Süden nach Norden über London Bridge dahinrollte. Als wir nach Fish Street Hill hinunterbogen, wurde unser Pferd plötzlich von einem wüst aussehenden Kerl am Kopf gepackt.

„Na, erschrecken Sie man nich, es is ja bloß der Mann, der auf unsern Wagen aufpaßt," belehrte mich meine Prinzipalin. Der Mann zog unser Fuhrwerk auf seinen angestammten Platz am Bordstein der Straße.

Man findet eine Menge solcher Männer und auch Frauen in der Nähe des Marktes, die zuweilen an einem Morgen vierzig bis fünfzig Fuhrwerke beaufsichtigen, um von dem Eigentümer jedes Gefährts ein bis zwei Pence zu erhalten.

Ich stieg von meinem nicht gerade sehr bequemen Sitz herab und folgte meiner Prinzipalin auf ihre Aufforderung hin durch das Gedränge der Thames Street. Sie bahnte sich unbeirrt ihren Weg durch das Chaos.

Hunderte wüst und roh aussehender Kerle in schmutzig-weißen Kitteln und aufgekrempelten Hosen, die unter dem Knie auf ganz besondere Weise abgebunden waren, gingen an uns vorüber; auf den

Köpfen trugen sie enorme, merkwürdig geformte, flache Hüte, auf denen mächtige Kisten und Körbe voll Fische balancierten. Ohne irgend jemand aus dem Wege zu gehen, pufften und drängten sie sich durch die Menge, und ich war mehr als einmal nahe daran, von ihnen umgerannt zu werden. Diese Männer riefen im Vorübergehen so laut sie nur konnten die Namen der Leute aus, für die ihre Lasten bestimmt waren. Es waren die sogenannten Marktträger. Dann waren da die Eigentümer der Hunderte von Wagen und Karren, Scharen von Kleinhändlern und Hausierern und allerhand herumlungerndes Gesindel beiderlei Geschlechts. Kurzum, der Platz wimmelte von Bewegung und geräuschvollem Leben.

Ich hatte die größte Mühe, meiner Prinzipalin zu folgen. Glücklicherweise war sie eine auffallend große Frau und trug rote Blumen am Hut, sonst würde ich sie, fürchte ich, im Gedränge verloren haben. Sie wartete vor dem Marktplatz auf mich.

„Halten Sie sich dicht an mich 'ran," sagte sie, „ich will Ihnen nu' zeigen, wie man einkaufen muß."

Billingsgate bot in der Tat ein buntbewegtes Bild! Zu beiden Seiten waren in anscheinender Unordnung Kisten und Körbe oder Haufen von glitzernden Fischen aufgestapelt. Auch hier sah man wieder Träger mit Lasten auf dem Kopf, Männer, die die Fischpreise ausriefen oder andre, die die Fische verauktionierten — die ganze Szene ein prächtiges Bild von Arbeit und Energie.

Die Fische werden auf zwei Wegen nach Billingsgate gebracht, zu Wasser und zu Lande. Auf dem Wasserwege kommen sie in Dampfbooten, die sie bei den Nordseefischerkähnen abholen, und in Eis verpackt, in mächtigen Kisten, die jede neunzig Pfund wiegt, auf den Markt bringen. Diese Kisten werden von den Gesellschaften, denen die Fischerkähne und

Dampfboote gehören, verauktioniert. Ihre Hauptkunden sind die Agenten, welche die Mehrheit unter den etwa zweihundert Pächtern bilden, die die Marktstände vermieten.

Es mag hier kurz erwähnt werden, wozu diese Agenten da sind: Die Kisten enthalten verschiedene Fischsorten; die Kleinhändler sind nicht imstande, ganze Kisten zu kaufen, denn sie können nur Schollen oder Zungen oder sonst eine bestimmte Fischsorte gebrauchen. Die Auktionatoren und Aufkäufer haben keine Zeit, die Fische in Partien zu sortieren, deshalb kauft der Agent die ganzen Kisten, teilt sie und verkauft jedem Kleinhändler, was er gerade gebraucht.

Von einem dieser Leute kaufte meine Prinzipalin ihren Fisch. Sie bezahlte, bezeichnete einem Träger ihre Einkäufe und nannte ihm ihren Namen und den des Standes, wo ihr Wagen hielt.

Wir bahnten uns nun einen Rückweg durch die Menschenmenge und gelangten glücklich zu unserm Wagen. Wir fanden den gekauften Fisch hier schon vor, bezahlten den „Aufpasser", kletterten auf unser Gefährt hinauf und fuhren davon. In einer knappen halben Stunde waren wir bei unserm Laden angelangt. Nach einem kräftigen Frühstück, das in dem kleinen Wohnzimmer hinter dem Laden eingenommen wurde, gingen wir an die Arbeit. Mit Hilfe des brummigen Rosselenkers wurde der gekaufte Fisch gesäubert, sortiert und in kleine Stücke geschnitten. Darauf wurden mehrere Körbe voll Kartoffeln geschält und gewaschen. Eine Maschine schnitt sie in feine Scheiben. Nun folgte eine Generalreinigung der Räume. Als wir damit fertig waren, wurden die Öfen geheizt, auf die hinterher die Bratpfannen gesetzt werden sollten. Die Fische wurden in einem besonderen Öl gebacken. Jedes Stück Fisch wurde vor dem Braten in einen Teig getaucht.

Es war beinahe zwölf Uhr, als die ersten Mittagsgäste sich einstellten. Arbeiter kamen und verlangten „Für zwei und einen". Meine Prinzipalin reichte ihnen, ohne eine nähere Erklärung zu verlangen, für zwei Penny Fisch und für einen Penny gebratene Kartoffeln. Es war das eine ganz gute Mahlzeit.

„Hier essen oder mitnehmen?" lautete die sich immer wiederholende Frage an die Kunden.

Wenn sie antworteten „hier", wurde ihnen der Fisch auf einem kleinen Teller gereicht und aus einer Flasche, in deren Korken sich ein Loch befand, mit Essig begossen. Die Gäste erhielten auch Messer und Gabel, auf deren Stielen eingraviert war: „Gestohlen bei Frau M." Wenn die Kunden antworteten „Mitnehmen", wurde das Essen einfach in ein Stück Zeitungspapier gewickelt und ihnen hingereicht.

Unsre Kunden waren vielfach Kinder, die gerade aus der Schule kamen. Sie kauften sich in der Regel für einen halben Penny Fisch und für einen halben Penny Kartoffel. Zuweilen kamen auch Kinder herein, die hungriger und zerlumpter als der Durchschnitt aussahen; die forderten meistens „für 'nen halben Penny Abfall". Meine Prinzipalin gab diesen Kindern zwei große Hände voll winziger Fischstücke, zerbröckelter Kartoffeln und Krümeln von gebratenem Teig, die, nachdem der Fisch herausgenommen war, in den Drahtkörben zurückgeblieben waren.

Wenn unsre Mittagsgäste bedient waren, wurde der Laden geschlossen. Jetzt aßen wir zu Mittag. Nach Tisch wurde dann aufgewaschen und mit den Vorbereitungen für das Abendbrot begonnen. Kurz vor vier war gewöhnlich alles für den Abend fertig. Nun folgte eine höchst erwünschte Ruhepause bis um sieben, wo wieder mit dem Braten begonnen wurde und die Kunden sich nach und nach einzustellen anfingen. Von

acht bis zehn konnte man kaum schnell genug braten, um die Leute, die dann in Scharen vor dem Ladentisch standen, zu befriedigen. Nach zehn flaute es dann nach und nach ab, bis um zwölf Uhr die letzten Käufer gegangen waren und der Laden geschlossen wurde.

Wie Menschen es möglich machen, die Unruhe und Anstrengungen dieses Lebens zu ertragen, geht über mein Begriffsvermögen. Ich muß gestehen, daß ich im Leben kaum härter gearbeitet habe, als in jener Woche. Ich werde nie mehr an so einem „Bratfischladen" vorübergehen, ohne eine Regung von Mitgefühl und Hochachtung für die Leute zu empfinden, die da drinnen arbeiten. Sie führen in der Tat ein nützliches Dasein. Außerdem sind es durch und durch achtbare Leute, die es im Leben zu etwas bringen.

20.

Erfahrungen als Putzmacherin

Das Leben als Verkäuferin ist mir hart genug erschienen, aber im Vergleich zu der Ausbeutung, die ich mir später als Modistin und Schneiderin gefallen lassen mußte, war es doch eine goldene Zeit.

Ich machte meine Erfahrungen sowohl im Osten wie im Westen Londons. Wie ich dazu kam, mich unter die Schar der ausgebeuteten Arbeiterinnen des Westens zu begeben? Eine meiner Freundinnen von der Akademiezeit her hatte eine Cousine, deren Vater Bankbeamter gewesen war. Der Vater war gestorben und hatte seine große Familie unversorgt zurückgelassen. Ohne für irgend einen Beruf vorbereitet zu sein, hatten jenes Mädchen und ihre beiden Schwestern sich vor

die Notwendigkeit gestellt gesehen, eine Arbeit zu ergreifen, von der sie selbst und die jüngeren Geschwister leben konnten. Nun besaß sie ein ausgesprochenes Talent für Putzmachen und hatte schon früher häufig für ihre Freundinnen und Angehörigen Hüte und Mützen garniert. Angelockt durch Annoncen und durch glänzende Berichte über Damen, die ohne irgend welches Kapital in jenem Beruf drei- bis viertausend Pfund jährlich verdient haben sollten, hatte das junge Mädchen sich entschlossen, Putzmachen und Schneidern zu lernen. In einer Frauenzeitung erschien ein Artikel über ein Modewarenatelier in Westend, in welchem junge Mädchen, die das Putzfach erlernen wollten, die denkbar beste Ausbildung erhalten sollten. Die Inhaberin dieses Geschäfts, eine Dame aus guter Gesellschaft, sollte ein wahres Genie in der Ausführung sowohl wie im Anlernen sein. Mit Hilfe einer Verwandten, die ihr fünfzig Pfund für ihre Ausbildung zur Verfügung gestellt hatte, ward es jenem jungen Mädchen möglich, sich bei dieser Dame in die Lehre zu geben, die ein großes und anscheinend glänzend gehendes Geschäft besaß. Armes Ding! Wie konnte sie ahnen, daß die Journalistin, die diesen begeisterten Artikel über Frau Soundso's Modewarenatelier geschrieben, wahrscheinlich eine große Summe für diese Reklame bekommen hatte?

Also das junge Mädchen bezahlte für einen dreimonatigen Lehrkursus fünfzig Pfund, in der Annahme, daß sie nach Ablauf dieser Zeit eine bezahlte Anstellung erhalten würde. In Wirklichkeit hatte sie in jenem Geschäft von acht Uhr morgens bis acht oder neun Uhr abends arbeiten müssen, ohne nur einen Pfennig bezahlt zu bekommen, und als die drei Monate abgelaufen waren, hatte sie ihre fünfzig Pfund verloren und war ohne weiteres fortgeschickt worden.

Jenes junge Mädchen kam zu ihrer Cousine, bei

der ich zum Tee geladen war und erzählte, wie es ihr ergangen sei. Sie hatte mit zwanzig andern jungen Mädchen zusammen gearbeitet, von denen jedes infolge jener verlockenden Ankündigung seine fünfzig Pfund gezahlt hatte. Allen zwanzig war das feste Versprechen gegeben worden, daß sie nach Beendigung ihrer Lehrzeit Anstellung gegen Bezahlung erhalten würden. Sie verfertigten sämtliche Hüte und Hauben, die im Laden zu unerhört hohen Preisen verkauft wurden. Dabei lagen im Laden überall Karten umher, auf denen zu lesen stand, daß Frau — — französische Modistinnen beschäftige. Wessen Lehrzeit abgelaufen war, wurde fortgeschickt. Auf diese Weise sicherte sich die Prinzipalin einen Stamm brauchbarer Arbeiterinnen und bereicherte sich gleichzeitig durch die Lerngebühr. Natürlich war sie nie imstande, die abgehenden jungen Mädchen anzustellen, hatte offenbar auch nie die Absicht gehabt, es zu tun. —

Ich wollte nun gern diese betrügerische Manier auch aus dem ff. studieren und ebenfalls zu jener Modistin in die Lehre gehen. Ich war jedoch nicht in der Lage, fünfzig Pfund zum Fenster hinauszuwerfen und beschloß deshalb, den üblichen Vertrag nicht eher zu unterzeichnen, ehe ich ihn nicht von einem mir befreundeten Rechtsanwalt hätte durchsehen lassen.

Ich fand mich also eines Morgens in jenem Geschäft ein und wurde von der Inhaberin mit ausgesuchter Höflichkeit empfangen. Die Dame wußte einem die Sache wirklich so verführerisch wie möglich darzustellen, und ihre Worte waren honigsüß. Sie schilderte mir, wie einträglich so ein Modewarengeschäft sei, und daß man dabei ohne große Schwierigkeit jährlich seine fünfhundert Pfund verdienen könnte. „Sehen Sie, mein liebes Kind," fügte sie hinzu, „wenn eine Dame in meiner Stellung dieses Geschäft betreiben kann, ohne aus ihren Gesellschaftskreisen heraustreten

zu müssen, braucht sich wahrlich kein junges Mädchen zu schämen, dieses Fach zu erlernen." Zum Schluß bemerkte sie noch ausdrücklich: „Und zu tun findet man immer; gute Modistinnen sind wirklich recht rar in London."

Ich äußerte meine Freude über diese glänzenden Aussichten für die Zukunft. Dann wurde mir ein Vordruck überreicht, den ich sofort unterzeichnen sollte. Ich erklärte jedoch, ihn lieber mit nach Hause nehmen zu wollen, um ihn in Muße durchlesen zu können. Nach längerem Zögern wurde mir das gestattet.

Ich ging nun mit dem Kontrakt zu meinem Rechtsanwalt. Er las das Schriftstück durch und lachte hell auf: „Und dabei behauptet man noch, die Frauen verständen nichts vom Geschäft! Nun, ich werde ein paar Worte dazwischen schreiben, die den Sinn anscheinend nicht viel ändern, Ihnen aber doch ermöglichen, loszukommen und Ihr Geld zurückzuerhalten, sobald Sie wollen."

Mit diesen Änderungen an dem Vertrag sagte ich am andern Tage der Dame, ich sei bereit, zu unterzeichnen. Sie las das Schriftstück durch, stutzte einen Augenblick, schien aber weiter keinen Argwohn zu schöpfen, ließ mich unterzeichnen und zeichnete es selbst. Dann gab sie mir eine Kopie, ich gab ihr einen Scheck über fünfzig Pfund und damit war unsre Verabredung fertig. Dies geschah an einem Donnerstag; am nächsten Montag sollte meine Lehrzeit beginnen.

Pünktlich um acht Uhr am Montag morgen fand ich mich ein. Eine Scheuerfrau war mit dem Ausfegen des Ladens und dem Aufwaschen der Treppen beschäftigt. Alle andre Arbeit mußten die Lehrlinge verrichten. Die geschickteren dekorierten das Schaufenster, während Neulinge, wie ich, mit dem Abstäuben der Schachteln und Schaukasten beauftragt wurden. Gegen halb neun Uhr waren der Laden und das Probier-

zimmer in Ordnung gebracht, und wir mußten uns nun in einem kleinen Hinterzimmer an die Arbeit setzen. Als ich den Raum betrat, fand ich hier siebzehn junge Mädchen beschäftigt. In der ersten Woche hatte ich nichts weiter zu tun als Drahtrollen zu öffnen und abzuwickeln, Hüte abzufüttern und Federn und Bänder an der Stelle festzuheften, wo geübtere Hände sie angesteckt hatten. Außerdem mußte ich Kasten hin und her tragen, am Ende des Tages alle Sachen fortpacken und den Laden und das Arbeitzimmer aufräumen. Die Mittagpause dauerte drei Viertel Stunde. Weil die Arbeit nicht stocken durfte, gingen zugleich immer nur zwei bis drei von den Lehrlingen zum Essen, so daß, während die ersten um zwölf drankamen, die letzten erst um zwei, ja selbst um drei Uhr gehen konnten. Zum Teetrinken gabs eine halbe Stunde, doch durften wieder nur zwei bis drei gleichzeitig das Arbeitzimmer verlassen. Die ersten jungen Mädchen gingen um vier Uhr zum Teetrinken, die letzten ungefähr erst um halb sieben. Eine regelmäßig feststehende Zeit für die Mahlzeiten bestand nicht.

Ich merkte bald, welch große Unzufriedenheit unter den Lehrmädchen herrschte, daß sie, auch wenn sie schon seit zwei Monaten lernten, nicht zu den schwierigeren Arbeiten zugelassen wurden.

Ich bin drei Wochen in diesem Geschäft gewesen und habe während dieser Zeit einen völligen Einblick in die Verhältnisse gewonnen. Es wurde ausgezeichnet Geld verdient. Ein Hut, der an Material und Arbeit sechs Schilling gekostet hatte, wurde im Laden mit fünfundzwanzig bis fünfunddreißig Schilling verkauft. Ganze Scharen von eleganten Damen kamen täglich ins Geschäft. Eine Woche lang wurde ich zum Hinundhertragen der Hüte, die im Probierzimmer aufgepaßt wurden, angestellt.

Welch eine Bloßstellung menschlicher Schwäche bot sich mir hier dar! Geschminkte und gepuderte alte Damen mit kunstvollen Frisuren probierten oft zwanzig bis dreißig Hüte und betrachteten sich kritisch in den hohen Spiegeln, mit denen die Wände bedeckt waren. Es wäre spaßig gewesen, zu sehen, wie diese alten Frauen sich drehten und wendeten, wenn es nicht so traurig gewesen wäre. Es kam vor, daß sie, nachdem sie stundenlang probiert hatten, fortgingen, ohne zu kaufen. Ein andermal kauften sie vielleicht drei bis vier Hüte auf einmal.

Nach drei Wochen hatte ich genug von der Sache. Ich ging zu der Inhaberin und erklärte ihr, daß ich nach Abfassung ihrer Annonce angenommen hätte, gründliche Anweisung in allen Zweigen des Putzmachens zu erhalten, daß die Vorarbeiterin aber viel zu viel zu tun hätte, um Zeit zu finden, die einzelnen Lehrlinge anzulernen; ich wünschte deshalb von meinem Vertrag zurückzutreten. Sie wurde natürlich sehr böse und weigerte sich, mir meine fünfzig Pfund oder auch nur einen Teil zurückzuerstatten. Ich begab mich nun zu dem Rechtsanwalt, und dieser schickte der Dame einen sehr sorgfältig abgefaßten Brief. Sie wußte sehr wohl, daß sie sich keiner gerichtlichen Einmischung in ihre Geschäftspraxis aussetzen durfte, und schickte mir vierzig Pfund zurück, indem sie zehn Pfund für Verlust an Material und Zeit abzog.

21.

In einem Konfektionsgeschäft

Soweit meine Erlebnisse in einem Modewarengeschäft in Westend. Darauf gelang es mir, eine Anstellung als Nähmädchen in einer Schneiderstube in

Piccadilly in einem Konfektionsgeschäft zu erhalten, auch ohne Bezahlung.

Es war ein großes, elegantes Etablissement mit Laden und Probierzimmer zu ebener Erde. Die Arbeitszimmer lagen teils in den oberen Stockwerken, teils im Keller, feuchte Löcher mit schlechtem Licht und ungenügender Ventilation. Es waren unser dreißig Nähmädchen. Ich hatte anfangs natürlich nichts im Probierzimmer zu tun, als aber „Madame" mit der Zeit merkte, daß ich willig war und immer adrett angezogen war, ließ sie mich häufiger ins Probierzimmer kommen. Ich mußte Maße notieren, Stecknadeln zureichen und andre Handreichungen tun. Dabei bot sich mir die beste Gelegenheit, den Geschäftsbetrieb näher kennen zu lernen. Ich übte bescheidenes Schweigen und sprach nur, wenn man mich anredete. Auch war ich niemals von der Vorarbeiterin getadelt worden, weil ich im Arbeitszimmer träge oder schwatzhaft gewesen wäre. „Madame" bemerkte diese Eigenschaft offenbar und nahm sich in meiner Gegenwart nicht sonderlich in acht mit dem, was sie sagte. So bekam ich weit mehr zu hören und zu sehen, als es mir sonst möglich gewesen wäre.

Ich trat zu Beginn der Sommersaison in dieses Geschäft ein. Aufträge hatte es in Menge. Den ganzen Tag kamen Damen, um Kleider auszusuchen oder anzuprobieren. Viele von ihnen gaben sich nicht zufrieden, wenn sie nicht ein Originalmodell erhielten, d. h. ein extra für sie entworfenes und gemachtes Kleid. „Madame" war natürlich immer bereit, auf diesen Wunsch einzugehen, der den Preis des Kleides „nur" um etwa 150—200 Schilling erhöhte. Die Originalität bestand darin, daß die Bestellerin das erhielt, was vor ihr schon fünf oder sechs Damen aus andern Städten erhalten hatten, nur, daß vielleicht der Volant etwas anders geschnitten oder die Falten an-

ders gelegt waren oder das Kleid einen andern Einsatz oder andre Ärmel bekam.

Die heutige Mode gestattet freilich — möchte ich einschalten — keine große Abwechselung oder Originalität. Es ist für eine Dame von Welt außerordentlich schwer, sich ohne großen Aufwand von Geld und Zeit geschmackvoll zu kleiden. So mußte ich in meinem Beruf ständig mit Leuten verkehren, denen es nicht darauf ankam, 40—200 Pfund für ein einziges Kleid auszugeben. Um Erfolg zu haben, war es notwendig, daß auch ich mich gut und vorteilhaft kleidete. Ich hatte aber so wenig Zeit, mich mit Toilettenfragen abzugeben, daß ich bald einsah, daß es für mich unmöglich war, mich mit teuren und impertinenten Schneiderinnen abzuquälen. Es gelang mir fast nie, die Kleider nach meinen eigenen Wünschen gemacht zu bekommen, und ich hatte so viel Mühe und Verdruß, daß ich mich endlich entschloß, der Schwierigkeit ein für alle Male dadurch ein Ende zu machen, daß ich bei meinem öffentlichen Auftreten nur noch indische Gewänder trug.

Während ich in jenem Geschäft in Piccadilly arbeitete, hatte ich Gelegenheit, an Damen der ersten Gesellschaftskreise eine so niedrige Gesinnung wahrzunehmen, daß ich mich über das Verantwortlichkeitsgefühl der guten Gesellschaft sehr enttäuscht fühlte.

Zu den Kunden jenes Geschäfts gehörte z. B. eine Dame, die in der Gesellschaft für ihre Schönheit und ihren Geschmack allgemein bekannt ist. Sie gilt als die bestgekleidetste Frau in London, und in solchem Ruf zu stehen, hat heutzutage mehr zu bedeuten, als für fromm und tugendhaft zu gelten. Sie zählte seit fünf Jahren zu „Madames" Kunden und hatte während dieser Zeit Toiletten im Gesamtwert von 6000 Pfund von ihr bezogen. Außerdem machte sie natürlich noch bei andern Firmen Londons ihre Einkäufe, und zweifelsohne hatte sie überall beträchtliche Schulden. Sie pflegte

einmal in der Woche zwei bis drei Stunden bei uns vorzusprechen. Sie bestellte dann verschiedene Kleidungsstücke und probierte einiges von den neu eingetroffenen Sachen an. Fast jedesmal pflegte sich dann zwischen „Madame" und ihr ein kleiner Disput in bezug auf die zu bezahlende Rechnung zu erheben. Meine Prinzipalin pflegte zu sagen:

„Die gnädige Frau denken doch wohl daran, daß ihre Rechnung für diese Saison mit Hinzurechnung der neuen Bestellungen sich auf annähernd 550 Pfund beläuft? Die gnädige Frau wird wohl begreifen, daß ich gnädiger Frau die Sachen nur liefern kann, wenn gnädige Frau jetzt wenigstens einen Teil der Rechnung bezahlen wollen."

Die gnädige Frau pflegte dann zu antworten: „Hören Sie mal, meine Beste, ich finde, daß Sie wirklich eine höchst undankbare Person sind. Habe ich Ihnen nicht in dieser Saison mindestens zehn gute Kunden zugeführt?"

„Gewiß, aber die gnädige Frau darf auch nicht vergessen, daß sie für jede Bestellung der von der gnädigen Frau mir zugeführten Kunden eine Provision von zwanzig Prozent erhalten hat."

„Na, das ist auch gerade der Rede wert! Ich weiß wirklich nicht, warum Sie sich so mit Ihren dummen Rechnungen anstellen, Sie wissen doch, daß ich einmal bezahlen werde."

„Gewiß, gnädige Frau, aber ich muß mein Personal jede Woche bezahlen."

„Das geht mich nichts an. Wenn Sie anfangen, so schwierig zu werden, werde ich mich ganz einfach veranlaßt sehen, mir meine Toiletten wo anders zu bestellen."

„Die gnädige Frau weiß sehr wohl, daß ich die gnädige Frau um keinen Preis beleidigen möchte," beeilte sich die Schneiderin zu versichern; „aber ich muß

trotzdem drauf dringen, daß wenigstens etwas von der Rechnung bezahlt wird. Ich verlange ja keine hohe Abzahlung; kann die gnädige Frau nicht wenigstens 200—300 Pfund abtragen?"

„200—300 Pfund!" rief die Kundin ganz außer sich. „Meine beste Frau, ich weiß nicht, wo ich 200 bis 300 Pence hernehmen soll!"

Sie pflegten dann noch ein Weilchen hin und her zu zanken, und anstatt daß die Rechnung bezahlt wurde, pflegte diese ehrenwerte Dame „Madame" um fünf bis zehn Pfund in bar anzugehen. Manchmal erklärte meine Prinzipalin sich auch dazu bereit. Wenn sie ihr fünf Pfund lieh, pflegte sie ihr dafür fünfzehn Pfund für „Diverses" in Rechnung zu stellen. Wenn meine Prinzipalin gar nicht mehr stunden wollte, pflegte die Dame wohl mit einem Scheck von irgend einem Herrn anzukommen, den sie „Madame" jedoch nicht eher überließ, bevor sie nicht selbst etwas davon in bar von ihr ausgezahlt bekommen hatte.

Diese Frau hat einen Gatten und zwei allerliebste Kinder. Was die treiben, während die Frau Mama Toilette machte und sich amüsierte, weiß ich nicht.

Leider spielen sich derartige Szenen durchaus nicht selten im Atelier einer Londoner Schneiderin ab. Ich könnte wohl ein Dutzend Beispiele anführen; aber dieses eine genügt. Tag aus, Tag ein wurden in diesem elenden kleinen Arbeitzimmer kränkelnde, hungernde Mädchen zur Arbeit angetrieben, um dafür einen Lohn zu erhalten, der zwischen vier und dreißig Schilling in der Woche schwankte. Sie hatten keine Zeit, sich auszuleben, sondern fristeten ihr Dasein als die Sklaven der Gesellschaft. —

Während ich in diesem Geschäft arbeitete, entstand einmal eines Abends große Aufregung und Panik. Wir saßen noch um zehn Uhr zu dreißig oben in dem kleinen Zimmer und nähten so flink wie unsre Nadeln

fliegen wollten. Da kam von „Madame" nur ein einziges Wort: „Die Kontrollbeamtin!" Unten hörten wir Stimmen. Im Handumdrehen, bevor der unwillkommene Gast noch Zeit gehabt hatte, die Treppe hinaufzusteigen, war der größte Teil der Arbeit beiseite geschafft; und sämtliche jungen Mädchen, mit Ausnahme von zweien, die im Hause wohnten, wurden hinter Garderoben und Vorhängen versteckt. Die Kontrollbeamtin trat ein. Es wurde ihr erklärt, die beiden anwesenden jungen Mädchen seien damit beschäftigt, die vor Geschäftsschluß fertig gewordene Arbeit fortzuräumen und das Zimmer in Ordnung zu bringen. Die Dame sah natürlich die Zeichen hastigen Aufbruchs, aber es fehlte ihr an handgreiflichen Beweisen. Müde und abgespannt, wie wir waren, hatten wir in unserm Versteck große Mühe, nicht laut herauszulachen. „Madame" begleitete so aalglatt und verbindlich wie möglich die Inspektorin die Treppe hinab. Als alle Gefahr vorüber war, kamen wir aus unserm Versteck hervor und Madame wieder herauf. Sie war so liebenswürdig und gut gelaunt, daß die von ihr ausgebeuteten armen Geschöpfe ganz überzeugt waren, die arme Prinzipalin sei doch eigentlich schlimm dran. Diese war seelenfroh, daß sie so glücklich davongekommen war, und daß die Arbeit so gut vorwärts schritt. Sie ließ zwei große Kannen voll Tee und Butterbrot und Kuchen kommen, um uns zu ermutigen, bis zwei Uhr nachts auszuhalten. Wir blieben natürlich, bis die Arbeit fertig war; das heißt, einige von uns kamen erst um vier Uhr nach Hause, um am Morgen Punkt acht Uhr wieder im Geschäft zu sein!

Das merkwürdigste an diesen Ausbeutereien ist, daß die Arbeiterinnen sich so dagegen sträuben, zu ihrem Recht zu gelangen. Ihre Furcht, entlassen zu werden, ist so groß, daß sie gemeinsam mit ihren Arbeitgebern die Kontrollbeamten hinter das Licht führen.

22.

Was Hausindustrie bedeutet

Eines Abends kam ich auf dem Heimwege durch einen Teil von Brixton. An einem Fenster fiel mir ein Plakat auf, daß die in diesem Hause wohnende Schneiderin Lehrlinge suche. Gerade traten mehrere junge Mädchen aus der Haustür und gingen vor mir die Straße hinunter. Eine sagte: „Sie ist ein richtiges Biest! Es ist einfach eine Schande, wie sie das Mädchen behandelt!" Ich achtete nicht weiter auf die Unterhaltung. Während ich aber auf dem Bahnhof zu warten hatte, kaufte ich mir ein Lokalblatt, und beim Durchsehen der Anzeigen fiel mir eine mit der Adresse des Hauses auf, an dem ich soeben vorübergegangen war; eine Schneiderin suchte junge Mädchen gegen ein geringes Lehrgeld zum Lernen. Mir klangen noch die Bruchstücke jener zufällig mit angehörten Unterhaltung in den Ohren, und ich beschloß die Gelegenheit wahrzunehmen, sobald wie möglich etwas von den Zuständen in einem Konfektionsgeschäft des Ostens kennen zu lernen.

Ein paar Wochen später begab ich mich mit der Anzeige in der Hand nach jenem Hause. Ich wurde von einer großen, streng dreinblickenden Frau empfangen, die das Englische mit ausgesprochen deutschem Akzent sprach. Sie fragte mich, ob ich schon früher in demselben Geschäftszweig gearbeitet hätte. Nachdem ich dieses verneint hatte, erklärte sie mir, daß Lehrlinge einem mehr Schererei machten, als man Nutzen von ihnen hätte; aber sie sei bereit, mich zu nehmen, falls ich das Lehrgeld zahlen könne. Der sechsmonatige Kursus koste zehn Pfund. Ich müsse pünktlich um acht Uhr morgens an der Arbeit sein und bis acht

Uhr abends bleiben. „Aber," sagte die Dame, „ich dulde nicht, daß Unfug getrieben wird; Arbeit ist Arbeit und muß ordentlich gemacht werden." Ich ließ mich also als Lehrling aufnehmen.

Das Geschäft lag in einer jener schäbig-eleganten Straßen, die auf Brixton Road münden, wo die Armut sich hinter sauberen, aber trostlos billigen und gestopften Vorhängen verbirgt.

„Madame Bavard," die ich mit der Zeit nur zu gut kennen lernte, war eine Schneiderin kleinen Stils. Sie beschäftigte hauptsächlich Lehrlinge, die ihr ein kleines Lehrgeld zahlten und später eine Zeitlang ohne Lohn arbeiteten. War diese Frist abgelaufen, so wurden sie entlassen, und neue Lehrlinge rückten an ihre Stelle, so daß Madame Bavards Einnahmequelle niemals versiegte. Madame Bavard machte sich die langen Arbeitsstunden, die das Gesetz gestattet, nach Möglichkeit zunutze und ließ uns häufig über Feierabend hinaus arbeiten. Ich will jedoch nicht von diesen jungen Mädchen sprechen, deren Leben freilich trostlos genug war, sondern hauptsächlich von dem Dasein eines armen, blassen kleinen Mädchens von kaum vierzehn Jahren erzählen, das ursprünglich als Dienstmädchen engagiert war, aber während der Zeit, wo sie keine Hausarbeit zu verrichten hatte, in der Schneiderstube helfen mußte.

Sie schlief außer dem Hause und hatte sich jeden Morgen Punkt sieben Uhr einzufinden. Ihr Tagewerk begann mit Ofenheizen. Dann mußte sie das Frühstück für ihre Herrin besorgen und reinmachen. Wenn sie damit fertig war, mußte sie in der Schneiderstube helfen, bis es Zeit war, für das Mittagessen zu sorgen. Wenn sie nach Tisch mit dem Aufwaschen des Geschirrs fertig war, wurde sie ausgeschickt, um allerhand für die Schneiderstube einzuholen, fertiges Zeug auszutragen oder Einkäufe für den Haushalt zu besorgen. Die Erholungen dieses kleinen Wesens be-

standen in Bettenaufmachen, Scheuern und Fensterputzen. Das ging so bis abends acht Uhr. Wenn sie dann unser Abendessen bereitet hatte, durfte sie nach Hause gehen. Für alle diese Arbeit bekam sie wöchentlich den fürstlichen Lohn von zwei Schilling und freie Kost.

Die Stunden, die sie wirklich in der Schneiderstube verbrachte, überschritten nicht die vom Gesetz vorgeschriebene Arbeitsdauer; aber um die Arbeitszeit der Dienstboten kümmert das Gesetz sich nicht. Da die Kleine außerdem gerade das vierzehnte Jahr vollendet hatte, durfte sie dem Gesetz nach von sechs Uhr morgens bis neun Uhr abends in „Hausbetrieben" beschäftigt werden; das ist die für junge Menschen unter achtzehn Jahren zulässige Arbeitszeit! Man denke nur, eine so lange Arbeitszeit für junge Mädchen! Ich versuchte dem kleinen Ding etwas von seiner Arbeit abzunehmen, aber ich wurde selbst so streng bei der Arbeit gehalten, daß ich wenig Zeit hatte, noch etwas neben dem Nähen zu tun. —

In Amerika hat man eingesehen, daß zunächst eine öffentliche Meinung geschaffen werden muß, ehe eine Reform zu erzielen ist. In New York gibt es eine „Liga der Konsumenten", um in den Käufern ein Gefühl von Verantwortlichkeit für die den Arbeitern zuteil werdende Behandlung zu erwecken. Auch gestattet im Staate New York das Gesetz die Anfertigung von Kleidungsstücken in Hausbetrieben nur, wenn zuvor eine ausdrückliche Erlaubnis eingeholt worden ist, die nur dann erteilt wird, wenn ein Kontrollbeamter die Werkstätte in sauberem und gesundem Zustande gefunden hat. —

* * *

Zu den schlimmsten Hausindustrien gehört das Fellzupfen.

Der Fellhandel liegt fast ausschließlich in den

Händen von Ausländern, meist Juden, die durch Kleinhändler die Hasen- und Kaninchenfelle aufkaufen lassen. Ehe diese Felle in die Fabriken zur weiteren Verarbeitung gehen, werden sie von der Hausindustrie geflickt und gereinigt.

Die Arbeit eines Fellzupfers besteht nun darin, die langen, groben Haare aus den Häuten herauszuzupfen, während die weichen, flaumigen zurückbleiben. So wird das Fell zu Pelz verarbeitet.

Fellzupfen ist bei warmem Wetter einfach unerträglich; deshalb geben viele Menschen, die im Winter durch Hunger und Kälte zu dieser Arbeit getrieben wurden, sie im Sommer wieder auf, um in den Obst- und Hopfenplantagen des nahen Kent eine gesündere Arbeit zu suchen.

„Leute, die ihre Mitmenschen zu solcher Arbeit anstellen, sollten wegen Tierquälerei bestraft werden," sagte mir ein Mann, bei dem ich mich nach der Wohnung einer Fellzupferin erkundigt hatte.

Nach vielem Fragen fand ich schließlich die Wohnung. Die Fellzupferin bewohnte ein kleines Häuschen, das hinter einem dunklen Gang verborgen lag — eine wahre Brutstätte für Seuchen. Die Häuser werden hier von beiden Seiten von hohen Fabrikgebäuden überragt, die Sonnenschein und frische Luft von ihnen abhalten. Vielleicht war der Ort gerade deshalb gewählt, denn Fellzupfer können keine frische Luft gebrauchen. Der leiseste Windhauch macht ihre Arbeit geradezu unmöglich, denn er treibt ihnen den Staub und die feinen Härchen, mit denen ihre Werkstätte übersät ist, in Augen, Nasenlöcher und Lungen. In diesem undurchdringlichen Staub liegt die Hauptgefahr dieses ungesunden Berufes. Bronchialkatarrh und „Fellfieber" sind die beiden Krankheiten, von denen hauptsächlich die jungen Arbeiter ergriffen werden, eine Folge des unaufhörlich eingeatmeten Staubes.

Beim Eintritt in das Häuschen hatte ich sofort das traurige Bild dieses Gewerbes vor Augen. Wohin ich blickte, Staub, nichts als Staub; Fußboden, Wände, Decken, Treppen waren davon bedeckt. Außerdem ein ekelhafter Geruch von halb verwesten Fellen; als ich das Zimmer betrat, in welchem die eigentliche Arbeit verrichtet wurde, war es mir einen Augenblick, als könne ich keine Luft bekommen. Nicht allein, daß mir der Staub bei jedem Atemzug in die Lungen drang, auch der überwältigende Gestank, den die aufgestapelten Felle ausströmten, machte mir übel. Auf dem Tisch stand Eßgeschirr umher und zeugte davon, daß in diesem furchtbaren Raum soeben eine Mahlzeit eingenommen war. Aber auf demselben Tisch lag ein großer Haufen Felle. In der Ecke stand ein elendes Bett, auf dem ebenfalls Felle aufgestapelt lagen, und oben drauf, mitten in all dem Schmutz, ruhte ein festschlafendes Kind. Das Fenster war dicht geschlossen, um keinen Zug hereinkommen zu lassen; aus demselben Grunde wurde auch die Tür gleich nach meinem Eintritt wieder fest zugemacht.

In diesem Zimmer saßen auf niedrigen Stühlen drei Frauen bei der Arbeit. Vor ihnen stand eine hölzerne Mulde. Jede hatte einen Haufen Felle neben sich. Das Fell, an dem sie gerade arbeiteten, hielten sie mit der linken Hand und zwischen den Knien fest, während die rechte Hand, auf deren Daumen eine Art von Fingerhut steckte, ein kurzes Messer hielt. Sie ergriffen nun mit dem Daumen und der Messerschneide die groben Haare, rissen sie mit einem Ruck aus und warfen sie in die Mulde. Später wurden diese Haare sorgfältig gesammelt und in die Fabrik gebracht. Sechzig Felle geben etwa zwei Pfund „Fasern", wie man diese groben Haare nennt, die zum Ausstopfen billiger Matratzen verwendet werden.

Die traurige Arbeit wird obendrein sehr schlecht

bezahlt. Ein geübter Fellzupfer kann täglich nicht mehr als anderthalb Schilling verdienen. Ein Ballen von sechzig Fellen wird mit sieben Pence bis zu anderthalb Schilling bezahlt, im Durchschnitt mit einem Schilling. Ausländische Felle, die meist aus Australien und Neuseeland kommen, werden etwas besser bezahlt, aber sie lassen sich auch nicht so leicht zupfen.

Die Arbeiter haben sich von ihrem Lohn die Messer und Fingerhüte anzuschaffen, auch das Schleifen der Messer zu bezahlen. Sie holen sich die Arbeit mittags ab und erhalten sie bei der Ablieferung bezahlt.

Es ist ein trostloser, schlecht bezahlter und ungesunder Beruf. Gott schütze die, die ihn ausüben. Viele Fellzupferinnen halten ihr Gewerbe jedoch nicht für ungesund. „Anfangs ist es bißchen lästig, aber man gewöhnt sich dran," sagte mir eine Frau. „Staub, du meine Güte, da machen wir uns nichts draus! Wir essen ihn und trinken ihn und schlafen darauf!" sagte eine andre. — „Und sterben daran," hätte sie hinzufügen können!

* * *

Es gibt jedoch eine Art von Industrie, die eine gewisse Schönheit in das Leben derjenigen hineintragen könnte, die sie ausüben, wenn ihre Geldbörsen vielleicht auch nicht schwerer wiegen, wie die der andern armen Arbeiterinnen, die unsre Teilnahme erregt haben.

Die Verfertigung künstlicher Blumen wird, so wie sie in Frankreich betrieben wird, zu einer Kunst. Eine Pariserin, die diesen Beruf erlernt, erhält eine gewisse Vorbildung in Botanik und lernt die Naturblumen nach Form und Farbe genau kennen und kopiert getreu jeden Teil der Blume, Blatt, Knospe und Blüte. Hierin beruht vermutlich das Geheimnis, daß uns die Franzosen in dieser Industrie so überlegen sind. Früher versorgte Frankreichs Kunstblumen-

industrie die ganze Welt. Nur während einer kurzen Zeit hat Frankreich seine Kunden nicht zu befriedigen vermocht, das war während der Belagerung von Paris, im Deutsch-französischen Kriege. Da wurde London auf kurze Zeit die Zentrale der Kunstblumenindustrie. Das waren goldene Zeiten für die englischen Fabrikanten, aber sie dauerten nicht lange. Der von den Engländern bewiesene Mangel an Geschmack und Talent ermöglichte es Frankreich, sich diese Industrie unmittelbar nach Beendigung des Krieges zurückzugewinnen; in London ging die Kunstblumenfabrikation sehr bald wieder zurück und ist jetzt ein minderwertiges, schlecht bezahltes Gewerbe.

Ich weiß wohl, daß mehrere Fabrikanten bemüht sind, die Herstellung von Kunstblumen in England wieder zu heben. Hoffentlich haben sie Erfolg, denn Kunstblumen eignen sich vortrefflich zur Frauen- und Heimarbeit.

Ich kenne zwei junge Mädchen in Islington, die sich damit ihr Brot verdienen. Sie sind Cousinen und bewohnen zusammen eine möblierte Wohnung von zwei Zimmern, für die sie wöchentlich sieben Schilling bezahlen. Das eine der beiden Zimmer dient als Schlafzimmer, das andre als Wohn- und Arbeitzimmer. Sie arbeiten für einen Großhändler, dessen Geschäft in Clerkenwell liegt. Da sie sehr fleißige geschickte Mädchen sind, haben sie einen ganz guten Verdienst. Ihr Tag beginnt halb acht Uhr morgens. Nachdem sie gefrühstückt haben, setzen sie sich an die Arbeit. Sie halten ungefähr dieselben Arbeitsstunden ein, an die sie von der Fabrik — wo beide früher gearbeitet haben — gewöhnt sind, aber sie sagen, daß sie tatsächlich jetzt kürzere Zeit arbeiten, da die Wege ins Geschäft und wieder nach Hause fortfallen.

Diese beiden Mädchen verfertigen hauptsächlich billige Rosen; das ist die bestbezahlte Arbeit dieser Art,

zu der nur geschickte Hände zu gebrauchen sind. Sie erhalten für das Gros (144 Stück) zwei und einen halben Schilling. Von ihrem Lohn müssen sie den Klebstoff, den sie zur Arbeit verwenden, beschaffen, sowie andre notwendige kleine Zutaten. Zu jeder Rose gehören Blätter und mindestens eine Knospe.

Bei zehnstündiger emsiger Arbeit können sie jede einen Durchschnittslohn von fünfzehn Schilling die Woche verdienen. Gerade keine fürstliche Bezahlung für ein Kunstgewerbe, zu dem Geduld, Geschick und Geschmack gehört!

Durch diese beiden Mädchen lernte ich eine arme Frau kennen, die mit ihrer gelähmten Tochter zusammen die billigsten und gewöhnlichsten Sorten von Kunstblumen anfertigte. In ihrer Wohnung sah es so ordentlich und freundlich aus, wie ich es nur selten bei armen Leuten gesehen habe. Auch diese Wohnung bestand, wie meistens, aus zwei Zimmern. Wenn mehrere Personen sich mit einem Zimmer begnügen, liegt das daran, daß sie entweder trinken oder daß sie in die Hände von Wucherern gelangt sind und dadurch allen Ehrgeiz und alle Charakterfestigkeit verloren haben, oder, daß sie in Gegenden leben, wo die Häuser sich im Besitz von unlauteren Hauswirten, meist Ausländern, befinden. Jedoch ist es nicht immer nur die Armut, die eine Familie dazu treibt, sich auf ein Zimmer zu beschränken. Ein Kunsttischler, den ich kannte, pflegte im Winter regelmäßig nur ein Zimmer zu bewohnen, weil er nicht gern kalt schlafen mochte. Dem Manne schien nicht der Gedanke zu kommen, daß man auch im Schlafzimmer heizen könnte. Hätte er auf sein Bier verzichtet, so hätte er sich zwei warme Stuben im Winter leisten können.

Doch nun zurück zu der armen Witwe und ihrer Tochter. Sie bewohnten wie gesagt zwei Zimmer, von denen sie das eine als Werkstatt benutzten. An dem

Nachmittag, an dem ich sie aufsuchte, machte dieser Raum mit all dem farbigen Material, das sie zu ihrer Arbeit gebrauchten, einen recht freundlichen Eindruck. Die Tochter saß, von vielen Kissen gestützt, auf dem Sofa und war emsig beschäftigt, Veilchensträuße zu verfertigen. Das ist die am schlechtesten bezahlte Arbeit der Art; sie bekam nur anderthalb Penny für ein Gros dieser Blumen. Ich sah voller Interesse den weißen Fingern des armen lahmen Mädchens zu, die so gewandt die hübschen Blumen formten, während ihre Mutter mit der Anfertigung von Kornblumen beschäftigt war, die sie mit anderthalb Schilling das Gros bezahlt bekam. Wenn die beiden Frauen von früh bis spät arbeiteten, konnten sie zusammen fünfzehn Schilling die Woche verdienen. Sie hatten nur über eins zu klagen: „daß Arbeit so schwer zu bekommen sei".

„In der vorigen Woche haben wir zwei ganze Tage keine Arbeit gehabt," sagte die Tochter traurig.

„Ich weiß nicht, ob sie mir neue Arbeit geben, wenn ich diese hier abliefere," meinte die Mutter. „Wenn wir nur so viel zu tun haben, daß wir die Miete bezahlen können. Wir brauchen ja sonst so wenig zum Leben und hungern lieber, als daß wir ins ‚große Haus' gehen."

Ja, die Furcht vor dem ‚großen Hause', womit das Arbeitshaus gemeint ist, spielt eine große Rolle. Lieber arbeiten diese Leute für einen Hungerlohn, als daß sie ins Arbeitshaus gehen. Viele Arbeitgeber rechnen offenbar mit dieser Tatsache und suchen herauszukriegen, wie tief sie die Preise drücken können, bevor die Arbeiterin gezwungen ist, im Arbeitshaus Zuflucht zu suchen.

Bei meinem nächsten Besuch fand ich Mutter und Tochter in Tränen. Die Mutter hatte die fertige Arbeit in die Fabrik gebracht, aber sich unglücklicherweise mit der Vorarbeiterin, die die Arbeit abnimmt, ver-

uneinigt. Die Person hatte sich geweigert, der armen Frau mehr als die Hälfte ihrer Arbeit abzunehmen, So kam sie mit beinahe leeren Händen zurück, denn von dem Geld, das sie für die angenommenen Blumen erhalten hatte, waren die Materialkosten für die nicht genommenen Blumen abgezogen worden.

Beide Frauen waren ganz verzweifelt. Ich beschloß, ihnen zu helfen. Nach langem Zureden gelang es mir, die Frau zu bewegen, mit mir gemeinsam ihren Arbeitgeber aufzusuchen. Wir bestanden darauf, bei dem Herrn selbst vorgelassen zu werden. Ich breitete die Blumen vor ihm aus und bat ihn, mir zu sagen, was an ihnen auszusetzen sei. Er schien kein unbillig denkender Mann zu sein, machte zwar anfangs allerhand Einwände, weniger gegen die Arbeit, als um die Autorität der Vorarbeiterin hochzuhalten; aber schließlich behielt er die Blumen, und die arme Frau bekam ihren Lohn.

Bei dieser wie bei jeder Hausindustrie ist die Versuchung für die Heimarbeiterinnen groß, die Kinder mit zur Arbeit heranzuziehen. Die Schule wird darüber häufig versäumt, und dem Schulinspektor streut man auf alle mögliche Weise Sand in die Augen. Häufig kann man die Bemerkung hören: „Wenn die Göhren nich helfen, langt es nich." So werden die Kinder der Armen in einem Alter, wo die glücklicheren Kinder reicher Leute noch spielen, in die Reihen der Arbeiter eingestellt.

Sucht man die Straßen auf, in denen viel Hausindustrie betrieben wird, fällt es einem auf, daß man während der schulfreien Zeit nur die ganz kleinen Kinder spielen sieht; die größeren müssen für ihren Unterhalt arbeiten. —

Es gibt eine hübsche Geschichte von einem kleinen Mädchen aus Hoxton, das, als es zum erstenmal wirkliche Rosen sah, gern wissen wollte, wer sie gemacht

hätte. Als sie dann hörte, der liebe Gott habe sie gemacht, meinte sie: „Der liebe Gott macht aber viel bessere Rosen als Tante Poll; wahrscheinlich hat er mehr Zeit zum Kleben."

* * *

Kinder sind auch wichtige Helfer bei der Anfertigung von Streichholzschachteln. Wenig Finger sind zu alt oder zu klein, um einer Streichholzschachtelarbeiterin zu helfen. Deshalb sind dabei mehr alte Leute und Kinder beschäftigt, als irgend sonst. Die Arbeit ist leicht erlernt. Es gehört wohl viel Sorgfalt und Fleiß, aber keine besonders große Geschicklichkeit dazu. Aber sie wird so unglaublich schlecht bezahlt, daß ein Erwachsener ohne Mitarbeit von Kindern nicht davon leben kann.

Ich kenne so eine arme Streichholzschachtelarbeiterin. Sie wohnt in einer engen Gasse in der Nähe von Bow Road. Sie ist verheiratet und hat fünf Kinder. Ihr Mann nennt sich „Gelegenheitsarbeiter"; er sollte sich lieber einfach „Bummler" nennen. Die Frau verdient den Unterhalt für sich und die Kinder. Ihr Mann verdient nur wenig und was er erwirbt, gibt er für Bier und Tabak aus. Die Frau zahlt für drei Zimmer wöchentlich sechs Schilling Miete. In einem der Zimmer schläft ein Schlafbursche zusammen mit zwei ihrer Söhne. Er gibt ihr dafür zwei Schilling die Woche, so daß sie nur noch vier Schilling aufzubringen braucht. Wenn ihre Kinder alle gesund sind, kann sie durchschnittlich vierzehn Schilling die Woche verdienen. „Wenn die Kinder Ferien haben, bringt es bißchen mehr ein."

Ich mietete mir ein Zimmer nebenan und half den Leuten kurze Zeit lang. Die Arbeit begann schon um halb sieben Uhr morgens. Wir arbeiteten zuerst

und aßen dann unser Frühstück. Üppig wars nicht. Für die Kinder gab es schwachen Tee mit Brot und Sirup, für die Erwachsenen Brot und Margarine. Nach dem Frühstück gingen die Kinder in die Schule und der Mann auf seinen Bummel. Ich arbeitete nun mit der Frau zusammen den ganzen Morgen. Die ganze Hausarbeit wurde für die Kinder aufgespart. Bald nach zwölf pflegten diese aus der Schule zurückzukommen. Dann wurde auf einem der Tische, von dem das Arbeitsmaterial rasch abgeräumt worden war, Mittagessen aufgetragen. Da die Frau ihre Arbeit nicht unterbrechen konnte, fiel die Bereitung des Essens einem der älteren Kinder zu. Es bestand gewöhnlich aus Brot und Käse. Nur selten gab es einmal ein Stück Speck oder gebratenen Fisch dazu. Die Kinder erzählten mir, daß sie im Winter zuweilen Suppe aus einer Suppenanstalt holen dürften. Die fix bereitete Mahlzeit wurde hastig eingenommen. Nachdem der Tisch abgeräumt war, halfen die Kinder bei der Arbeit, bis sie wieder in die Schule mußten.

Jedes Familienmitglied mit Ausnahme des trägen Vaters hatte seine feste Arbeit an den Schachteln. Die Mutter faltete sie und klebte das bedruckte Papier auf. Eins der Kinder machte die „Schublade", wie der Kasten genannt wird, der die Streichhölzer enthält, ein anderes befestigte das Sandpapier, an dem die Streichhölzer angerissen werden. Gegen diese Arbeit haben die Kinder die größte Abneigung, „weil es so weh an den Fingern tut". Diese armen kleinen Finger, die anstatt an den heißen Junitagen, an denen ich mit diesen Leuten lebte, draußen auf den Wiesen Blumen zu pflücken, hier im engen stickigen Zimmer für ihren Lebensunterhalt arbeiten mußten. Selbst das jüngste Kind, ein Würmchen von fünf Jahren, half der Mutter, indem es die gummierten Goldpapierstreifen niederpreßte, mit denen die Schachteln zu-

sammengehalten wurden. Sein Brüderchen schob die Schubladen in die Hülsen. Das ist die reinste Zeitvergeudung, denn die Schachteln werden in der Fabrik doch wieder auseinandergenommen, um gefüllt zu werden. Von den Streichholzschachtelarbeiterinnen in den Fabriken wird diese Arbeit deshalb auch nicht verlangt, aber den Heimarbeiterinnen werden die Schachteln nur so abgenommen.

Der Preis, den diese Frau für ihre Arbeit gezahlt bekam, ist der Preis, der überall dafür gezahlt wird: zwei und ein halber Penny das Gros. Das ist geradezu unerhört niedrig! Ohne Hilfe ihrer Kinder konnte selbst eine so geschickte Frau wie diese keinen Penny in der Stunde verdienen, und auf mehr als zwei Penny die Stunde konnte sie es auch mit den Kindern niemals bringen. Davon mußte sie noch das Feuer bezahlen, an dem die Schachteln getrocknet wurden, den Klebstoff sowie das Bindgarn, mit dem die Schachteln zu Paketen zusammengebunden wurden, denn so mußten sie in der Fabrik abgeliefert werden. Dazu der Zeitverlust beim Abliefern der fertigen Arbeit und beim Warten, bis die Pakete gezählt und geprüft worden sind und bis die neue Arbeit ausgegeben ist. Die Frau galt für eine zuverlässige Arbeiterin. Sie pflegte ihre Arbeit pünktlich zum festgesetzten Termin abzuliefern, und deshalb wurde sie auch regelmäßig beschäftigt. Aber was für eine Beschäftigung! Die reinste Sklavenarbeit! Keine Zeit für ihre Kinder, keine Zeit zur Erholung. Ihr Heim eine Fabrik, ihre Kinder menschliche Maschinen, die aller Kindheitsfreuden beraubt sind, deren Gesundheit durch diesen langen Aufenthalt in geschlossenen überfüllten Räumen untergraben wird. Arbeit und Schule und wieder Arbeit bis zum Schlafengehen — das ist eine Kindheit!

„Entweder müssen wir arbeiten oder verhungern," sagte die Mutter zu mir. Warum? Weil wir kein

Gesetz haben, das einen Trunkenbold und Tagedieb, wie diesen Vater, zwingt, für seine Familie zu sorgen, und zweitens weil durch die in- und ausländische Konkurrenz die Löhne in dieser Industrie so tief herabgedrückt werden, daß sie nicht mehr zum Leben ausreichen.

Es macht unsrer Kultur wahrhaftig keine Ehre, daß auf Kosten von Gesundheit, Kraft und Glück bleicher Frauen und Kinder ein Gewinn erzielt wird, daß diese ihr Lebenlang für Hungerlöhne arbeiten müssen, damit andere möglichst billig kaufen können.

„Kinderweinen ist ärg'rer Fluch
Als Männermund ihn je ausstieß."

* * *

Zu den verschiedenen Zweigen der Hausindustrie, die ich kennen zu lernen suchte, um eine Vorstellung von den Lebensverhältnissen der betreffenden Arbeiterinnen zu bekommen, gehört auch die Anfertigung von seidenen Unterröcken und Blusen, wie man sie in den meisten Konfektionsgeschäften Londons findet.

Beide Artikel werden teils im Hause, teils in Schneiderstuben angefertigt. Ich kenne eine Frau, die bei sich im Hause Unterröcke, eine andre, die Blusen nähte. Bei beiden hielt ich mich einige Zeit auf. Die Frau, welche Unterröcke nähte, bewohnte ein Zimmer in einer der Straßen von Euston Road. Es befinden sich in jener Gegend viele Konfektionsgeschäfte. Die Frau war Witwe und wohnte allein. Sie besorgte mir ein Zimmer im selben Hause, damit ich ihr bei ihrer Arbeit helfen könne. Das Zimmer war nicht viel größer als ein Wandschrank; ich mußte dafür zwei und einen halben Schilling Miete wöchentlich zahlen. In dem Hause wohnten fünfzig Parteien.

Ich versprach der Frau, ihr dafür, daß sie mich

das Unterrocknähen lehrte und mir Arbeit verschaffte, zwei und einen halben Schilling die Woche zu zahlen. Ich wußte ja, daß sie keine große Arbeitskraft an mir haben würde. Am ersten Abend half ich ihr beim Einbiegen der endlos langen Säume, die in die Unterröcke genäht werden mußten.

In dem Zimmerchen stand ein Ofen, der wohl zu Kochzwecken hätte dienen können. Aber solange ich dort war, habe ich die Frau nichts kochen sehen; höchstens briet sie einmal ein Stückchen Speck. Sie aß in der Regel in einem nahegelegenen billigen Speisehaus — aus Zeitersparnis, wie sie sagte. Aber dafür stand jederzeit auf dem Ofen ein emaillierter Teetopf mit einer abscheulichen Flüssigkeit, welche die Frau als Tee bezeichnete. Den ganzen Tag und die halbe Nacht stand dieser Teetopf zum Ziehen auf dem Ofen und wurde von Zeit zu Zeit neu mit Wasser gefüllt. Dieses Getränk nahm die Frau während der Arbeit zu sich. Es hielt sie wach und war, wie sie sagte, „so bekömmlich".

An jenem Abend arbeitete sie bis zwei Uhr nachts. Ehe ich sie verließ, half ich ihr, die fertigen sieben Unterröcke zusammenzufalten. In jeden hatte sie buchstäblich viele Meter von Stichen hineingenäht, zu denen sie das Garn selbst liefern mußte, hatte jeden mit drei Knopflöchern und drei Knöpfen versehen und zwei Bänder hineingezogen. Für all diese Arbeit bekam sie vier Pence für den Unterrock. Das Material, mit Ausnahme des Garns, bekam sie aus dem Geschäft geliefert, wo die Unterröcke auch zugeschnitten wurden.

Am andern Morgen gingen wir zusammen in das Geschäft. Die Frau lieferte ihre Arbeit ab, die von dem Prinzipal selbst genau geprüft wurde. Er gab ihr ein halbes Dutzend neuer Unterröcke zum Nähen mit. Dann stellte sie mich dem Prinzipal vor. Ich wollte so brennend gern wissen, wohin diese Unter-

röcke kamen, daß ich mich so weit vergaß, den Mann zu fragen, wohin er sie verkaufte, und was er dafür bezahlt bekäme. Ich werde niemals den Blick vergessen, den er mir zuwarf; sein Gesicht verzerrte sich förmlich vor Wut, und er fuhr mich so heftig an, daß ich wirklich fürchtete, er würde sich zu Tätlichkeiten hinreißen lassen. Meine Begleiterin zitterte vor Angst. Er drohte uns alle beide hinauszuwerfen, ließ sich aber durch langes Zureden und demütige Entschuldigungen schließlich besänftigen. Ich sagte ihm, es sei mir so sehr um Arbeit zu tun, und weil ich gefürchtet hätte, er könne mir keine geben, hätte ich ihn bitten wollen, mich an einen seiner Geschäftsfreunde zu empfehlen. Er schien sich dabei zu beruhigen, denn er gab der Frau zwei Unterröcke für mich mit, wobei er bemerkte, wenn ich so dumm sei, würde ich wohl nicht mehr fertig bekommen. Außerdem drohte er ihr, wenn meine Arbeit nicht tadellos sei, sie für das verdorbene Material haftbar zu machen. Das Material konnte meiner Ansicht nach, wenn man es hoch veranschlagte, im Großeinkauf nicht mehr als fünf Schilling gekostet haben.

Wir nahmen unsre Arbeit mit nach Hause. Ich glaube, selbst damals, als ich kurze Zeit in einer Blechfabrik mit Blechschneiden beschäftigt war, haben mir meine Finger nicht so weh getan, wie nach sechzehnstündiger Arbeit an diesen entsetzlichen Unterröcken. Und dabei hatte ich doch die Aussicht, diese Arbeit bald wieder aufgeben zu dürfen, während jener armen Arbeiterin keine andre Erlösung winkte als der Tod.

Ich erfuhr später, daß solche Unterröcke, wie wir genäht hatten, in einem großen Geschäft in Westend das Stück mit fünfzehn bis dreißig Schilling bezahlt werden.

Meine nächste Erfahrung mit der Nadel machte ich bei einer Blusenarbeiterin. Sie wohnte nicht weit

von Paddington und arbeitete für einen Juden. Er hatte eine Arbeitsstube, in welcher er zweiundzwanzig Näherinnen beschäftigte — lauter Engländerinnen. Diese nahmen fast alle noch Arbeit mit nach Hause. Die Blusen wurden im Geschäft zugeschnitten und zusammengenäht; zu Hause wurden sie dann besetzt, mit Knopflöchern, Knöpfen, Haken und Augen versehen und gänzlich fertig gemacht.

Die Blusennäherin, mit der ich lebte, arbeitete von morgens acht bis abends acht im Geschäft, mit einer Unterbrechung von vierzig Minuten mittags und einer halben Stunde nachmittags. Kam sie dann abends nach Hause, so zündete sie Feuer an, bereitete sich hastig ihr Abendessen und setzte sich wieder an die Arbeit, um nicht vor ein oder zwei Uhr nachts aufzuhören. Dabei verdiente sie sechzehn Schilling die Woche. Sie bekam durchschnittlich fünf bis acht Blusen am Tage fertig. Es waren keine ganz schlichten einfachen Blusen, sondern sie waren mehr oder minder reich mit Spitzen besetzt und wurden dem Geschäft das Stück mit sechs bis zu zwanzig Schilling bezahlt.

Natürlich würde es äußerst schwierig sein, die Heimarbeit einer Kontrolle zu unterstellen. Die Arbeiterinnen selbst würden, aus Furcht, ihre einzige Existenzmöglichkeit zu verlieren, die Übelstände des Systems verhehlen.

Könnte nur ein Kreis von Käufern die Unterröcke auf ihrem Wege von dem Konfektionsgeschäft in die armseligen Stuben der Heimarbeiterinnen und wieder zurück verfolgen, gewiß würde dann keine anständige Frau solche zu einem Sündenlohn hergestellte Ware mehr kaufen!

23.

Das Fremdenwesen in London

Von einer Reise in Europa zurückgekehrt, deren Hauptzweck das Studium des Auswandererwesens im Ausland gewesen war, wünschte ich dringend, das Einwanderertum Londons gründlich kennen zu lernen, und ließ mich einige Zeit in dem Fremdenviertel nieder.

Die königliche Kommission für das Einwandererwesen hat sich angelegentlich namentlich mit der Lebensweise der ausländischen Juden im östlichen Teil von London beschäftigt. Außerdem ist dieser Gegenstand in so zahlreichen Zeitungsartikeln behandelt worden, daß ich mich darauf beschränken will, persönliche Erlebnisse zu erzählen.

In einer Straße im Ostende Londons, in einem Teil, der fast ausschließlich von Juden bewohnt wird, befindet sich ein Haus, in welchem Zustände herrschen, die besonders bezeichnend für Einwandererdistrikte sind. Ich weiß, daß es sich nicht etwa um einen vereinzelten Fall handelt; aber ich möchte hier ja nur von dem reden, was ich selbst erlebt habe.

Eines der Zimmer in diesem Hause ist etwa neun Meter lang und fünf Meter breit. Hier nähten zwanzig Frauen Hosen und Röcke von acht Uhr morgens bis sechs Uhr abends. Um halb sieben Uhr mußten sämtliche Nähmaschinen beiseite gesetzt sein. Die Zeugschnippel, und was sonst am Fußboden umherlag, wurden in eine Ecke gefegt und in dem freigewordenen Raum eine Anzahl von Pritschen aufgeschlagen. Von sieben Uhr an stellte sich nun ein Strom von jüdischen Arbeitern mit Karten ein, die ihnen die Benutzung dieser Pritschen von acht Uhr abends bis zwei Uhr nachts gestatteten. Um zwei Uhr nachts mußten die

warmen Betten an andere abgetreten werden, größtenteils Bäcker, die den ersten Teil der Nacht hatten arbeiten müssen. Ihre Karten lauteten auf Benutzung der Pritschen von zwei Uhr nachts bis halb acht Uhr morgens. Nachdem diese das Lokal verlassen, wurden die Pritschen abgeschlagen, die Nähmaschinen wieder an ihren Platz gestellt, die Frauen fanden sich ein, und die Arbeit begann von neuem. Die Luft, welche in diesem Zimmer herrschte, läßt sich kaum beschreiben! Gelüftet wurde überhaupt nicht, sondern die Frauen mußten ihre Arbeit in dieser unbeschreiblichen, von Infektionskeimen geschwängerten Luft verrichten.

Ich habe nur zwei Tage in diesem Raum gearbeitet.

Die Inhaber dieses Betriebes waren zwei polnische Juden, die eine geradezu fabelhaft hohe Miete für das Haus bezahlten. Nach dem, was ich in ihrem eigenen Lande von ihrem Leben gesehen habe, kann ich sie kaum tadeln, daß sie dieselbe Beschäftigung unter denselben Verhältnissen bei uns fortsetzen. Die Schuld liegt nicht so sehr an ihnen, wie an der mangelhaften Durchführung gesundheitlicher Vorschriften.

In diesem Zusammenhang noch eine charakteristische kleine Geschichte. Ich kannte einen Schutzmann, der in der Nähe der London Docks ein nettes kleines Haus bewohnte. Sieben Jahre lang hatte er mit seiner Frau und zwei Kindern darin gewohnt. Der Mann hatte in seiner freien Zeit das Holzwerk gestrichen, die Wände frisch tapeziert und war so stolz auf sein Häuschen. Als ich ihn eines Tages traf, erzählte er mir, sein Wirt hätte ihm gekündigt.

„Aber warum denn nur?“ fragte ich im höchsten Maße erstaunt. „Sie waren doch solch ein guter Mieter!“

„Ach,“ sagte er traurig, „man hat bessere Mieter kriegen können. Ich konnte ja bloß zwölf Schilling die Woche zahlen, aber ich hab' doch das ganze Haus

instand gesetzt. Da ließ mir mein Wirt eines Tages sagen, ein Jude wolle das Haus gern haben und dreißig Schilling Miete die Woche zahlen."

Der neue Mieter hat das Häuschen dann nachts als Logierhaus und tags zu Geschäftszwecken verwendet. Es wurden hier jene billigen Barchentmorgenröcke verfertigt, die man in den kleineren Konfektionsläden das Stück zu einem Schilling neun Pence bis drei Schilling kaufen kann. Ich kannte eine Frau, die dort arbeitete. Sie erzählte mir, daß sie den Tag drei Pence verdiene und dafür neun Stunden arbeiten müsse. Ich habe mich davon überzeugt, daß diese Angaben völlig der Wahrheit entsprachen. —

In diesen übervölkerten Straßen ist die Nachfrage nach Häusern so groß, daß dem Mieter häufig große Summen für sogenanntes „Schlüsselgeld" geboten werden. Gesetzt den Fall, zwei wünschen dasselbe Haus zu mieten, so eilt wohl der eine der beiden zu dem ausziehenden Mieter und sagt ihm: „Ich zahle Ihnen die und die Summe als Schlüsselgeld, wenn Sie mir, bevor Sie ausziehen, die Schlüssel ausliefern wollen." Diese Summe schwankt zwischen dreißig Schilling und zwanzig Pfund. Die Erklärung für das Schlüsselgeld besteht darin, daß der „Besitz so viel wie neun Zehntel des Rechts" gilt, und daß jemand, der das Haus zu mieten wünscht, größere Aussicht hat, es vom Wirt zu erhalten, wenn er tatsächlich im Besitz der Schlüssel ist. Die Ironie bei der Sache ist: der Wirt kommt, um nicht bei dem Handel übergangen zu werden, zu dem Mieter und verlangt von ihm einen Teil des Schlüsselgeldes!

Die Folge des Schlüsselgeldes ist die, daß sich unter den Juden im Ostende, die selbst Hauswirte werden möchten, ein unerhörter Wettbewerb herausgebildet hat. Die Mieten sind so enorm in die Höhe getrieben, daß Leute mit einem mittleren Einkommen sie einfach un-

erschwinglich finden und überhaupt nicht in dieser Gegend leben können. Ich kenne Häuser in schmutzigen engen Straßen des Ostendes, für die verhältnismäßig höhere Mieten gezahlt werden als für Häuser in den eleganten Straßen des Westens. Ich kenne auch viele englische Familien, welche durch diese Verhältnisse aus der Gegend, in der sie lebten, vertrieben worden sind, um sich schließlich wie die Tiere in einen unsagbar kleinen Raum einpferchen zu lassen. Das entspricht nicht der englischen Gewohnheit; diese Zustände sind unserm Volke aufgezwungen worden, weil kein Platz mehr für dasselbe da ist.

Wenn man nachts unter Führung eines freundlichen Schutzmannes oder eines ortskundigen Freundes durch gewisse Straßen dieses Viertels wandert, wird man Dinge zu sehen bekommen, die man nicht für möglich gehalten haben würde. Ich habe Stuben von gewöhnlicher Größe gesehen, in denen vier oder fünf Familien hausten. Man hatte keinerlei Versuche gemacht, das Zimmer abzuteilen, und die Leute schienen sich bei diesen Verhältnissen durchaus zufrieden zu fühlen.

In einem Falle wurde so ein Zimmer von drei Parteien bewohnt. Die erste Familie bestand aus Vater, Mutter und einem erwachsenen Sohn; die zweite aus Vater, Mutter, zwei erwachsenen Töchtern und einem Kinde; die dritte aus zwei Schwestern und einem Schlafburschen. Alle elf schliefen im selben Zimmer! —

Da sollen keine Krankheiten entstehen! Ich pflegte eine Familie in einem der ärmsten Viertel Londons zu besuchen. Es waren ordentliche nette Leute. Der Vater gab allerdings reichlich viel im Wirtshaus aus, und darum mußte die Frau härter arbeiten, als sonst nötig gewesen wäre. Sie hatten vier Kinder, drei Mädchen und einen Knaben, die ihr ganzer Stolz

waren. Die Familie bewohnte zwei Zimmer in einem großen Miethause. In dieses Haus strömte nun eines Tages eine Flut von Einwanderern. Zwanzig Italiener mieteten die beiden Stuben, die noch frei standen. Sie waren erst kürzlich ins Land gekommen und hatten, wie das meistens der Fall zu sein pflegt, eine Menge Kinder. Diese starrten vor Schmutz; im übrigen waren es hübsche, anziehende Kinder. Die Kinder des englischen Ehepaars freundeten sich mit den kleinen Italienern an. Vier Wochen später erkrankten sie alle vier an Ausschlag, und eins bekam eine Augenkrankheit, durch die es schließlich das eine Auge verlor.

Ich kenne verschiedene Italiener, die sich mit Orgelspielen, Straßenhandel und Verkauf von Speiseeis ihren Unterhalt verdienen; es sind ruhige, ordentliche Leute, die ich recht gern habe. Ihre Begriffe von Sauberkeit entsprechen allerdings dem nicht, was man in einem zivilisierten Lande erwarten darf. Daß ein solcher Eisverkäufer das Eis im Schlafzimmer der Familie anfertigt, und den übrig gebliebenen Vorrat nachts unter seinem Bett aufbewahrt, ist in seinen Augen durchaus nichts Ungehöriges. Die Milch bezieht er aus einer kleinen Milchhandlung in seiner Nachbarschaft, wo sie lange am offenen Fenster steht und allem Straßenstaub ausgesetzt ist.

Meine nächste Geschichte handelt von zwei Polen, die sich ein kleines Konfektionsgeschäft kauften, das übrigens nicht im Ostende lag, sondern in einer kleinen Straße der Fulham Road. Sie waren selbst Schneider. Früher hatte das Geschäft einem englischen Ehepaar gehört; der Mann war gestorben, die Frau war aufs Land gezogen und hatte das Geschäft an die beiden Ausländer verkauft. Ich kannte zufällig zwei Schwestern, Engländerinnen, die darin arbeiteten. Die eine verdiente wöchentlich sechzehn Schilling, die andre zwölf bis vierzehn Schilling. Sie hatten ein gemein-

sames Zimmer, das sie musterhaft in Ordnung hielten, hingen mit großer Liebe aneinander und waren gute fleißige Mädchen. Als die beiden Polen, die übrigens keine Juden waren, das Geschäft übernahmen, führten sie völlig neue Zustände ein. Sie boten den beiden Schwestern freilich an, weiter zu arbeiten, aber gegen einen Wochenlohn von nur sechs Schilling. Sie hielten das für eine glänzende Bezahlung. Als die beiden Mädchen sich weigerten, stellten sie ihre eigenen Leute an, und die Schwestern wurden zu einer Zeit, wo schwer Arbeit zu bekommen war, stellenlos. —

In Italien würden die in England üblichen Löhne den Arbeitern ein ihren Vorstellungen entsprechend bequemes Leben ermöglichen. In England, wo die Mieten hoch und die Nahrungsmittel teuer sind, können sie dabei nur kümmerlich ihr Dasein fristen, und es entsteht eine so böse Konkurrenz mit unserm britischen Arbeiter, daß sich für unser Volk schlimme Folgen ergeben.

Das Schlimmste an diesem Einwandererwesen ist das sich ständig mehrende Zuhältertum, das uns durch den Zuzug fragwürdiger Individuen erwachsen ist. Man darf nicht glauben, daß die unglücklichen Opfer dieser Männer nur Frauen ihrer eigenen Nationalität sind. Unter den vielen Fällen, die im letzten Jahre der Polizei zu Ohren gekommen sind, betrafen viele Engländerinnen. Die Vorsteherinnen von Mädchenvereinen und Damen, die sonst für das soziale Wohl junger Mädchen tätig sind, könnten aus ihrer eigenen Erfahrung heraus sagen, daß wir, indem wir zahllosen zweifelhaften Existenzen die Einwanderung in unser Land gestatten, die gemeinste und verächtlichste Form des Lasters gleichsam prämiieren.

Gewisse Gegenden in London sind fast ausschließlich von Fremden bewohnt. Das Ende von Wentworth Street, Whitechapel, ist wohl der fremdländischste

Fleck im ganzen britischen Königreiche. Es bedarf nur geringer Vorstellungskraft, um sich in eine fremde Stadt versetzt zu glauben. Man sieht, hört und riecht hier ganz andre Dinge, wie in den rein englischen Proletariervierteln. Wohin man blickt, sieht man nichts als fremdländische Gesichter, hört man nichts als fremde Sprachen. Russen in Pelzmützen neben bärtigen Holländern; Juden vom Mittelmeer neben ihren erst kürzlich von den Schneefeldern Sibiriens eingetroffenen Brüdern. Hier steht ein Jude mit langem Bart, der aus einem Rafaelschen Karton herausgeschnitten zu sein scheint. Dort bietet eine Frau Zitronen feil, die Botticelli zu einer Madonna Modell gestanden haben könnte. Man wird vielleicht in ganz Europa kein zweites so buntes und malerisches Bild wiederfinden.

All dieses fremdländische Volk, mag es nun schön oder häßlich sein, treibt Handel. Jeder Mensch, den man hier sieht, kauft oder verkauft. Ganze Scharen von Männern hausieren mit Zitronen; andre verkaufen Zwiebeln, die sie in großen Bündeln um den Hals tragen. Hier geht ein Mann mit einem Eimer, worin in einer verdächtig aussehenden Flüssigkeit grüne Gurken schwimmen. Dort steht ein Mann mit gesalzenen Matjesheringen. Er taucht seine schmutzige Hand in eins der Fässer, bringt eine Handvoll Heringe zum Vorschein, die er auf einem Brett ausbreitet, das quer über eins der Fässer gelegt ist und preist seine Ware in der Sprache Davids an. Neben dem Rinnstein liegen moderig riechende alte Kleidungsstücke aufgehäuft, von Frauen und Mädchen umdrängt; eifrig wühlen ihre Finger zwischen dem alten Plunder, und sie suchen einen möglichst vorteilhaften Kauf zu machen.

Karren voll alter Stiefel und Schuhe stehen neben andern Karren mit merkwürdig geformten Broten. Karren, hoch mit bunten Seidenresten bepackt, bilden leuchtende Farbflecke in diesem Marktbild. In jedem

Hause in dieser Straße ist ein Laden, und in jedem Laden steht ein Jude. Man findet hier die ganze Skala des Kleinhandels vertreten, vom Handel mit billigen Juwelierwaren abwärts bis zum Verkauf von gebratenen Fischen. Da sieht man einen Laden, kaum mehr als ein Loch in der Wand, dessen Wände dicht mit Fleischabfällen behängt sind, ein abscheulicher Anblick. In jenem Laden stehen merkwürdig aussehende Säcke mit Bohnen und Erbsen; in einem andern wird nichts als ausländischer Käse verkauft, in einem dritten nur kleine Essiggurken.

Es ist, wie gesagt, ein vorwiegend fremdländisches Bild, das sich einem hier darbietet. Sogar die Gemüsehändler und Fischhändler rufen ihre Waren in fremden Sprachen aus. Kleine Kinder trippeln umher und singen Kinderlieder, die sie in einem fernen Lande gelernt haben. Die Mauern der Häuser sind mit Plakaten bedeckt, auf denen hebräische Inschriften stehen. Die Waren in den Läden sind mit hebräischen Preisen ausgezeichnet. An dem Türpfosten eines geschlossenen Schlächterladens ist eine Vorschrift in hebräischer Sprache angeschlagen, die in Übereinstimmung mit dem Talmud vorschreibt, wie das Vieh zu schlachten ist. Wer es lesen kann, erfährt daraus, daß der orthodoxe Jude gewarnt wird, sein Fleisch in dem Schlächterladen gegenüber zu kaufen, weil der Schlächter bei dem Verkauf von nicht koscherem Fleisch ertappt worden ist.

Keine Speisen scheinen bei den ausländischen Juden so beliebt zu sein wie Süßwasserfische und Geflügel. Am Donnerstag nachmittag sieht man in Middlesex Street, in Wentworth Street und Mathilda Place fast nichts weiter als diese beiden Artikel feilbieten. Juden, die an den andern Wochentagen alte Kleider und Stiefel verkaufen, haben sich an diesem Tage in Fisch- und Geflügelhändler verwandelt. An Donnerstagnachmit-

tagen wird im Ostende Londons wohl mehr Geflügel verkauft als in allen andern Teilen der Hauptstadt zusammen, und Süßwasserfische sind in London fast nur noch auf den Fischmärkten dieser Straßen des Ostendes zu bekommen.

Die ursprünglichen Bewohner dieser Gegend sind alle verdrängt worden. Die Fremden können sie nicht gebrauchen, es sei denn als Opfer zur Ausbeutung.

24.

Wie ich von einem halben Schilling den Tag lebte und das Geld selbst verdiente. — Frauenherbergen

Von dem verstorbenen berühmten Arzt Abernethy erzählt man sich, er habe einem reichen alten Patienten, der an Podagra litt, den Rat gegeben: „Leben Sie von einem halben Schilling pro Tag und verdienen Sie das Geld selbst." Für diesen Rat sollte er zwei Guineen berechnet haben.

Manchem mag es vorkommen, als sei ein solcher Rat das Geld nicht wert gewesen, aber Dr. Abernethy wußte schon, was er sagte. Er wußte, daß nur Arbeit und körperliche Bewegung seinen überfütterten Patienten heilen konnten.

Für einen Arzt im Ostende Londons ist es unnötig, seinen Patienten derartige Ratschläge zu erteilen.

Über dem Osten und Westen Londons geht dieselbe Sonne auf und unter. Dieselben Nebel senken sich

über Arme und Reiche herab, und in der Bibel steht geschrieben, daß Gott alle Menschen nach seinem Bilde schuf und daß ihre Seelen in seinen Augen gleichwertig sind.

In Arabien, das noch heutigestags so verblendet ist, alle christliche Zivilisation von sich abzuwehren, wo es keine Armengesetze und keine organisierte Wohltätigkeit gibt, lebt ein Mann durchaus zufrieden und angesehen mit seiner Familie von zwanzig Pfund jährlich, gilt sogar für wohlhabend. In diesem unaufgeklärten Lande sitzt ein Mann im Kreise seiner Familie in seiner kleinen Hütte auf dem Fußboden und verzehrt sein frugales Mahl, das aus ungesäuertem Brot, Datteln und getrocknetem Fisch besteht. Die Tür steht offen, und es kommt ein heimatloser, hungriger Fremder vorbei. Der Hausherr erblickt ihn und ruft ihn herein. „Im Namen Gottes, tritt ein und iß mit." Der Fremde erhält Wasser, um seine Füße und seine Hände zu säubern, setzt sich zu der kleinen Familiengruppe und teilt ihre Mahlzeit, um darauf im Namen Gottes zu danken und weiter zu wandern.

Man denke sich nur, man wollte in einem christlichen Lande einen Landstreicher an seinen Mittagstisch nötigen! —

Obwohl nicht an Podagra leidend, habe ich es auch einmal mit der einfachen Lebensweise versucht und einige Zeit von dem gelebt, was ich unter den Allerärmsten Londons verdienen konnte. Wenn man mit einem halben Schilling täglich auskommen will, braucht man durchaus nicht zu hungern. Man muß nur wissen, wo man am billigsten kaufen und wo man so gut wie umsonst ein Unterkommen für die Nacht finden kann. Für ein volles Viertel der Londoner Bevölkerung wird diese einfache Lebensweise täglich zur Wirklichkeit. Die Leute haben es so weit darin gebracht, daß sie fast ohne alles das auskommen

können, was andre Menschen als zum Leben unentbehrlich betrachten.

Nach einer gründlichen Durchsuchung meiner Habseligkeiten fanden wir ein paar Stiefel, die mir drei Nummern zu groß, an den Hacken völlig niedergetreten waren und mit Bindgarn festgebunden werden mußten. Die Beschaffung eines Rockes machte größere Schwierigkeiten. Ich hatte einen schwarzen Rock angezogen, der mir, nachdem ich einen ganzen Sommer lang damit in den Bergen herumgeklettert war und in den Wäldern herumgelegen hatte, in einem hinreichend wüsten Zustand zu sein schien. Aber mein Freund C. schien nicht recht befriedigt zu sein:

„Ich weiß nicht, der Rock sieht ja nicht gerade aus, als ob Sie ihn in einer eleganten Gesellschaft tragen wollten, aber irgend etwas ist daran, was ganz und gar nicht paßt."

Er mochte recht haben. Der Rock war von einem der ersten Schneider gemacht worden und hatte sich selbst in seinem abgetragenen Zustand einen unverkennbaren Schick bewahrt. Mit einigen Schwierigkeiten fanden wir einen zweiten Rock, der sich in einer derartigen Verfassung befand, daß ich darin ohne weiteres meinen Einzug in das Land Armut halten konnte. Ich lieh mir einen schmutzigen Matrosenhut, riß den Deckel herunter und glaubte, daß er nun schäbig genug aussähe; aber C. bestand darauf, daß ich mich noch auf den Hut setze, was ihm dann den Rest gab. Ich zog eine alte Bluse an, die meine Wirtin an Waschtagen zu tragen pflegte. Nachdem ich mir noch einen alten Schal umgeworfen hatte, machten wir uns ziemlich zeitig am Abend auf den Weg, ein recht zweifelhaft aussehendes Paar.

Unser Weg führte uns durch die elendesten Straßen von Westminster. In dieser Gegend merkte man nicht, daß es eine bestimmte Bettstunde für kleine Kinder

gibt; sie spielten hier zu Dutzenden im Rinnstein. Vor den düsteren Hauseingängen saßen unordentliche Frauen und schmutzige Männer. Hier und da fiel aus einem Wirtshaus ein breiter Lichtstrahl auf das schmutzige Straßenpflaster.

Als wir nach längerem Marsch aus den engen Gassen von Westminster herauskamen, befanden wir uns den Parlamentsgebäuden gegenüber. Die Straßen waren hier hell erleuchtet und pulsierten voll Leben.

Wir begaben uns nach den Kais und ließen uns auf einer der Bänke nieder. Ich war schon müde, denn wir hatten beim Durchgehen jener trostlosen Gassen etwa vier Meilen zurückgelegt. Gleich darauf kam eine Frau und nahm am andern Ende der Bank Platz. Ihr Zeug war in leidlich guter Verfassung, aber ihre Schuhe waren ganz zerrissen und sie hinkte ein wenig. Nachdem wir sie eine Weile still betrachtet hatten, begann mein Begleiter mit ihr zu sprechen.

Das Gespräch kam nur langsam in Gang; diese Kinder der Not sprechen nur wenig. Erst nach und nach erzählte sie uns in abgerissenen Sätzen einiges aus ihrem Leben. Ich hatte mir fest vorgenommen, mich keiner Rührung hinzugeben, aber was C. aus diesem unglücklichen Geschöpf herausbrachte, war so trostlos traurig, daß ich meine Bewegung nicht zu verbergen vermochte.

Sie war so viel in der Welt umhergestoßen worden, daß man hätte meinen sollen, sie sei keiner mitleidigen Regung mehr fähig. Aber sie beugte sich von Zeit zu Zeit vor und sah mich an; es schien ihr leid zu tun, daß ich mich so erregte.

„Sie müssen sich das nicht so schwer vorstellen, Kind, man gewöhnt sich mit der Zeit daran. Im Anfang ist es immer schrecklich. Sie werden sehen, daß Sie es nicht aushalten, mehr als zwei Nächte auf offener Straße zu verbringen; aber wenn Sie dann

in ein Asyl gehen, müssen Sie sich nicht an die unfreundliche Behandlung stoßen. Man wird da ja schrecklich angefahren, aber von harten Worten ist noch keiner gestorben. Ich habe mich das erstemal so geängstigt, daß ich mir vornahm, in gar kein Asyl mehr zu gehen und lieber die ganze Nacht auf der Straße umherzuirren; der Mann war so schrecklich grob. Aber man gewöhnt sich dran; mit der Zeit wird man taub dagegen."

Ich war erstaunt, sie so sprechen zu hören; sie schien nicht ungebildet zu sein.

„Kann man denn nicht irgendwo anders Unterkunft finden?" fragte ich.

„Ohne Geld, nein. Es gibt nur wenige Frauenherbergen in London."

„Ist es teuer in solchen Herbergen?" fragte ich.

„Gewöhnlich muß man vier Pence geben. Es gibt auch welche, wo man nur zwei zu zahlen braucht. Wer gar nichts hat, bleibt eben auf der Straße."

Ich habe mich einmal selbst in eine solche Herberge aufnehmen lassen, aber davon will ich an andrer Stelle sprechen, denn wenn man noch vier Pence ausgeben kann, bedeutet das, daß man Arbeit hat.

Schließlich waren wir alle drei ein wenig eingeschlummert, als ein vorüberkommender Schutzmann uns aufforderte, weiterzugehen. Wir gingen auf die Stadt zu. Die Frau schloß sich uns an; sie tat es mit einer so demütig um Verzeihung flehenden Miene, daß sie an einen herrenlosen Hund gemahnte, der demütig um Aufnahme bettelt.

Wir zogen aus ein paar flüchtig hingeworfenen Bemerkungen den Schluß, daß sie mit etwas Kapital vom Lande nach London gekommen sei, um sich hier Arbeit zu suchen. Sie hatte keine gefunden. Das Geld war ausgegeben, ihre Kleidung vertragen und sie

gehörte nun zu denen, für die diese Welt keinen Raum hat. Sie sah, daß ich weinte, und da sie glaubte, daß mich mein eigenes Unglück so verzweifelt machte, drückte sie mir einen halben Penny in die Hand.

„Bis zum Morgen können Sie sich freilich nichts für einen halben Penny kaufen," sagte sie. „Der Kaffee kostet nachts einen ganzen Penny. Aber um fünf können Sie für einen halben Penny eine Tasse Kaffee bekommen; hungern ist schwer, wenn man sich noch nicht daran gewöhnt hat."

Ich ging eilig fort, und sie sagte zu C.: „Seien Sie gut zu ihr, sie ist noch so jung."

Man denke sich doch nur die göttliche Barmherzigkeit eines so armen Geschöpfes! Sie hatte den lieben langen Tag nichts gegessen, aber sie gab mir ihren letzten halben Penny.

Ehe ich unter den Armen lebte, habe ich die wahre Barmherzigkeit nie kennen gelernt. Den großen Londoner Damen könnte es nicht schaden, diese Tugend von denen zu lernen, die selbst hungern und doch eine offene Hand für ihre leidende Mitwelt haben. —

Wir hörten die Uhr von Westminster zwei schlagen und wandten uns der Brücke zu. C. bat mich, hier ein paar Minuten auf ihn zu warten, damit er sich nach einer Kaffeebude umsehen könne.

Ich stellte mich unter einen Vorsprung des Brückengeländers, der mir Schutz gewährte. In einiger Entfernung von mir lehnte eine Frau über die Brustwehr und starrte in das Wasser. Sie hatte etwas in ihrer Haltung, was mir auffiel; ich ging näher und blieb ein paar Schritte von ihr entfernt stehen. Es war ganz still, nur das Wasser gurgelte leise an den Brückenpfeilern. Ich hörte sie aufstöhnen: „O mein Gott, mein Gott!" Sie ließ den Kopf in die Hände sinken und weinte. Ich trat leise näher und

legte die Hand auf ihren Arm. Sie schüttelte mich schroff ab.

„Was wollen Sie? Wer sind Sie?" Ich sah an ihrem Gesicht, daß sie noch sehr jung sein mußte.

„Ich bin ein junges Mädchen wie Sie," erwiderte ich. „Wollen Sie mir nicht sagen, was Ihnen fehlt? Es ist so schrecklich, allein zu sein." Ihr Mitleid war sofort wachgerufen.

„Arme Kleine," sagte sie leise. „Sind Sie hergekommen, um ein Ende zu machen?" Dabei deutete sie auf das Wasser.

„Ach, das würde ein trauriges Ende sein," sagte ich.

Wir sprachen dann noch eine Weile miteinander. Das Mädchen erzählte mir, daß sie die Tochter eines Obersten sei. Nachdem sie als Gouvernante kein Glück gehabt, hatte sie verschiedene andre Berufe ergriffen, hatte auch Erfolg gehabt, bis sie schließlich schwer erkrankt war. Sie mußte ins Krankenhaus, und als sie wieder herauskam, fand sie, daß auf der Straße der Hungertod ihrer harrte. Nun stand sie auf der Brücke, im Begriff, in eine Welt hinüberzugehen, die weniger grausam sein würde.

Ich habe mich später davon überzeugt, daß die Angaben des Mädchens auf Wahrheit beruhten, und daß sie viel Talent für häusliche Arbeiten besaß. In England wollte sie niemand empfehlen, und sie war nicht mehr fähig, sich länger Arbeit zu suchen. Ich verschaffte ihr Empfehlungen an Freunde in Amerika, von denen ich sicher wußte, daß sie sich ihrer annehmen würden. Sie war überglücklich über die Aussicht, als Zwischendeckspassagier nach Amerika kommen zu können. Hätte man sie auf der Brücke stehen lassen, würde sie die Zahl der Selbstmörder aus dem Jahre 1904 vermehrt haben. Im Jahre 1901 belief sich diese Zahl auf 3057.

Ich war sehr müde, als mein Begleiter zurück-

kehrte, und mit schmerzenden Füßen machten wir uns auf die Wanderung nach Blackfriars. Wir gingen durch Thames Street nach Billingsgate Market. Wer würde in diesen öden menschenleeren Häuserreihen unsre verkehrsreichen Londoner Straßen wiedererkennen! Als wir Billingsgate erreichten, war es uns, als befänden wir uns in einer toten Stadt; man sah nur gelegentlich eine wildernde Katze oder einen herumtreibenden Hund, oder ein Schutzmann schritt gähnend vorüber. Es war noch zu früh; der Markt hatte noch nicht begonnen, deshalb gingen wir nach Smithfield weiter. Verschlafene Schlächter zogen Karren hinter sich her, die hoch mit Säcken und geschlachtetem Vieh beladen waren.

Wir gingen in eine Kaffeewirtschaft hinein. Schlächtergesellen und Fuhrleute tranken hier an kleinen Tischen Kaffee, aber uns wollte man keinen verabreichen. „Frauen haben hier keinen Zutritt," sagte der Wirt, mir einen mißtrauischen Blick zuwerfend. Ich weinte beinah vor Enttäuschung, so sehnte ich mich nach einem Schluck Kaffee. Wir fanden jedoch bald darauf eine andere Wirtschaft, wo das verachtete Geschlecht unauffällig hineinschlüpfen durfte, um rasch eine Tasse Kaffee hinunterzuschlucken und wieder zu verschwinden. Wir bekamen jeder eine große Tasse Kaffee mit einem Stück Kuchen und mußten dafür jeder vier Pence zahlen.

Einigermaßen erfrischt wanderten wir nach Fleet Street zurück.

Ein merkwürdiger weißer Schein lag auf den Straßen. Wir schlenderten eine Weile umher und sahen aus den Druckereien die Leute von der Presse herauskommen. Vor den Gebäuden der großen Zeitungen fuhren lange Reihen roter Karren vor, die mit Zeitungen bepackt wurden, die gedruckt waren, während London — wenigstens zum Teil — im Schlaf lag. Von hier schleppten wir unsre müden Glied-

maßen nach Covent Garden. Ich hatte mir die Füße so wund gelaufen, daß ich sie kaum noch bewegen konnte.

Die Frau, mit der wir auf der Bank am Kai gesessen hatten, hatte uns gesagt, daß wir möglicherweise in Covent Garden durch Erbsenpahlen etwas verdienen könnten. Der Eingang zum Covent Garden war völlig durch Marktwagen gesperrt. Um auf den Markt zu gelangen, mußten wir zwischen den Rädern und den Beinen der Pferde fast hindurchkriechen. Ich entdeckte hier eine neue Beschäftigung für Frauen, die des Aufpassens auf die Wagen. Wir sahen ein Mädchen, das ungefähr ein Dutzend solcher Marktwagen unter ihrer Obhut hatte. Sie war eine stattliche Person mit frechem Gesicht und desgleichen Zunge. Meg wurde sie genannt. Sie kannte jeden der Wagenbesitzer und jedes Pferd beim Namen. Sie erzählte uns, daß sie für jeden Wagen, den sie zu beaufsichtigen hatte, zwei Pence bekäme. Ich will diesen Beruf jedoch nicht ohne weiteres empfehlen, denn es bedarf dazu einer ziemlichen Übung. Man muß sich schon darauf gefaßt machen, unter Umständen mit den Dieben in ein Handgemenge zu geraten.

Trotzdem wir so zeitig bei dem Erbsenschuppen anlangten, fanden wir schon eine ganze Anzahl unglücklicher Wesen vor, die mit unglaublicher Eile beim Erbsenauspahlen beschäftigt waren. Es werden nur Frauen zu dieser Arbeit angestellt. Sie sitzen auf umgestülpten Körben oder kleinen Stühlen unter dem Schuppen. An dem einen Ende stand ein Mann und gab jeder Frau eine Schürze oder einen Rock voll Erbsen. Sie pahlten sie in eine flache, zinnerne Schüssel und brachten diese, wenn sie gefüllt war, zum Abmessen zurück. Der Mann schüttete die Erbsen in ein Zinnmaß und gab den Frauen für jedes gefüllte Maß eine Blechmarke. Diese Marken wurden

später gegen Geld eingewechselt. Ich war so todmüde, daß ich nicht mehr als zwei Pence verdiente. Dann kam C. und holte mich ab. Ich hatte in dieser Nacht ertragen, was ich ertragen konnte.

Ein zweiter Versuch, den ich mit Erbsenpahlen machte, war erfolgreicher. Da ging ich in eine Fabrik, wo Gemüse und Früchte für den Tischgebrauch eingemacht wurden. Ich verdiente täglich vier bis sechs Pence und brachte es richtig fertig, meine Ausgaben meinen Einnahmen anzupassen.

Morgens gab ich einen halben Penny für einen Becher Kakao aus und einen zweiten halben Penny für ein großes Stück Korinthenbrot. Mein Mittagessen bestand aus zwei Bananen, für die ich einen Penny zahlte. Mir blieben also zwei Pence, für die ich in einer Herberge der Heilsarmee ein Unterkommen fand. Aber ein Abendbrot konnte ich mir nur kaufen, wenn sich mir Gelegenheit bot, einen oder zwei Penny extra zu verdienen.

Für mich war das keine lebenslängliche Tragödie, aber es gibt in London Tausende von Menschen, für die dieser Zustand halben Verhungerns ein dauernder ist. Wie vermöchte wohl jemand, der immer satt ist und schön und behaglich wohnt, ermessen, was für Leiden die auszustehen haben, die immer hungrig sind.

Dennoch ist der Hunger noch nicht das schlimmste Übel, das diese armen Geschöpfe zu ertragen haben. Eine obdachlose Frau von ordentlicher Herkunft leidet am meisten unter der Unmöglichkeit, sich sauber zu halten. Ich habe solche unglückliche Frauen heimlich im Teich irgend eines Parkes oder in den Springbrunnen am Trafalgar Square ihr schmutziges Zeug auswaschen sehen. Es ist das jedoch streng verboten, und sie schweben dabei fortwährend in der Gefahr, von der Polizei ertappt zu werden. Für viele ist diese Empfindung des Schmutzigseins völlig unerträglich. Eine

Frau sagte mir einmal, ihr schmutziger Zustand wäre ihr schrecklicher, als hungrig zu sein. Sie sagte, wenn es sich nicht bald ändere, würde sie sich in die Themse stürzen. „Dann wird meine Seele und mein Körper rein gewaschen werden," fügte sie verzweiflungsvoll hinzu.

Die Herbergen der Heilsarmee sind ganz ausgezeichnet, aber man muß dort zwei bis vier Pence zahlen, und außerdem sind sie so überfüllt, daß es für Frauen nicht immer möglich ist, unterzukommen.

Wer meint, es sei nur Spaß, arm und obdachlos zu sein, der möge nur einmal eine einzige Nacht auf der Straße zubringen. Nach den ersten zwei Stunden wird es mit dem Humor dieser Lage vorüber sein.

Durch das reiche London geht ein Notschrei nach anständigen Herbergen für obdachlose Frauen. Auf einer meiner traurigen Wanderungen durch das nächtliche London habe ich dreiunddreißig obdachlose Frauen gezählt, die aus ordentlichen Verhältnissen zu stammen schienen. Mit zwanzig habe ich gesprochen, und elf von ihnen haben mir angeboten, ihren Kaffee oder ihr Brot mit ihnen zu teilen oder haben versucht, mir einen Penny zuzustecken. Da habe ich viel geweint, und jene armen Kinder des Leids glaubten, daß meine Sorgen größer seien als die ihrigen. Inmitten all der hunderttausend Wohnungen sind sie heimatlos.

Vor einem der Asyle für Obdachlose erlebte ich einmal eine Szene, die mich tief ergriff. Wir hatten längere Zeit vor dem Asyl gewartet, um die Leute herauskommen zu sehen. Aus der Abteilung der Männer trat ein ordentlich gekleideter Mensch, dem der Hunger aus den Augen sah. Er war ein Handwerker aus Chatham, der mit seiner Frau nach London gekommen war, um sich Arbeit zu suchen. Die beiden hatten schließlich in einem der Asyle Unter-

kunft suchen müssen, und er wartete nun auf seine Frau. Wir gaben ihm einen halben Schilling und er sagte: „Vergelt's Gott! Ich will meiner Frau etwas dafür zu essen kaufen; sie ist die beste Seele, die man sich denken kann." Als auf der Seite der Frauen das Tor geöffnet wurde, ging er hinüber, um seine Frau zu erwarten. Sie kam nicht, und ihm wurde gesagt, daß sie am Tage zuvor entlassen worden sei. Der arme Mann griff sich an den Kopf: „Um Gottes willen, so allein hier in London kommt sie um!" und wurde ohnmächtig vor Erregung.

Ich konnte diesen trostlosen Anblick nicht ertragen und ging weiter. Bald darauf fand ich in der Nähe des Opernhauses in Drury Lane mehrere kleine Kinder, die in einer leeren Packkiste hockten. Um ihren Hunger zu stillen, aßen sie grüne Stachelbeeren, die sie unter den Wagen in Covent Garden aufgelesen hatten. Unreife Stachelbeeren Nahrung für die heranwachsenden Söhne unsres Vaterlandes!

Da wundert man sich noch darüber, daß im Jahre 1903 2452 Kinder unter zwölf Jahren und 9004 Kinder von zwölf bis sechzehn Jahren bei strafwürdigen Vergehen betroffen worden sind! Es berührt merkwürdig, daß der Staat teure Unterhaltungskosten für Arbeitshäuser und Gefängnisse aufwendet, wo ihm Vorbeugungsmaßregeln, die so viel wirksamer sind, viel billiger zu stehen kommen würden.

Angesichts der furchtbaren Zustände in unsern Großstädten wirkt es geradezu komisch, wenn Leute sich um die „Seelen der armen Heiden" sorgen, die, soweit ich nach meiner eigenen Erfahrung urteilen darf, beträchtlich besser daran sind als unsere Mitmenschen hierzulande. Als ich einmal in einer Versammlung über die furchtbaren Sünden des Heidentums reden hörte, mußte ich an das denken, was ich in den Straßen Londons gesehen und gehört hatte.

Es erschien mir merkwürdig, daß die Seelen jener Menschen, die durch Zehntausende von Meilen von uns getrennt waren, diesen Leuten mehr am Herzen lagen als diese armen Geschöpfe in den Straßen Londons. Was geht uns mehr an: wenn eine Hinduwitwe schlecht behandelt wird, oder wenn ein englisches Mädchen obdachlos, hungernd und frierend in den Straßen Londons umherirrt?

Man soll nicht sagen, sie brauchen ja nicht zu hungern, wenn sie nicht wollen. Niemand, der selbst gehungert oder gefroren hat, wird solch ein Narr sein, zu glauben, daß sich jemand ohne Grund solchen Qualen aussetzt.

Ich vermag keine utopischen Pläne in Vorschlag zu bringen. Aber diese obdachlosen Frauen liegen mir am Herzen, und ich glaube, daß es möglich wäre, ihnen ohne allzugroße Unkosten ein Obdach zu schaffen. In diesen Herbergen müßten sich gleichzeitig Waschhallen befinden, wo die Frauen ihre Kleidung auswaschen könnten. Betten brauchten sie nicht zu enthalten, nur bequeme Sitze. Auch müßte man hier billiges Essen erhalten können. Die Frauen könnten dann in warmer, sauberer Umgebung ausruhen. Derartige Herbergen würden ein wahrer Segen für die armen, gehetzten Kinder der Nacht sein.

25.

Von der Heilsarmee

An der Besserung dieser Zustände arbeitet die Heilsarmee bereits nach Kräften und sucht die unglücklichen Opfer des Schicksals, die jetzt dem Staate zur Last fallen, zu retten und zu behüten.

Meine Erfahrungen in den Herbergen der Heilsarmee und die Hilfe, die ich den Notleidenden durch Heilsarmeesoldaten zuteil werden sah, weckten den Wunsch in mir, mich selbst davon zu überzeugen, welchen Einfluß die Heilsarmee in den berüchtigtsten Stadtteilen auszuüben vermag. Jetzt weiß ich, daß, wenn wir sicher in unsern bequemen Betten liegen dürfen, und wenn elende Geschöpfe nicht durch die Verzweiflung zu Aufruhr und Mord getrieben werden, es zum Teil jenen geduldigen und liebevollen Dienern Gottes zu verdanken ist, die, der sorglosen Welt unbekannt, ihr Leben der Sorge um jene gefürchteten Menschen widmen. Glaubt mir, es sind nicht nur das Gesetz und die Polizei, die die furchtbaren Verbrechen verhüten; es ist auch die göttliche Arbeit und Liebe all jener Männer und Frauen, die unausgesetzt für die Menschheit dulden und arbeiten.

Ich glaube, das von solch einem blauen Schutenhut der Heilsarmee umrahmte liebe Gesicht war es, das mich für die Arbeit gewann, der diese Gesellschaft ihr Dasein gewidmet hat. Sie, d. h. Hauptmann Molly, stand an einer Stelle, wo der rauschende Strom des Londoner Verkehrs es fast unmöglich machte, über die Straße zu gelangen. Wir warteten zusammen auf einer kleinen Insel und hielten uns an einem Laternenpfahl fest, um nicht im Gedränge umgestoßen zu werden. Sie blickte auf, und über ihr von Sommersprossen bedecktes Gesicht huschte ein Lächeln. Sie hatte mein Herz sofort erobert. Wir kamen ins Gespräch und ich hatte meine Freude an ihrem frischen, gesunden Aussehen.

Während wir auf dem Verdeck eines Omnibusses dahinrollten, erzählte sie mir, daß sie zum „Wechseldienst" aufs Land geschickt worden sei, während eine andre Schwester drei Wochen lang für sie auf „Außenposten" gewesen sei. Sie hätte ihre Ferien sehr ge-

nossen, wenn man, da sie die ganze Zeit über zu arbeiten hatte, überhaupt von Ferien reden wollte. Aber es sei doch eine Abwechselung für sie gewesen, ins Freie zu kommen, und der Anblick von grünen Bäumen und Wiesen hätte sie so erquickt, daß sie nun frisch wie eine Landblume in die Großstadt zurückgekehrt sei. Sie lachte fröhlich, als ich sie unschuldig nach der Bedeutung von Worten wie „Außenposten", „Spelunkenschwester" und andern mir völlig fremden Ausdrücken fragte. „Ich will Ihnen etwas sagen, Schwester," meinte sie, „das beste wird sein, ich nehme Sie mit nach Hause; da werden Sie dann schon sehen, was das alles heißt." Ich hatte an jenem Tage keine Zeit, sie zu begleiten, aber bevor wir Liverpool Street erreichten, hatte sie mir ihre Adresse gegeben, und ich hatte ihr versprochen, sie einmal an einem Ort zu besuchen, der nicht weit von ihrer Arbeitstätte entfernt lag. „Bislang haben wir eigentlich noch nichts in dem schlimmsten Viertel zu tun gehabt," sagte sie mir, „aber Leutnant Francis und ich haben uns vorgenommen, dorthin zu gehen."

Als einige Monate nach dieser Begegnung mein Herz förmlich wund war von der Berührung mit Armut und Elend, als ich nicht nur mehr den brennenden Wunsch hegte, „das Herz der Dinge zu ergründen," sondern auch den Weg kennen zu lernen, der die unglücklichen Wesen, zwischen denen ich gelebt hatte, aus diesem Sumpf von Elend und Verbrechen herausführen möchte, da gedachte ich in meiner Verzweiflung an Hauptmann Molly. Ich schrieb an sie, an ihr Versprechen erinnernd, mir „das Licht an düsteren Stätten" zu zeigen. Ein paar Tage darauf bat sie mich, sie dann und dann im Haus Nr..... zu treffen.

„Es freut mich, Sie wiederzusehen; ich glaubte, Sie hätten es vergessen," sagte sie. „Aber machen Sie sich auch klar, was Sie tun wollen, mein liebes

Fräulein? Die Gegend, wo ich wohne, ist nicht gerade angenehm für Fremde."

„Ich fürchte mich nicht," entgegnete ich; „wenn Sie dort leben, werde ich doch zum Besuch hinkommen können."

„Das ist doch nicht dasselbe," meinte sie; „Sie müssen nicht vergessen, daß mich meine Uniform schützt."

„Wenn ich mit Ihnen gehe, möchte ich, wenn Sie erlauben, auch Uniform tragen."

Sie sah unschlüssig aus. „Setzen Sie sich," bat sie, „wir wollen noch darüber reden."

Wir befanden uns in einem kahlen, kleinen Zimmer. An der geweißten Wand hing ein Bild des Heilands, wie er im Garten von Getsemane betet. Er hielt das Gesicht gen Himmel gerichtet und in seinen Augen lag ein so sehnsuchtsvoller Blick, daß sich einem das Herz erbarmte ob dieser Liebe, die so für die Verworfenen und Notleidenden dulden konnte.

Kapitän Molly merkte, daß ich das Bild betrachtete. „Können Sie es verstehen?" fragte sie.

„Ich glaube," entgegnete ich leise. „Ist es nicht unsagbar traurig, daß so viele menschliche Wesen umkommen müssen?"

Sie legte ihre Hand auf meine Schulter: „Wenn Sie so empfinden können, so kommen Sie mit."

26.

Die schlimmste Straße in London

„Ich weiß nicht," sagte Kapitän Molly, als wir uns ein paar Tage darauf in der düsteren Kleidung der Heilsarmeesoldaten nach ihrem „Posten" begaben, „ob es wirklich die schlimmste Straße in London ist;

aber hier in der Gegend wird sie von den Leuten und der Polizei so genannt, und ich glaube nicht, daß es eine schlimmere gibt."

Wir bahnten uns unsern Weg durch eine enge Straße, zu deren beiden Seiten Stände und Karren von allerhand Händlern aufgestellt waren. Ich bemerkte wiederholt, daß die Leute uns Platz machten, und Kapitän Molly dankte für jede Aufmerksamkeit mit einem freundlichen Wort oder mit einem Lächeln. Endlich gelangten wir auf einen düsteren Hof, der ein richtiger Seuchenherd zu sein schien. Er hieß „der grüne Laubengang" und war — wie ich später erfuhr — der Schlupfwinkel von Dieben und sonstigem Gesindel. Du meine Güte, was für ein Platz!

„Warum in aller Welt wird er der grüne Laubengang genannt?" fragte ich meine Begleiterin.

Sie lächelte traurig.

„Wer ihn so genannt hat, hatte wohl seinen Spaß an der Ironie, daß der Name gerade das Gegenteil von dem ausdrückt, was er ist. Oder vielleicht hat es einmal eine Zeit gegeben, wo es auch hier grün und schön war," fügte sie traurig hinzu.

Bei jenem Namen denkt man unwillkürlich an Blumen und Vogelsang. Es ist eine Gruppe düsterer, baufälliger, schmutziger Häuser, wo die Sterblichkeit viermal so groß ist, als in irgend einer Straße der Nachbarschaft. Ein elender Winkel, von allen gemieden mit Ausnahme der Tiefgesunkensten; eine Brutstätte des Verbrechens, von Polizisten nur selten und immer nur paarweise betreten. Die Sanitätsbehörden kümmern sich nur dann um den „grünen Laubengang", wenn ihre Krankenträger dort einen fortholen, der ein Opfer einer der vielen Seuchen geworden ist, die hier ihre Brutstätte haben.

Aus naheliegenden Gründen mag ich die genaue Lage dieses fürchterlichen Ortes nur flüchtig andeuten.

Er befindet sich im Osten von London und ist nur durch einen Zugang von einer bekannten Straße aus erreichbar. —

An einem lauwarmen Herbstabend betrat ich zum erstenmal diesen Hof. Es war, als käme man in einen Ofen hinein. Die Sonne hatte den ganzen Tag auf die Häuser gebrannt, und der Aufenthalt in den kleinen kaum zu lüftenden Zimmern mochte unerträglich geworden sein. Die Hitze hatte fast sämtliche Bewohner dieser Spelunken zum Hause hinausgetrieben. Wer nicht in der Schenkwirtschaft saß, die links vom Eingang des Hofes lag, hockte auf den Stufen vor der Haustür. Kein Wunder, daß dieser Platz von den gemeinsten Reden widerhallte. Zankende, schmutzige, halbnackte Kinder krabbelten auf dem Hof umher oder saßen auf den harten Steinen; überall wimmelte es von lebenden Wesen, so daß ich mich fragte, wie ich über den Hof gelangen sollte, ohne auf jemand zu treten.

„Wohnen Sie wirklich hier?" fragte ich Hauptmann Molly.

„Gewiß," sagte sie.

Ich folgte ihr über eine ausgetretene Treppe in das dritte Stockwerk eines der Häuser. Als wir auf dem kleinen Korridor Halt machten, fiel es mir auf, daß dieser der einzige saubere Fleck war, den ich seit meinem Eintritt in den Hof gesehen hatte. Hauptmann Molly zog ihren Schlüssel aus der Tasche und schloß die Tür zu ihrer „Station" auf.

Sie bewohnte zwei ineinandergehende Räume. An der grün gestrichenen Wand hingen hübsche Kupferstiche in roten Rahmen.

„Meine Schwester, Frau — —, hat sie mir geschenkt," sagte Hauptmann Molly. Sie nannte einen in der Londoner Gesellschaft wohlbekannten Namen.

Auf dem braungestrichenen Fußboden lag statt des

Teppichs nur eine kleine Matte; die Stühle waren passend zur Wand grün gestrichen, der Tisch braun wie der Fußboden. Vor dem Fenster hing ein Käfig mit einer Amsel; auf dem Fensterbrett stand ein großer grüner Kübel mit eingepflanztem Farn. Das kleine Schlafzimmer war dunkelblau gestrichen und enthielt außer einer schmalen Bettstelle und einem kleinen Koffer nur wenige Möbel. Neben einem hohen Stuhl mit einem Sitz von Binsengeflecht lag ein Teppichstreifen. Auf einem kleinen Tisch lagen ein paar Bücher, und an der Wand hing ein sechs Zoll hoher Spiegel. „Gerade groß genug, um darin zu sehen, ob der Helm gerade sitzt," sagte Hauptmann Molly lachend.

„Ich zahle sechs Schilling Miete die Woche," erzählte sie mir, „und ich habe bessere Zimmer als irgend jemand von meinen Nachbarn."

Die erste Nacht, die ich hier verbrachte, werde ich niemals vergessen. Wir besuchten an dem Abend eine Versammlung und kamen sehr müde nach Hause; es herrschte aber solch ein Höllenlärm die ganze Nacht hindurch, daß wir nicht zur Ruhe kamen. Das allgemeine Stimmengewirr wurde hier und da von fürchterlichen Flüchen, von dem Gezeter der Weiber und dem Schreien geängstigter Kinder übertönt. Etwa um drei Uhr wurde an unsre Tür gepocht. Hauptmann Molly stand auf und sah nach, wer da war. Draußen stand ein wüst aussehender Mann. Er forderte uns auf, sofort mit ihm zu einer Sterbenden zu kommen. Auf den Stufen, die zu einem der Häuser hinaufführten, lag ein bös zugerichtetes Mädchen und rang nach Luft. Auf Hauptmann Mollys Befehl trug der Mann sie in unsre Wohnung hinauf. Wir breiteten eine Decke auf dem Fußboden aus und wuschen der Verletzten das Gesicht mit kaltem Wasser. Es war völlig zerschlagen und entstellt. Sie öffnete noch einmal den

Mund und stieß mühsam die Worte hervor: „Retten Sie Tom ... er is nich schlecht." Der Mann hörte es und beugte sich über sie. Das Mädchen war tot.

Ihrer letzten Worte blieb Tom eingedenk. Er ließ sich von dem Hauptmann retten und wurde später ein wertvoller Führer und Helfer für Molly.

Eine der ersten Personen, die ich im Hause kennen lernte, war eine Frau, die mit verschiedenen andern Leuten und einer ganzen Schar von Kindern in dem Zimmer neben uns wohnte. Ich war eines Nachts über sie gestolpert, als sie auf den Stufen vor unsrer Tür ihren Rausch ausschlief. Ich glaubte zuerst, sie sei krank und holte ein Licht, um nachzusehen, ob ich ihr helfen könne. Aber ich merkte bald, daß sie besinnungslos betrunken und gefallen war. Dabei hatte sie sich die Stirn entzwei geschlagen und lag in einer Blutlache. Ich zerriß eins unsrer Handtücher, machte eine Bandage davon, wusch die Wunde aus und verband sie. Dann holte ich Hilfe herbei und schaffte die Frau in ihr Zimmer. Durch diesen einfachen Liebesdienst entwickelte sich eine Bekanntschaft zwischen uns, der ich viele von den Kenntnissen verdanke, die ich hier sammelte. Vieles von dem, was sie mir über das Leben der Nachbarn erzählte, läßt sich überhaupt nicht wiedergeben. Ich hörte, daß die meisten Männer aus diesem Hause Diebe seien. Fast alle hatten sie zeitweilig im Gefängnis gesessen; mehrere hatten wegen schweren Raubes langjährige Zuchthausstrafen verbüßt.

Man mußte sich nur wundern, daß die Behörden solch eine Brutstätte des Verbrechens dulden. Daß sie um ihr Vorhandensein wissen, dafür zeugen die gelegentlichen Besuche der Polizei, die es für das beste hält, daß sich das Gesindel in einer Kolonie ansammelt, die sie unter Augen hat. Hin und wieder erschienen

mitten in der Nacht mehrere Polizeibeamte, um nach einigen bekannten Verbrechern zu suchen.

Auf dem Hofe schien kein einziger Mensch zu sein, der auf ehrliche Weise seinen Lebensunterhalt verdiente. Junge Burschen zogen morgens truppweise davon, Wölfen gleich, die auf Beute gehen. Männer gingen aufs Land, „um Geschäfte zu machen", worunter jedoch kein ehrlicher Erwerb zu verstehen war, sondern irgend ein langerhand vorbereitetes Verbrechen, das unter der Führung eines der „Häupter", wie die Meister unter den Dieben genannt wurden, verübt werden sollte. Jung und alt, schwache und starke nahmen am Verbrechen teil. Die kleinsten Kinder schlichen sich in Läden ein und stahlen die Kassen, eine besondere Art des Diebstahls, von der die kleinen Ladenbesitzer in der Nachbarschaft schwer betroffen wurden. Junge Burschen und Mädchen machten die dunklen Gassen unsicher auf der Suche nach betrunkenen Männern oder Frauen, die sie ausraubten, während die Graubärte kühnere oder auch feigere Verbrechen planten.

Hier kam ich zum erstenmal mit Menschen in Berührung, die — wenigstens wenn sie unter sich waren — offen zugaben, daß sie Diebe und Verbrecher seien. Die verbrecherischsten Pläne wurden so ruhig und offen besprochen, wie anständige Leute von ihren täglichen Geschäften reden. Es erforderte, wie man sich denken kann, ziemlich viel Geduld, um das Vertrauen dieser Leute zu gewinnen. Hauptmann Mollys Freundschaft für mich bürgte für meine Zuverlässigkeit. Außerdem gewann ich mir durch einfache kleine Liebesdienste, wie Hilfe bei Unfällen, Ratschläge in Krankheitsfällen das Vertrauen dieser Menschen.

Ein gewisser Ehrbegriff ist selbst bei Dieben noch vorhanden. So tiefgesunken diese Leute sind, gibt es für sie doch noch ein Wesen, das noch gemeiner ist

als sie: das ist der von der Polizei bezahlte Spion, oft selbst ein Dieb, der mit und von seinen Spießgesellen lebt, um sie hinterher zu verraten. Diese Polizeispitzel sind zwar nicht amtlich anerkannt, werden aber bei der Entdeckung von Verbrechen und Verbrechern als wichtige Helfer betrachtet und gelten vom Gesichtspunkt des Gesetzes und der öffentlichen Ordnung für nützlich.

Während meines Aufenthaltes im grünen Laubengang empfand ich, daß, so gemein und grausam wie diese Leute auch sind, doch noch in den meisten von ihnen ein Funken von Menschlichkeit schlummert, und ich kann nicht glauben, daß sie völlig verloren sein sollten. Wenn man einen Weg fände, sich ihnen in freundlicher Weise zu nähern, so glaube ich, daß zum mindesten die Kinder zu retten und zu einer ordentlichen Lebensführung zu erziehen wären. Durch die Heilsarmeesoldaten, die Schwestern auf ihrem „Außenposten" wird manches junge Leben vom Pfade des Verbrechens abgebracht. Aber es genügt nicht, daß hier und da eine Heilsarmeeschwester mit der Fackel der Zivilisation und Christlichkeit in diese Finsternis hineinleuchtet. Die ganze Gesellschaft sollte sich zu ihrem eigenen Schutz zusammentun und auf bessere Wohnungsverhältnisse und auf Gesundheitsgesetze dringen und sollte kräftige Männer gegen auskömmlichen Lohn zur Arbeit zwingen. Außerdem: Rat in Zeiten der Not, ärztliche Hilfe, organisierte Armenpflege, zwangsweise Durchführung der Gesundheitsgesetze! —

Hauptmann Molly pflegte sich häufig in der Dämmerung am Ende des Hofes vor der Schenkwirtschaft aufzustellen und mit gen Himmel gewandtem Gesicht heilige Lieder zu singen, die die verpestete Luft zu reinigen schienen. Einmal kam ein Mädchen vorüber und warf, einem rohen Instinkt folgend, mit einer verfaulten Apfelsine nach der Heilsarmeeschwester.

Hauptmann Molly wandte sich um und sagte nur: „Armes Kind!" Das Mädchen schrie: „Gott verdamm' Sie!" und lief die Straße hinunter. Hauptmann Molly führte die Andacht unbeirrt zu Ende und redete wundervolle Worte zu der halb entmenschten Menge, die sie umgab.

Gegen Mitternacht wurde an unsre Tür geklopft. Hauptmann Molly öffnete und brachte jenes Mädchen mit herein, das sie mit der Apfelsine geworfen hatte. Das Mädchen zitterte und weinte; ihre Kleidung wies Blutspuren auf. Es dauerte eine Weile, bis wir aus ihr herausbrachten, was ihr fehlte. Ihr „Schatz" hatte sie öffentlich geprügelt, weil sie mit ihren Taschendiebstählen auf dem Bahnhof keinen Erfolg gehabt hatte, und die Polizei hatte ihn verhaftet und abgeführt. Dabei habe er einem der Polizisten eine Kopfverletzung beigebracht und werde nun vermutlich eine schwere Freiheitsstrafe verbüßen müssen. Die „rote Meg", wie das Mädchen genannt wurde, war in großer Trauer um ihn. In ihrer Verzweiflung kam sie zu Hauptmann Molly.

Diese half auch. Das letzte, was ich von der „roten Meg" gehört habe, ist, daß sie in einem Schuhwarengeschäft auf dem Lande als Verkäuferin angestellt war und von ihrem Prinzipal als tüchtige Kraft geschätzt wurde. Sie wartete und betete, „daß ihr Schatz sich bekehren möge", und teilte ihre Ersparnisse zwischen der Gefängnismission der Heilsarmee und dem kleinen Betrag, den sie zur Gründung eines Hausstandes ansammelte, wenn ihr „Schatz" wieder freikommen würde. Hauptmann Molly wird dafür sorgen, daß er aus dem Zuchthaus abgeholt und ihm zum Wiederbeginn eines neuen Lebens geholfen wird, falls er gewillt ist, sich zu bessern. —

So wirken in vielen unsrer geräuschvollen Großstädte die „Spelunkenschwestern" mitten in den ver-

rufensten Gegenden. Wir anderen Menschen werden niemals viel von ihrem segensreichen Wirken erfahren, aber in Gottes Lebensbuch sollten ihre Namen mit goldenen Lettern eingetragen sein, denn sie haben seinem Königreiche manche Seele zugeführt.

27.

Leihhäuser

Eine meiner Freundinnen, die mich viel in London umherführte, hatte mich oft damit geneckt, daß ich nie an so einem Pfandleihgeschäft vorüber zu bekommen sei. Tatsächlich besaßen die Schaufenster dieser Läden mit ihrer mannigfaltigen Auslage eine große Anziehungskraft für mich. Ich wußte anfänglich gar nicht, daß es Leihgeschäfte waren. Aber da ich eine Vorliebe für altertümliche Sachen habe, auch mit dem Erwerb wertvoller alter Kupferstiche, Bücher und alten Porzellans wiederholt Glück gehabt hatte, blieb ich häufig vor diesen Läden stehen.

Erst nachdem ich in enge Beziehungen zu den Armen getreten war, lernte ich diese Art von Geschäftsbetrieb richtig kennen. Das, von dem ich jetzt reden will, liegt in der Hollyhedge Street. Wie alle diese Geschäfte, besteht es aus zwei Abteilungen. In der ersten werden die Gegenstände, die im Schaufenster ausliegen, verkauft, während die zweite für das eigentliche Leihgeschäft bestimmt ist. Auf diese zweite Abteilung will ich hier näher eingehen.

Um die Dinge aus eigener Anschauung kennen lernen zu können, fragte ich meine Wirtin, ob sie nicht jemand wüßte, der mich in das Leihgeschäft mitnehmen würde.

„Aber gewiß," entgegnete sie, „da brauchen Sie sich nur an Frau Collings aus Nr. 9 zu wenden."

„Und warum gerade an die?" fragte ich.

„Nun, weil das die Agentin ist," lautete die Antwort.

„Agentin? Inwiefern Agentin?" fragte ich erstaunt.

„Sie übernimmt es, für Leute, die sich scheuen, selber zu gehen, Sachen zu versetzen und sieht zu, daß sie einen möglichst hohen Preis für sie herausschlägt."

„Wenden sich denn die Leute hierherum viel an sie?" fragte ich.

„O ja. Sehen Sie, sie bekommt die Sachen besser bezahlt, weil sie den Pfandleiher genau kennt, und dann erspart es einem ja viel Mühe."

„Und wie wird Frau Collings dafür bezahlt?"

„Sie bekommt Provisionen."

Ich wurde also mit der Agentin bekannt. Sie war eine unordentlich aussehende Frau in mittleren Jahren, die, wie ich befürchte, den größten Teil ihrer Provisionen für Schnaps verausgabte. Sie kannte die Verhältnisse von jedermann in der Straße und schien bei allen Ereignissen von der Wiege bis zum Grabe ihre Hand im Spiele zu haben. Ihr größtes Entzücken waren Hochzeiten. Sie bewohnte das schlechtgehaltenste Haus in der ganzen Straße und vermietete Zimmer an einzelne Männer, von denen die meisten Maurer waren.

„Na, meine Beste, was kann ich für Sie tun?" fragte sie mich, als meine Wirtin sie zu mir brachte.

Ich erklärte ihr, daß ich verschiedenes von meinen Sachen versetzen wolle und sie bäte, mich mit in das Leihgeschäft zu nehmen.

„Aber natürlich gern, meine Beste, ich werde mein möglichstes für Sie tun. Ich bin gerade auf dem Wege dorthin mit einem kleinen Bündel von Frau Watkins aus Nr. 17."

Ich schloß mich ihr an. Unterwegs kamen wir an einer Schenkwirtschaft vorüber, und die Frau schlug vor, wir sollten hineingehen und einen Tropfen zur Stärkung nehmen. Sie war ganz beleidigt, als ich diese Aufforderung ablehnte.

„Kommen Sie," sagte sie verdrießlich und führte mich nun, ohne ein Wort weiter zu sprechen, zu dem Leihgeschäft. Sie trat nicht durch die Ladentür ein, sondern durch einen Seiteneingang, wo eine Tür offen stand, die auf einen dunklen Gang führte. Auf diesen Gang mündeten verschiedene andre Türen.

Meine Begleiterin öffnete einige, aber jedes Zimmer war so überfüllt von Frauen und Mädchen, daß niemand mehr hinein konnte. Schließlich entdeckte sie am Ende des Ganges einen Raum, in dem erst drei Personen standen. Hier schlüpfte sie hinein, und ich folgte ihr.

Im Hintergrunde befand sich, wie in jedem dieser Räume, ein hoher Ladentisch, hinter welchem drei oder vier junge Leute und Knaben beschäftigt waren, Pakete und Bündel zu öffnen, die Kleider, Schuhzeug und Leinen enthielten. Dabei unterhielten sie sich ganz vertraulich mit den wartenden Frauen. In dem Zimmer herrschte ein muffiger Geruch von altem Leinenzeug, und die Frauen, welche die Sachen brachten, strömten einen ähnlich moderigen Geruch aus. Viele von ihnen schienen mit den jungen Leuten hinter dem Ladentisch gut bekannt zu sein, und unterhielten ein unaufhörliches Kreuzfeuer von Neckereien mit ihnen.

„Na, Frau Collings, womit kommen Sie da an?" fragte einer der jungen Männer, während er meiner Begleiterin ihr Bündel abnahm und das darin enthaltene Leinenzeug auf dem Ladentisch ausbreitete.

„Zwei und 'n halben Schilling krieg' ich doch dafür, mein Junge?"

„Nicht zu machen, mein Engel," erwiderte der junge Mann, indem er das Bündel wieder zusammenknüpfte. „Schreib' zwei Schilling, Herbert," sagte er zu dem Knaben, der eifrig beschäftigt war, die Pfandscheine auszuschreiben.

„Nein, Charley, zwei und 'n halben; gib zwei und 'n halben dafür, dann darfst du auch Sonntag zum Tee kommen."

„Zwei Schilling geb' ich, mein Engel, und dann komm' ich Sonntag zum Mittagessen."

Der junge Mann wandte sich einer andern Frau zu. Frau Collings nahm das Geld und den Pfandschein, den der Junge ihr gab, in Empfang, und wir verließen das Pfandlokal, da ich ihr zugeflüstert hatte, ich hätte noch eine halbe Krone gefunden und wolle deshalb noch mit dem Versetzen von meinen Sachen warten. —

Das Leihgeschäft spielt eine wichtige Rolle im Leben der Armen. Es ist ihre Bank. An jedem Montag morgen sind diese Geschäfte von Frauen überfüllt, die das Sonntagzeug ihrer Männer und Kinder versetzen, um es dann am Sonnabend wieder einzulösen.

Obwohl das Gesetz dem Pfandleiher verbietet, mehr als zwölfeinhalb Prozent jährlich für die vorgestreckten Darlehen zu nehmen, weiß er sich doch zu helfen, indem er alles mögliche extra berechnet, beispielsweise einen halben Penny für den Pfandschein, einen Penny für das Schubfach, worin die Sachen aufbewahrt werden oder für den Vorzug, daß das Zeug aufgehängt wird usw. So bekommt er einen Profit von einigen hundert Prozent jährlich heraus. —

28.

Leben als Straßenhändlerin

Der Straßenhandel gehört zu den typischen Erscheinungen der Großstadt. Auch er hat seine Geheimnisse. Man glaubt, daß manche dieser Händler sehr gute Geschäfte machen. In der Tat erzählten mir einige dieser Leute einmal eine wunderbare Geschichte von einem ihrer Kollegen, der an einem unvergeßlichen Tage mit dem Verkauf eines Artikels, der unter dem Namen „fünfzehn Rätsel" ging, drei Pfund verdient hatte. Ein andrer Mann verdiente mit dem Verkauf eines mechanischen Spielzeugs drei Wochen lang ein Pfund täglich.

Von diesen Hausierern erfuhr ich auch ein andres Geheimnis der Straßenhändler, nämlich, daß ein Stand in der Nähe der Börse für den Verkauf von mechanischem Spielzeug als besonders günstig gilt. „Die Herren nehmen es ihren Krabben mit nach Hause," sagte der Mann, der, während wir ihn freihielten, uns seine Weisheit zum besten gab.

Durch eine Frau, die ich eines Abends auf der Treppe bei Waterloo Bridge kennen lernte, erfuhr ich aber von der andern Seite dieses Berufes. Sie hatte den ganzen Tag über nichts verdient. Es regnete, und sie hatte kein Geld, um sich Essen zu kaufen und eine Unterkunft für die Nacht zu suchen. Herr C., der Freund, der mich meist auf meinen Wanderungen durch London begleitete, war auch an jenem Abend bei mir. Ich sagte der Frau, daß er mir Geld geben würde, wenn wir irgendwo als Straßenhändler ankommen könnten, und daß ich ihr von dem Gelde abgeben wolle, falls ich andern Tags mit ihr auf den Handel gehen dürfe. Sie war zu müde und niedergeschlagen, um

irgend welche Bedingungen zu ſtellen; die Ausſicht auf ein Abendeſſen und eine Zufluchtsſtätte vor dem Regen genügte ihr vollſtändig. Sie bemitleidete mich aufrichtig wegen C., den ſie wohl für einen der Tagediebe hielt, die von dem Verdienſte ihrer Frau leben.

Nachdem wir uns mit der alten Frau für den andern Tag verabredet hatten, gaben wir ihr einen Schilling und entließen ſie.

Dann ſorgte ich für ein paſſendes Koſtüm. Man glaubt es kaum, wie ſchwer es iſt, ſich der Rolle entſprechend zu kleiden, wenn man unter Leuten lebt, für derengleichen man gehalten zu werden wünſcht.

Der Rock, den ich anzog, koſtete elf Pence; der unvermeidliche ſchwarze Hut war ſchäbig und zerdrückt; ein ebenſo ſchäbiger Schulterkragen vervollſtändigte mein Koſtüm.

Als ich am nächſten Morgen mit der alten Frau zuſammentraf, begrüßte ſie mich mit den Worten:

„Sie müſſen noch einen Erlaubnisſchein haben."

„Und wo bekomme ich den?"

„Auf dem Polizeiamt des Bezirks, wo Sie wohnen."

Alſo zum Polizeiamt in Weſtend! Nachdem ich fünf Schilling gezahlt hatte, erhielt ich ein Formular zum Ausfüllen, worin ich mich über meine Perſon auszuweiſen hatte. Eine der Fragen, die mir geſtellt wurden, lautete: „Haben Sie ſchon einmal im Gefängnis geſeſſen?"

Nachdem ich im vorigen Jahre, da ich als Paſſagier erſter Klaſſe die Überfahrt nach Amerika machte, dasſelbe gefragt worden war, beginne ich mich an dieſe Frage zu gewöhnen.

Ich erhielt den Erlaubnisſchein nun ohne weitere Schwierigkeit.

Die alte Frau führte mich dann zu einem kleinen, in der Nähe des Strandes belegenen Laden, wo ich mir die Ware einkaufte, mit der ich handeln wollte.

In dieser Gegend sind zwei oder drei solcher Läden, welche die Hausierer von Westend mit Waren versehen.

„Wir woll'n uns in Fleet Street aufstellen," sagte meine Begleiterin, nachdem wir uns bei der üppigen Dame, die eine Pfeife rauchte und in ihrem kleinen Kramladen beim Strand das große Wort führte, unsre Tabletts mit Waren gefüllt hatten. Eine Stunde später hatten wir uns im Rinnstein aufgestellt.

Ich war eifrig bemüht, gleichgültige Passanten von der Schönheit und Nützlichkeit meiner Schuhbänder und Schwefelhölzer zu überzeugen. Mehrere Stunden lang trachtete ich nun schon, Käufer zu finden, aber kaum warf jemand einen flüchtigen Blick auf meine Sachen. Schließlich kaufte mir ein kleiner Junge eine Schachtel Streichhölzer ab und ein Arbeiter ein Paar Schuhbänder. Etwa eine Stunde später, nachdem ich dieses großartige Geschäft gemacht hatte, verlangte eine gutgekleidete Dame von mir, ich solle ihr zwei Paar Schuhbänder für einen Penny verkaufen. Mein Preis war ein Penny für das Paar. Sie weigerte sich, mir diese Summe zu zahlen und ging mit der Bemerkung davon, daß sie noch nie im Leben so etwas gehört hätte.

Während des ganzen langen Tages beliefen sich meine Einnahmen auf anderthalb Penny, d. h. dreiviertel Penny Reingewinn. Es begann dämmerig zu werden. Ich wurde hungrig und müde.

Meiner Begleiterin war es nicht viel besser ergangen; ihr Tagesverdienst belief sich auf vier Pence.

Auf meine Frage, wo sie nachts schlafen würde, sagte sie mir, daß sie nach Hanbury Street, Whitechapel, gehen wolle, wo die Heilsarmee eine Frauenherberge habe. Ich fragte sie, ob sie etwas dagegen habe, wenn ich mit ihr käme.

„Durchaus nicht, meine Beste," erwiderte sie. „Das Nachtlogis kostet da zwei Pence, und man findet

in ganz London für das Geld kein so ordentliches Logis."

Von Fleet Street bis nach Whitechapel ist ein weiter Weg, und ich war sehr müde, als wir dort anlangten.

Die Herberge war, wie es die Institute der Heilsarmee meistens sind, äußerlich recht unscheinbar. Bei unsrer Ankunft fanden wir eine ganze Anzahl obdachloser Frauen vor einem schmalen Eingang wartend. Die meisten waren alt. Einige trugen Bündel, alle waren zerlumpt, einzelne gingen sogar barfuß.

Bald nachdem ich mich zu ihnen gesellt hatte, wurde die Tür von einem stattlichen hübschen Mädchen in Heilsarmeeuniform geöffnet. Ohne ein Wort zu sagen, hielt sie die Hand offen, und jede der obdachlosen Frauen legte beim Überschreiten der Schwelle ihre zwei Pence hinein.

Dem Beispiele folgend, reichte auch ich dem Mädchen mein Geld und betrat eine große saubere Halle, deren Ausschmückung ein gewisses künstlerisches Bestreben verriet. Das in der Mitte der Halle brennende offene Feuer gab dem Raum einen freundlichen behaglichen Anstrich. An einem Büfett, das in der Halle aufgestellt war, kaufte ich mir einen Becher Tee und ein Stück Brot mit Fruchtmus, wofür ich einen Penny zu zahlen hatte. Ich nahm meinen Tee und mein Brot mit in einen Saal, in dem vor einem Podium Stühle mit Rücklehnen aufgestellt waren. Es waren verschiedene Beamte der Heilsarmee in diesem Raum zugegen. Ich nahm Platz und verzehrte den Tee und das Brot. Beides war ganz ausgezeichnet. Bevor ich noch mit meiner Mahlzeit fertig war, betrat eine Dame, die das wohlbekannte Blau und Rot der „Armee" trug, das Podium und begann einen Gottesdienst abzuhalten. Nachdem Choräle gesungen

und ein paar Gebete gesprochen waren, erfolgte eine ernste Ansprache.

Es fiel mir auf, wie zufrieden und heiter alle diese obdachlosen Frauen wurden, nachdem sie die Herberge betreten hatten. Sie schienen sich hier ganz heimisch zu fühlen. Aber die Mädchen waren auch freundlich und hilfreich zu ihnen.

Nachdem der Gottesdienst vorüber war, durften wir zu Bett gehen. Der Schlafsaal war offenbar in früherer Zeit einmal eine Kapelle gewesen. An der einen Seite befand sich ein Podium und an der andern eine Galerie. Auf dem Fußboden war eine Anzahl hölzerner Verschläge in ovaler Form aufgestellt, deren Seiten etwa zwölf Zoll hoch waren. In diesen Verschlägen lagen Matratzen aus amerikanischem Leder, mit Seegras gestopft. Ein zweites Leder diente als Decke. Manche von den Gästen bringen sich alte Zeitungsbündel mit, die sie als Kopfkissen oder als zweite Decke benutzen.

Es war tadellos sauber in dieser Herberge, und ich verbrachte eine gute Nacht, zumal ich sehr müde war.

Am andern Morgen ließ ich mir ein Frühstück geben, wofür ich wieder einen Penny zu zahlen hatte, und um acht Uhr wanderte ich wieder westwärts, dieses Mal allein.

Ich wählte meinen Stand neben einer Frau, die ich oft in der Nähe des Savoyhotel am Strand hatte stehen sehen. Sie hielt einen Säugling auf dem Arm, und neben ihr stand ein kleiner Junge. Sie bot den Vorübergehenden mit schmerzvollem Blick Streichhölzer an. Überhaupt ist allen diesen Straßenhändlern dasselbe bleiche, die schlechte Ernährung verratende Gesicht, die kraftlose „bittende" Hand und die erwartungsvolle Miene eigen.

Ich bemerkte, daß verschiedene Passanten ihr Geld

gaben und sie ihre Ware behalten ließen. Als ich später mit ihr in das Gespräch kam, vertraute sie mir an, daß beim Streichholzverkauf nur dann etwas zu verdienen sei, wenn man ein kleines Kind bei sich habe. Sie erzählte mir auch, daß das Kind neben ihr nicht ihr eigenes sei, sondern, daß die Mutter des Würmchens, die in einer Waschanstalt arbeitete, es ihr gegen zwei Pence Bezahlung zur Aufbewahrung für den Tag gegeben habe. Sie verdiente also auf zweifache Weise an dem Kinde. Ich fragte sie, ob ich nicht auch irgendwo ein kleines Kind auftreiben könne.

Sie teilte mir daraufhin mit, daß mit gemieteten Kindern ein förmliches Geschäft betrieben würde, und daß, wenn man ein passendes Kind bekäme, es sich sehr gut bezahlt mache. „Aber es ist auch ein Stück Arbeit, sich damit herumzuschleppen," schloß sie ihren Bericht. Sie versprach mir jedoch, sich am andern Tage nach einem Kinde umzusehen, was ich mir mieten könne.

Meine Einnahme belief sich an diesem Tage auf sechs Pence, während die Frau mit den Kindern einen Schilling und neun einnahm. Daraus ging also deutlich hervor, daß diese armen Würmer dem Publikum Mitleid einflößen und auf diese Weise den Verdienst der Händlerin erhöhen.

Die Grausamkeit, die an diesen armen kleinen Wesen verübt wird, ist ja nicht gerade so groß, daß die Gesellschaft zur Verhütung von Kinderquälerei hier einschreiten könnte; aber man vermag sich leicht vorzustellen, welchen Schaden diese Kinder an ihrer Gesundheit erleiden. Sie werden stundenlang in derselben Stellung getragen, sie werden jedem Wind und Wetter ausgesetzt und erhalten unregelmäßige und durchaus unzuträgliche Nahrung. Viele dieser armen Geschöpfe kränkeln und sterben, ohne daß ihre Mütter wissen, was ihnen fehlt.

Ich mietete mir ein Kind von einer Frau in der Nähe von Fulham Road und mußte sechs Pence Miete zahlen. Dieses Kind pflegte ganz regelmäßig ausgeliehen zu werden. Zur Entlastung der Mutter muß ich sagen, daß sie gezwungen war, den ganzen Tag auf Arbeit zu gehen und ihre Kinder sich selbst zu überlassen, und daß ihre Bitte, ich möge gut auf das Kind achten und es warm halten, sicher ernst gemeint war.

Ich hatte das Kind lange genug, um selbst zu erproben, daß so ein kleines Wurm eine schätzenswerte Errungenschaft für eine Straßenhändlerin ist. Ich nahm während der beiden ersten Stunden, die ich das Kind bei mir hatte, zwei Schilling ein. Ich konnte mich aber nicht entschließen, das kleine Ding länger auf der Straße zu lassen. Es ist ein zu grausamer Brauch. Das ganze Leben dieser Kinder von Vagabunden ist arg genug, aber auch eine Gefahr für den Staat. Wachsen doch viele dieser in Laster und Verbrechen geborenen Kinder nur heran, um eine Plage für unsre Städte zu werden.

29.

In Privat-Nachtherbergen

Ich war ganz ergriffen, als ich merkte, daß die Hausiererinnen, die ich nach und nach kennen lernte, alle kein festes Heim hatten. Später erfuhr ich, daß die Straßenhändlerinnen ganz regelmäßig irgend eins der Nachtasyle aufzusuchen pflegten, um nicht von ihrem schmalen Einkommen noch die Miete für eine Wohnung zahlen zu müssen. Ich fragte die Frau mit dem kleinen Kinde, wo sie nachts schlafen würde, und sie nannte mir eine Frauenherberge in Kensing-

ton Street. Weil mir diese Herberge zu weit entfernt schien, schlug ich ihr vor, lieber irgendwo in Westminster zu übernachten. Aber meine Gefährtin erwiderte mir, daß sie lieber die ganze Nacht hindurch wandern wolle, als in einer der Herbergen in Westminster zu übernachten.

„Weshalb?" fragte ich.

„Weil es dort nicht sicher ist," antwortete sie, „das Volk, das dort verkehrt, stiehlt einem sogar die Schuhbänder, wenn es sie kriegen kann."

„Aber die werden doch nicht jemand aus ihrem eigenen Stande bestehlen!"

„Du meine Güte, das Pack gehört überhaupt keinem Stande an."

Durch diese Schilderung neugierig gemacht, entschloß ich mich, es einmal mit so einer Herberge zu versuchen. Als die Sonne untergegangen war, verabschiedete ich mich von meiner Kollegin.

Im Schatten der ehrwürdigen Abtei liegt eine ganze Anzahl enger Gäßchen. Jahrhunderte sind verflossen, seit diese Gegend allen möglichen Halsabschneidern, Dieben und Vagabunden einen Unterschlupf gewährte. Hier lag die heilige Abtei. Die Zeiten haben sich geändert, Ziegelbauten mit Schieferdächern haben die alten Holzhäuser verdrängt, aber ihre Bewohner stehen noch in demselben schlechten Ruf.

„Betten vier Pence die Nacht." Ich las diese Inschrift auf einer Laterne, die über einem düsteren Hauseingang angebracht war. Ob ich hier das Nachtquartier finden würde, das ich suchte? Auf den Treppenstufen saßen ein paar Frauen, barhäuptig und fluchend. Eins der Weiber hielt eine zinnerne Bierkanne in der Hand, die drei andern hatten jede ein kleines Kind auf dem Schoß, arme, verhungert und verlumpt aussehende Würmer. Während ich zögerte, ob ich nähertreten sollte, sah ich, wie die Frau einem der

Säuglinge aus der Bierkanne zu trinken gab. Ich konnte mich nicht entschließen, hier einzutreten, und nachdem ich Herrn C. getroffen hatte, machten wir uns auf den Weg, eine andre Herberge aufzusuchen. Diese lag in einer engen schmutzigen Gasse. An deren einem Ende war ein Wirtshaus, in dem verdächtiges Gesindel beiderlei Geschlechts aus und ein ging. Unsere Herberge gewährte Männern und Frauen Obdach; vor ihr lungerten gleich ein paar fürchterliche Vertreterinnen des schönen Geschlechts umher. Ich habe gefunden, daß Frauen in verrohtem und verkommenem Zustande sich schrecklicher gebärden als Männer.

Nachdem wir uns an dem Gesindel vorbeigedrängt hatten, betraten C. und ich das Haus, und zwar zunächst einen schlecht erleuchteten Korridor, an dessen Ende sich eine Treppe befand, die in geheimnisvolle Regionen hinabführte. Von unten drang eine übelriechende heiße Luft herauf, dazu ein wirres Durcheinander von Schimpfreden und Flüchen, so gemein, wie ich sie noch nie gehört hatte, daß ich für einen Augenblick allen Mut verlor und im Begriff war, wieder umzukehren. Doch ich überwand Furcht und Widerwillen und stieg mit C. die Stufen hinab.

Wir gelangten in einen großen, von Tabakqualm erfüllten Raum. Hier saß eine ganze Anzahl rauchender Männer. Von der großen offenen Feuerstelle am einen Ende des Zimmers, wo gekocht wurde, stieg ebenfalls Qualm auf. Nahe am Herd hing allerhand Zeug, das gewaschen zu sein schien und nun hier zum Trocknen hing. In der Mitte des Zimmers standen mehrere lange Tische, zu beiden Seiten der Tische Bänke ohne Rücklehnen. Abgesehen von einem rohgezimmerten Anrichtetisch, der an der einen Längswand aufgestellt war, und einem Schrank in der Ecke bildeten die Tische und Bänke die einzige Einrichtung.

Ich werde den elenden Eindruck, den dieser Raum

machte, niemals vergessen, obwohl ich erst am andern Morgen so recht sah, wie ekelhaft schmutzig es hier war. Das Halbdunkel der Nacht verhüllte den Schmutz; aber den üblen Geruch konnte es nicht verbergen. Auf dem Kaminsims und auf dem Anrichtetisch standen allerhand Teller und Schüsseln, schmutzige Teekannen, Becher und Speisereste umher.

Noch fürchterlicher als das Lokal selbst waren die Gäste, die hier verkehrten, schmutziges, elendes, verbrecherisch aussehendes Gesindel.

Als wir anlangten, fanden wir die ganze Gesellschaft in großer Erregung. Kurz bevor wir eintraten, war in diesem selben Zimmer ein Mann verhaftet worden, der seine Frau so furchtbar geschlagen hatte, daß man sie ins Krankenhaus hatte bringen müssen. Erst als die Frau halb tot geschlagen war, hatten die Feiglinge sich zum Einschreiten bequemt. Eben jetzt wurde die ganze Affäre erörtert, wobei Ausdrücke gebraucht wurden, die überhaupt nicht wiederzugeben sind.

An der Ecke des Tisches, neben welchem ich stand, saß eine alte, weißhaarige Frau. Ihr Hut, dessen Bänder sie sich um den Nacken geschlungen hatte, hing ihr auf dem Rücken; ihre Arme waren bis zu den Ellbogen entblößt. Vor ihr auf dem Tisch lag ein fettiges Papier mit gebratenem Fisch und Überresten von gebratenen Kartoffeln. Wie sie es möglich machte, das Essen zu zerkauen, weiß ich nicht, denn sie hatte keinen einzigen Zahn mehr. Sie stopfte sich die Bissen mit den Fingern in den Mund. Als sie aufsah, merkte sie, daß sie von mir beobachtet wurde. Über ihr runzeliges Gesicht glitt ein Lächeln. Sie rückte ein wenig beiseite und forderte mich auf, mich neben sie zu setzen. Ich tat es.

Mit vollem Munde murmelte sie etwas, das wohl eine Aufforderung sein mochte, ihr Mahl zu teilen.

Ich muß wohl geschaudert haben, denn sie starrte mich einen Augenblick mit ihren trüben alten Augen an.

„Du bist hier wohl noch nie gewesen?" fragte sie mich.

„Nein," platzte ich heraus.

„Und was treibt dich nu' her?"

„Das Unglück," erwiderte ich.

„O! Pech gehabt? Na, laß man gut sein. Komm, iß 'n Happen, 's ist alles man halb so schlimm, wenn man 'n Happen gegessen und 'n Schluck Bier im Leibe hat!" Dabei schob sie mir das Papier mit dem Fisch und den Kartoffeln zu.

Die große Gutherzigkeit dieser Leute ist es, die einen immer wieder versöhnlich gegen sie stimmt. Immer sind sie bereit, von dem, was sie haben, abzugeben. Und ungebildet wie sie sind, haben sie doch ihre Philosophie.

Während ich bei der Alten saß, kam ein großer, brutal aussehender Mann quer durch das Zimmer auf uns zu. Nachdem er mich eine Weile gemustert hatte, sagte er zu der Alten: „Na, Liz, wen hast du dir denn da aufgegabelt?"

„Weiß nich, Jim, sie will hier wohl heut' nacht schlafen." Dann sich zu mir wendend: „Du willst doch hier bleiben?"

Ich sagte, ich hätte wohl die Absicht gehabt, aber ich hätte noch keinen Herbergsvater gesehen.

„Das bin ich," sagte der Mann. „Denn man her mit deinem Moos."

Die alte Frau mußte mir erst erklären, daß der Mann verlangte, ich solle erst bezahlen. C. kam und gab ihm einen Schilling. Der Mann nahm das Geld und sagte: „Denn kommt man mit nach 'n Büro rauf, hier kann ich nich 'rausgeben." Wir verließen die Küche und kletterten hinter ihm die dunkle Treppe hinauf, die auf den Korridor führte. Er schloß oben ein

Zimmer auf und ging hinein. Gleich darauf kam er mit vier Pence zurück, die er uns einhändigte. Ich fragte ihn, wo ich schlafen könnte.

„Willste denn schon zu Bett?"

„Ja," erwiderte ich, denn ich konnte mich nicht überwinden in die Küche zurückzugehen.

„Na, denn geh' man hier die Treppe 'rauf, und denn gleich links die erste Tür." Dabei deutete er auf eine Treppe, die in das obere Stockwerk führte.

Ich stieg die Treppe hinauf und gelangte auf einen Korridor, der von einer tiefgeschraubten Gasflamme schwach erhellt wurde. An der Wand neben dem Gasarm hingen die von der Londoner Stadtverwaltung erlassenen Vorschriften über die Verwaltung öffentlicher Herbergen. Ich blieb einen Augenblick stehen, um sie durchzulesen; dann wandte ich mich zu der ersten Tür links, öffnete und gelangte in ein schlechtbeleuchtetes Zimmer, das zehn dicht nebeneinandergestellte Betten enthielt. Das Zimmer war noch leer.

Ich trat ein, drehte den Gashahn weiter auf und musterte die Betten und das Zimmer. Der Fußboden war nackt und schmutzig, Decke und Fußboden waren jedoch weiß gekalkt. An dem einzigen Fenster hingen schmutzige zerfetzte Vorhänge. Das Bettzeug schien leidlich sauber zu sein. Ich stand einen Augenblick unschlüssig, welches Bett ich wählen sollte, da ich nicht wußte, ob schon welche benutzt worden waren. Ich hatte keine Lust, wieder hinunterzugehen und den Herbergsvater zu fragen, und entschied mich für das Bett neben der Tür.

Müde wie ich war, schlief ich sofort ein, um jedoch bald wieder zu erwachen, denn das Bett hatte noch andre Insassen außer mir. Die Decke und die Wände beherbergten trotz ihres frischen Anstrichs alle möglichen kriechenden Ungeheuer. Unten dauerte der Lärm fort. Einzelne Gäste kamen herauf, unten auf dem

Korridor fand eine Prügelei statt, ein paar betrunkene Kerle kamen laut singend die Treppe heraufgestolpert.

Erst nachdem die Uhr eins geschlagen hatte, wurde es leidlich still im Hause. Meine Zimmergenossinnen gingen eine nach der andern zur Ruhe. Es wurde nicht viel dabei gesprochen, aber was gesprochen wurde, war so gemein wie möglich. Einmal wurde während der Nacht die Tür geöffnet, und ein Mann steckte den Kopf durch. Er kam jedoch nicht herein, sondern warf nur einen Blick auf das Zimmer und machte die Tür wieder leise zu.

Ich hörte eine entfernte Uhr drei schlagen. Da ich die stickige Luft des Raumes mit seinen schwer atmenden Insassen nicht länger ertragen konnte, beschloß ich aufzustehen und mich in die Küche hinunterzuschleichen. C. hatte mir gesagt, daß er die Nacht dort unten verbringen wolle, um das Gesindel, das dort umherhockte, zu studieren.

Ich fand ihn unten an einem der Tische sitzend. Er hatte die Arme auf der Tischplatte verschränkt, den Kopf darauf gelegt und war eingeschlummert. Wir erwogen zuerst, ob wir uns nicht jetzt leise davonschleichen sollten, beschlossen aber, noch zu bleiben, um das morgendliche Treiben in so einer Herberge mit gemischten Gästen zu beobachten. Wir berieten leise flüsternd, was wir tun wollten. Auf den Bänken lagen verschiedene Männer und Frauen in festem Schlaf, obwohl die Hausregel das Schlafen nur in den dazu bestimmten Räumen gestattete.

Um fünf Uhr trat ein etwa vierzehnjähriger Junge in das Zimmer. Das Gas, das während der Nacht nur als blaues Flämmchen gebrannt hatte, wurde jetzt ganz aufgedreht. Der Junge schickte sich an, das Feuer anzumachen.

Auf meine Frage, wo ich mich waschen könne,

zeigte er mir einen kleinen düsteren, übelriechenden Raum. An der einen Wand waren vier irdene Schalen angebracht. Über jeder Schale befand sich ein Wasserhahn. An der Wand hing ein grobes Handtuch, das buchstäblich schwarz und steif vor Schmutz war. Ich hielt meine Hände unter das fließende Wasser und trocknete sie, nachdem sie rein gewaschen waren, an meinem Taschentuch. Darauf kehrte ich in die Küche zurück.

In meiner Abwesenheit war eine Frau mit zwei kleinen Kindern angelangt. Die Frau nahm einen Kochtopf von dem Anrichtetisch, füllte ihn im Waschraum mit Wasser und setzte ihn zum Kochen auf das Herdfeuer. Als das Wasser kochte, holte sie sich auch einen Teetopf und machte sich Tee. Darauf nahm sie eine Kumme und goß das Wasser, das sie nicht mehr zum Tee gebrauchte, hinein. Mit diesem Wasser wusch sie ihren Kindern das Gesicht, wobei sie ihre Schürze als Handtuch benutzte. Nachdem diese Prozedur beendet war, goß sie das schmutzige Wasser aus und füllte zu meinem Entsetzen dieselbe Kumme mit Tee, den sie ihren Kindern zu trinken gab.

Die Tische waren mit Fischgräten, Speiseresten, schmutzigen Schüsseln und Bierkannen bedeckt. Der Fußboden starrte geradezu vor Schmutz. Die fürchterlichen Gerüche in diesem schlechtgelüfteten Raum raubten einem den Atem. Jetzt erhob sich von einer der Bänke ein Mann. Er reckte sich, zündete sich eine schmutzige Tonpfeife an und sagte uns in leidlich freundlichem Ton guten Morgen. Es war der Herbergsvater. Er holte aus einer Ecke des Zimmers einen Besen und schickte sich an, das Zimmer zu reinigen, begnügte sich aber damit, den ärgsten Schmutz, der den Fußboden bedeckte, vor dem Herd zusammenzukehren. Hier fegte er ihn auf eine Schaufel und schüttete ihn in das Feuer. Dann holte er einen Kasten mit Sand herbei

und streute davon ein paar Hände voll auf den Fußboden. Damit schien die tägliche Reinigung des Zimmers beendet zu sein.

Ich tastete mich die dunkle Treppe hinauf und dankte Gott, als ich draußen auf der Straße stand, für den reinen, kühlen Regen und die frische Morgenluft.

30.

Eine Brutstätte des Verbrechens

Ich hatte wiederholt in Gemeinschaft mit Freunden, die sich für die Rettungsarbeit in Gefängnissen interessierten, sogenannte Verbrecherabende besucht, hatte mich auch über die Arbeit orientiert, die von den verschiedenen Zweigen der Gefängnismissionen geleistet wird. Nun trachtete ich eine Gelegenheit zu finden, das Leben dieser Leute ganz ohne jenes Vorurteil zu studieren, das man ihnen als Außenstehender natürlich entgegenbringt. Freilich mochte ich mich nicht diesen Studien zuliebe ins Gefängnis setzen lassen oder irgend ein Verbrechen begehen, wodurch ich mir Eintritt in den erwählten Kreis der Verbrecher verschafft hätte. Ich befand mich deshalb ziemlich am Ende meiner Weisheit, wie ich es anstellen sollte, meinen Plan zu verwirklichen. Wenn es in London einen Mann gab, der mich mit dieser Seite des Lebens bekannt machen konnte, so war es wieder C. Der war aber nicht sehr erbaut von meinem Plan; er fand, daß ich diese Leute hinreichend kennen gelernt hatte. Aber ich sagte ihm:

„Ich wollte doch, Sie würden mir behülflich sein. Ich möchte so gern in die Verbrecherkreise hineinkommen, ohne gerade Tag und Nacht darin zu leben.

Ich möchte zu ergründen versuchen, wie man ihre Lage heben und die Leute menschlicher machen könnte."

C. lachte. „Die beste Manier, diesem Volk menschlichere Empfindungen beizubringen, ist, sie regelmäßig einmal in der Woche durchprügeln zu lassen. Das wird Ihnen jeder bestätigen, der unter ihnen gearbeitet hat."

Endlich überredete ich C. Es gelang ihm auch wirklich, eine Frau aufzutreiben, die in einer der fürchterlichsten Gegenden Londons gut Bescheid wußte. Sie war früher einmal Distriktskrankenpflegerin gewesen, hatte sich aber dem Trunke ergeben und war dadurch völlig heruntergekommen. Einer der im Ostende Londons arbeitenden Missionsgesellschaften war es indessen gelungen, sie zu retten. Einer der Gefängnisgeistlichen wußte die Frau sogar nützlich zu verwenden, indem er sie in einer der verrufensten Gegenden als Krankenpflegerin anstellte. Ihre Arbeit muß wohl dazu beigetragen haben, sie wieder aufzurichten, denn als ich sie kennen lernte, war sie, wenn auch arm, so doch durchaus anständig. Sie hatte nichts besonders Einnehmendes in ihrem Wesen, aber sie schien durchaus ehrlich und rechtschaffen. Nachdem C. mit ihr Rücksprache genommen hatte, ersuchte er sie in einer der verrufensten Gegenden ein Zimmer für mich zu mieten, wo ich mich hin und wieder ein paar Tage aufhalten könnte. Alles Nähere wurde zwischen den beiden verabredet. Sie statteten das Zimmer mit einigen wenigen Möbeln aus. Das Kapital, das für diesen Hausrat angelegt wurde, belief sich etwa auf neun Schilling, denn wir kauften die Sachen bei einem Altwarenhändler, in einem dieser traurigen kleinen Läden, die so charakteristisch für das Proletarierviertel sind. Ich sage traurig, denn das alte Gerümpel in den Schaufenstern dieser Geschäfte, die wackeligen Tische, die zerbrochenen Stühle, die verblaßten Bilder reden eine so

beredte Sprache von den Kämpfen und dem Elend ihrer einstigen Besitzer.

Ich hatte mit C. und unsrer neuen Verschworenen — wenn ich sie so nennen darf — verabredet, daß ich sie in der Nähe von Providence Court — so hieß der wüste Ort, für den wir uns entschieden hatten — treffen wollte. Als ich anlangte, wurde ich bereits von den beiden erwartet. C. belud sich mit meinem Betten- und Kleiderbündel, das ich auf seinen Rat in ein Stück Sackleinwand eingenäht hatte, und forderte uns auf, ihm zu folgen. Unser Weg führte uns zunächst über einen offenen Platz, auf dem ein so buntes Markttreiben herrschte, daß ich Mühe hatte, meine Begleiter nicht aus den Augen zu verlieren. Es machte mir Spaß, zu sehen, wie C. sich so energisch seinen Weg durch die Menge bahnte, die ihm wohl ein paar gutmütige Neckereien nachrief, im übrigen sich aber sein Stoßen und Drängen ruhig gefallen ließ und ihm bereitwillig Platz machte.

Ich habe in den verschiedensten Ländern Gelegenheit gehabt, in Menschenmassen zu sein, aber ich habe nirgend eine so gutmütige Menge gefunden, wie sie sich in London an Sonnabendabenden auf Marktplätzen ansammelt, wo das arme Volk seine Einkäufe macht. Oft habe ich die Marktplätze von Chapel Street, Islington, The New Cut, Lambeth, Lambeth Walk, East Lane, Walworth und vielen andern Gegenden Londons aufgesucht. Nirgend lernt man den Arbeiter besser kennen, als an diesen Plätzen und zu dieser Zeit. Ein ganzer Tag und zwei Nächte trennen ihn von der Arbeit des Montagmorgens. Dank der soeben erhaltenen Löhnung kann er sich einmal für kurze Zeit den Luxus des Geldausgebens gestatten, kann sich wärmen und satt essen, und deshalb ist ihm so froh und leicht ums Herz. Nur wer aus eigener Erfahrung weiß, was es heißt, seine Muskeln von Montagmorgen bis

zum Sonnabendnachmittag angestrengt zu haben, kann die Wohltat dieses einmal wöchentlich wiederkehrenden halben Ferientags und der Sonntagsruhe ermessen.

Meine Führer bogen von dem Marktplatz in eine enge Gasse ein, die im Schatten des hell erleuchteten Platzes, den wir soeben verlassen hatten, finsterer erschien, als sie in Wirklichkeit war. Nachdem wir diese Straße ein Stück hinaufgegangen waren, zeigte C. auf einen düsteren Torweg und sagte mir, daß dort drinnen mein Zimmer sei. Der Eingang sah so finster und abschreckend aus, daß mir das Herz sank, aber C. und Frau Jebb ermutigten mich.

„Nur nicht gleich den Mut verloren," sagte C. „Es tut Ihnen hier niemand etwas; die Leute halten uns alle für Verwandte von Frau Jebb."

Er ging weiter und ich folgte ihm mit der Frau. Wir mußten an einer Gruppe von Männern und Frauen vorüber, die in dem tunnelartigen Eingang zum Providence Court standen. Hof der göttlichen Vorsehung! Wie in aller Welt kam dieser Ort zu dem Namen? Denn jeder von den Menschen, die bis heute auf diesem Hof gelebt hatten, hat die Vorsehung tagtäglich gelästert und mit Krankheit und Tod sein frevelhaftes Spiel getrieben. Es ist ein Ort, wo nur Krankheit und Verbrechen gedeihen können.

Der Hofplatz war von etwa dreißig Häusern umgeben, deren Fenster alle auf den Hof hinaussahen, während sie an der Rückseite kein einziges Fenster, noch irgend eine andere Vorrichtung zum Lüften besaßen. Sie erhielten ihre Luftzufuhr nur von dem Hofplatz aus, auf dem die sanitären Einrichtungen, soweit sie überhaupt vorhanden waren, lagen. Wenn sich einmal eine der Frauen dazu aufraffte, große Wäsche zu veranstalten, so geschah es hier auf offenem Hofe. Das Wasser für den häuslichen Gebrauch mußte von den beiden Zapfstellen geholt werden, die sich in den

auf dem Hof belegenen Aborten befanden. In der Mitte des Hofes befand sich eine ungedeckte Rinne, in welche alles schmutzige Wasser gegossen wurde. An feuchten Tagen mußte man, um zu den Häusern zu gelangen, fußhoch durch schmutziges Wasser waten. Der ganze Platz war nichts weiter als einer der verderblichsten Bakterienherde, mit dessen Gift die ganze Nachbarschaft verseucht wurde. Der „Fieberwagen", wie man den Sanitätswagen hier nannte, hielt alle paar Tage vor dem Torweg, und es verging kaum eine Woche, wo nicht die Kinder des Hofes sich neugierig um die Krankenwärterinnen drängen konnten, die aus einem der Häuser ein sterbendes Kind oder eine schwerkranke Frau abholten, unglückliche Opfer gesundheitlicher Mißstände.

Frau Jebb bewohnte zwei kleine Zimmer. Sie wußte sich diesen Leuten so nützlich zu machen, daß sie sie bald als zu ihnen gehörig betrachteten. Sie war die Vertraute der Frauen, die sie samt ihren Kindern in Stunden der Not pflegte. Sie hat manch junges Mädchen und manches Kind vor dem Verbrechen bewahrt.

Um zu dem Hause zu gelangen, wo man mir neben Frau Jebb ein Zimmer gemietet hatte, mußten wir über verschiedene Männer und Frauen hinwegsteigen, die vor den Häusern auf der Erde lagen. Andre saßen gegen die Hausmauer gelehnt und hatten ihre Bierkannen vor sich. Es war Frühsommer. Die Bewohner des Providence Court zogen es augenscheinlich vor, im Freien zu übernachten. Nachdem ich kaum eine Stunde in meinen neuen vier Wänden gewesen war, begriff ich vollkommen ihr Bedürfnis nach frischer Luft, das man sonst so selten bei ihresgleichen findet, und nur Furcht und Schüchternheit hielten mich davon ab, ebenfalls im Freien zu übernachten. Die Häuser starrten vor Ungeziefer, und es ergab sich ganz von

selbst, draußen zu schlafen, da drinnen an keinen Schlaf zu denken war.

„Viele von uns schlafen bei warmem Wetter niemals im Hause," erklärte mir eine der Frauen; „da drinnen kann man nur schlafen, wenn man sich vorher total besoffen hat."

Mir sank das Herz, denn ich wußte, daß dieses Hilfsmittel nicht in meinem Bereich lag. Ich erfand jedoch ein paar andre Mittel, um den Schlaf für mich zu ermöglichen. Zunächst stellte ich die Füße meines Bettes in vier Gefäße mit Wasser; dann spannte ich ein Netz über meinem Kopf aus, und nach reichlicher Anwendung von Karbol und Insektenpulver hatte ich schließlich ein brauchbares Nachtlager. Mein Zeug wickelte ich in desinfizierte Laken und bewahrte es am Fußende meines Bettes auf.

Das Haus, und der ganze Hof gehörten einer Gesellschaft. Es enthielt sechs Zimmer und wurde von fünfzehn Personen bewohnt. Da war der „Wirt", der das Haus für zehn Schilling wöchentlich von der Gesellschaft gemietet hatte und vier von den Zimmern an Aftermieter abgab. Zwei Zimmer behielt er für sich und seine Familie, die aus acht Mitgliedern bestand: dem Wirt und seiner Frau, einem jungen Manne, der ein Verwandter der Frau war, und aus fünf Kindern. Was für einen Beruf der Wirt selbst ausübte, habe ich nie zu ergründen vermocht. Der junge Mensch bekleidete einen unsicheren Posten als Aufpasser bei einem Droschkenstand. Soweit ich es beurteilen konnte, war er der einzige Mann auf dem Hofe, der einer halbwegs ehrlichen Beschäftigung nachging. Die meisten von den Männern gaben sich nicht einmal die Mühe, den Schein der Ehrlichkeit zu wahren, sondern gaben offen zu, daß sie vom Diebstahl lebten.

Als Frau Jebb und ich eines Abends zusammensaßen, wurden wir durch Lärm auf dem Hofe auf-

geschreckt. Als wir das Fenster öffneten und hinaussahen, erblickten wir mehrere Polizisten in Zivil und Uniform, die gekommen waren, um einen notorischen Verbrecher zu verhaften. Bald darauf sahen wir, wie sie aus einem der Häuser einen gewalttätig aussehenden Kerl abführten und ihn gefesselt und unter starker Bewachung über den Hof schleppten. Er sollte einen Raubmord verübt haben.

Noch lange nachdem die Polizei mit ihrem Arrestanten abgezogen war, standen die Bewohner des Hofes in Gruppen beieinander und verhandelten aufgeregt über den Vorfall. Sie bedauerten den abgeführten Verbrecher und fluchten auf die Polizei, die ihn erwischt hatte, aber für das unglückliche Opfer des Verbrechens hatten sie kein Wort der Teilnahme. Es wurden dabei viele finstere Drohungen gegen einen früheren Bewohner des Hofes ausgestoßen, einem Spießgesellen des mutmaßlichen Mörders. Dieser Mensch sollte als Polizeispitzel fungiert und seinen Genossen verraten haben. Ich bin überzeugt, wenn er sich an diesem Abend hier hätte blicken lassen, wäre er nicht lebendig vom Hofe heruntergekommen, mochte er nun schuldig sein oder nicht. Die ganze Nacht hindurch wurde das Haus, aus welchem der Verbrecher abgeführt worden war, von Männern und Frauen belagert, die bemüht waren, das Frauenzimmer zu trösten, das mit dem mutmaßlichen Mörder zusammen gelebt hatte. Man hörte diese Person von Zeit zu Zeit einen Schwall von Flüchen und Schimpfreden ausstoßen.

„Paßt auf, nu' hängen sie ihn; ich weiß es ganz bestimmt, sie hängen ihn!" schrie sie.

„I wo, wir kriegen ihn frei," suchte einer der Männer sie zu beruhigen. „Sie können ihm nix beweisen und wenn sie ihm nix beweisen können, können sie ihn auch nich hängen."

Die Kinder des Hofes waren ganz wild vor Auf-

regung. Sie rannten von einer Gruppe zur andern und lauschten begierig auf die Verwünschungen, die gegen die Polizei und den Verräter ausgestoßen wurden. Während der nächsten Tage spielten sie statt ihres sonst so beliebten Spiels: „Besoffener Vater" oder „Besoffene Mutter" ein neues Spiel, das sie „Mörder und Polizeispitzel" nannten. Dieses Spiel hatte seine Variationen; das eine Mal ließen sie den Mörder aus dem Gefängnis entwischen, und das andre Mal wurde er gerettet, als er gerade unter großem Zeremoniell aufgeknüpft werden sollte. Die Pointe aller dieser Spiele bestand darin, die Polizei als den natürlichen Feind der Menschheit zu überlisten und zu überwältigen.

Ein paar Tage nach der Verhaftung rief unser Wirt Frau Jebb und mich zu sich herunter. Wir fanden einen Mann bei ihm, der zu uns sagte: „Ich hab' euch rufen lassen, um mal zu hören, ob ihr nicht was für das Sprachrohr von Ned Gilson übrig habt."

Ned Gilson war der Name des mutmaßlichen Mörders.

Ich wagte es nicht einzugestehen, wie sehr mich diese Zumutung verblüffte, denn wenn die Worte des Mannes auch dunkel waren, begriff ich doch instinktiv, daß es sich um einen Beitrag zur Verteidigung von Ned Gilson handelte. Ich sah Frau Jebb sechs Pence geben und folgte ihrem Beispiel.

Er notierte die Beiträge auf einem schmutzigen Stück Papier.

Derartige Sammlungen zugunsten eines Verbrechers sind durchaus nichts Ungewöhnliches. Gastwirte und andre Leute werden durch Drohungen gezwungen, ihre Namen auf diese Listen zu setzen. Banden von gewalttätig aussehenden Männern, Freunde des Verbrechers, der kürzlich in die Hände der Staatsgewalt geraten ist, dringen in kleine Läden ein und verlangen unter

Drohungen von den Ladenbesitzern, daß sie sie bei der Verteidigung ihres Genossen unterstützen. Vom Providence Court zogen jeden Morgen solche Banden aus, die den ahnungslosen Leuten wie ein Rudel Wölfe auflauerten. Sie fielen dann über umherwandernde Buchmacher her, die durch ihr Geschäft der Erpressung preisgegeben sind, und wußten sich große Summen von ihnen zu erzwingen. Ich habe Beschreibungen von solchen „Rupferpeditionen" gehört, bei denen bis zu fünf Pfund erpreßt worden war. Es lebten in dieser Gegend ganze Banden von Vagabunden, die aus der Erpressung ein regelrechtes Geschäft machten.

Diebe waren wohl alle.

Schon Kinder, die kaum gehen konnten, krochen in die Läden oder unter die Verkaufsstände des nahen Marktes und stahlen Früchte oder was ihre kleinen Hände sonst ergreifen konnten.

„Wer geht mit mopsen?" pflegte wohl so ein Knirps von sechs oder sieben Jahren zu fragen, um dann mit einem ganzen Trupp von kleinen Kindern „aufs Mopsen" auszuziehen.

Wenn sie größer wurden, wurden sie von geübteren Verbrechern in die Kunst des Kassendiebstahls eingeweiht. Es wurde ein Laden ausgekundschaftet, wo noch nach altmodischer Weise das eingenommene Geld in einem Schubfach unter dem Ladentisch aufbewahrt wurde. Dieser Laden wurde dann bewacht, und wenn er einen Augenblick unbeaufsichtigt gelassen wurde, kroch einer der kleineren Knaben auf allen vieren hinein, schlich sich hinter den Ladentisch, zog das Schubfach heraus und kroch wieder zur Tür hinaus. Draußen wurde der Raub einem Kameraden übergeben, der ihn in einen mitgebrachten Sack verschwinden ließ. Dann machte man, daß man davon kam.

Ich ließ mir auch einiges von den Geheimnissen des Taschendiebstahls erzählen. Es ist das ein Ge-

werbe, wozu große Übung gehört. Jemand die Taschen umzukehren, ohne daß er es merkt, ist ein Kunststück, das noch keine große Geschicklichkeit erfordert. Diese leichtere Art des Geschäftes wird deshalb Anfängern überlassen. Jedes Jahr gehen aus dem Providence Court ein oder mehrere „Haken" hervor, das sind Taschendiebe, die besondere Geschicklichkeit im Stehlen von Uhren oder Geldbörsen entfalten.

Einige von den Frauen des Hofes brachten gewerbsmäßig falsches Geld in Umlauf. Eins dieser Weiber kam einmal zu Frau Jebb und bot ihr die Hälfte des Raubes an, falls sie ihr in einem Geschäft ein falsches Geldstück wechseln wolle. Der Einwand, daß sie dazu nicht erfahren genug sei, fand wenig Beachtung. Die Frau setzte ihr genau auseinander, wie sie in den Laden gehen und mit möglichst harmloser Miene ein paar kleine Sachen kaufen müsse, um dann mit dem falschen Geldstück zu bezahlen, aus dem sie einen erheblichen Betrag an Wechselgeld herausbekommen würde. Das Wechselgeld war natürlich echt. Die Person war ganz empört, als Frau Jebb sich weigerte, sich der Gefahr auszusetzen, schien aber Furcht zu haben, den Streich selbst auszuüben, weil in der letzten Zeit viel falsches Geld in dieser Gegend in Umlauf gesetzt worden war, so daß die Geschäftsleute argwöhnisch zu werden begannen. Die Polizei paßte auch schon scharf auf. Die Frau stand mit einer Bande von Falschmünzern in Verbindung und erhielt das falsche Geld von Leuten, die den Falschmünzern als Agenten dienen. Der Ort, wo das falsche Geld hergestellt wird, ist den Leuten, die es in Umlauf bringen, unbekannt.

Ein paar der Männer von unserm Hofe, und zwar die besser Gekleideten unter ihnen, begaben sich jeden Morgen zur Ausübung ihrer Diebstähle nach dem Westend Londons. Sie traten diesen Gang mit derselben

Regelmäßigkeit an, mit der anständige Leute sich in ihr Geschäft begeben. Aus ihren Reihen gehen die Diebe hervor, deren Spezialität die Gepäckdiebstähle auf den Londoner Bahnhöfen sind.

□□□□□□□□□□□□□□□□□□□□□□□□□□□□□□□□□□□□

31.

Ein Abendessen — fünf Gänge für drei Pence

Eines Abends traf ich vor einem bekannten Restaurant eine alte Frau, die gemeinsam mit einer neugierigen Menschenmenge der Auffahrt einer eleganten Gesellschaft zusah. Die Frau mochte fünfzig Jahre alt und von Beruf Scheuerfrau sein. Sie bekundete ihre Mißbilligung über die Zurschaustellung nackter Arme und Schultern, wenn die Damen beim Eintritt in das Vestibül ihre Mäntel herabgleiten ließen.

„Is es nu' nich 'ne Schande," bemerkte sie zu mir, „wie freche Papageien benehmen sich die Frauenzimmer!"

Ich nickte nur bescheiden mit dem Kopf, weil ich nicht gern eingestehen wollte, daß ich nicht wußte, wie freche Papageien sich gebärden.

„Und wenn man dann bedenkt," fuhr die Frau fort, „daß wir das Pack erhalten müssen, das da hingeht und sich den Leib vollschlägt, während unsereins sich abschindet und vor Hunger krepiert!" Übrigens sah die werte Dame ungewöhnlich gut genährt aus. „Die sollten sich man mal 'n paar Tage so abschinden wie Sie und ich," ereiferte sie sich weiter, „dann würden sie wohl besser mit ihrem Geld umzugehen wissen, als daß sie wie heute abend für 'n Essen von fünf Gängen fünf Schilling zum Fenster hinausschmeißen!"

Ich nickte wieder nur mit dem Kopf, weil ich die Sprecherin nicht darüber aufzuklären wagte, daß bei dem Fest, das da heute abend in diesem Restaurant stattfand, das Essen eher fünf Pfund als fünf Schilling kosten würde; ich war doch hier um zu lernen, nicht um zu belehren.

„Sein Geld auffressen, nenn' ich das," fuhr meine Nachbarin fort, „es einfach zum Fenster 'rausschmeißen. Von dem Geld, was die da heut abend verfressen, könnt' unsereins mit seiner Familie 'ne ganze Woche leben. Ein Bruder von mir war Kellner. Was haben wir gelacht, wenn der davon erzählt hat, wie es in diesen Lokalen zugeht, und daß das Pack selbst nich weiß, was es da 'reinißt. Für fünf Gänge fünf Schilling auszugeben, du meine Güte, ich will Ihnen für drei Pence ein besseres Essen besorgen und dann sollen Sie auch Ihre fünf Gänge haben, wenn Sie wollen."

„Wo?" fragte ich.

„Drüben über 'm Fluß," sagte sie.

„Wollen wir mal gleich hingehen?" fragte ich. „Ich hab' 'n paar Schilling bei mir und will Sie wohl freihalten."

„Wirklich?" fragte sie hocherfreut. „Kuck mal an, das is nett, denn kommen Sie man gleich mit."

Sie führte mich an Charing Croß vorüber, Parlament Street hinunter und über Westminster Bridge, dann bogen wir in eine enge Straße ein, die auf Lambeth zuführte.

„Wo is das Geld?" fragte sie, indem sie ihre Hand hinhielt.

Ich gab ihr einen Schilling. „Sie sind 'n fixes Frauenzimmer," geruhte sie zu sagen, während sie nach dem Gelde griff. Wir gerieten immer tiefer in diese obskure Gegend hinein und schließlich standen wir vor einem zweifelhaft aussehenden Laden, an dessen Fenster

Plakate verkündeten, daß man hier einen Teller Erbsensuppe für einen Penny oder einen halben Penny bekommen könne.

„Hier fangen wir also an," sagte meine Begleiterin, „und nun passen Sie auf, was ich gesagt habe; der Kuckuck soll mich holen, wenn ich Ihnen nicht für drei Pence fünf Gänge besorge; Suppe, Fisch, Zwischengang, Braten und Nachtisch."

„Nun, das soll mich wirklich wundern," entgegnete ich.

Wir traten in den kleinen Laden ein und fanden ihn unbeaufsichtigt. Nachdem meine Begleiterin wiederholt energisch auf den Ladentisch geklopft hatte, öffnete sich eine Tür im Hintergrunde und eine schlampig aussehende Frau in mittleren Jahren trat ein. Sie war offenbar bei ihrer Toilette gestört worden, denn die Lockenwickeln steckten noch im Haar.

„Na, was is denn hier für 'n Spektakel?" fragte sie.

„Zweimal Erbssuppe," befahl meine Gefährtin kurz angebunden.

Die Verkäuferin schenkte sich alle weiteren Bemerkungen und holte eine große zinnerne Kanne hinter dem Ladentisch hervor, aus der sie eine verdächtig aussehende, dickliche Flüssigkeit auf zwei Steingutteller goß. Sie stellte die Teller vor uns hin und legte zwei zinnerne Teelöffel dazu. Wir zahlten einen halben Penny für die Portion. Nachdem meine Begleiterin ihren Teller hastig geleert hatte, aß sie meine Suppe, von der ich kaum einen Löffel gekostet hatte, auch noch auf.

„Nun kommt der Fisch," erklärte sie, nachdem sie fertig war.

Ich begleitete sie zu einem Bratfischladen. Sie drängte sich durch einen dichten Haufen von Kindern bis zum Ladentisch vor.

„Zwei Portionen Mittelstück," forderte sie.

Die schweißtriefende Frau, die die Kunden be-

diente, nahm aus einem Drahtgeflecht, das über einer Pfanne mit siedendem Fett hing, zwei Stücke Fisch, wickelte sie in Papier und reichte sie uns zu. Meine Begleiterin öffnete ihr Paket, drehte den Fisch hin und her und rümpfte verächtlich die Nase:

„Das is ja bloß Schellfisch."

„Meinen Sie vielleicht, Sie kriegen für 'n halben Penny Scholle oder Steinbutt?" fragte die Verkäuferin wütend. „Na, woll 'n Sie ihn nu' haben oder nich?"

Wir behielten ihn und zahlten einen Penny für die beiden Stücke.

„Kommen Sie!" rief meine Begleiterin, nachdem sie ihren Fisch mit Essig beträufelt hatte, der in einer Flasche auf dem Büfett stand, „wir essen ihn unterwegs auf." Sie war aber schon dabei, ihre Portion mit den Fingern zu verzehren.

Unsern nächsten Gang erstanden wir in einem Laden, an dessen Schaufenster eine Inschrift die Legende verkündete, daß dieses das älteste Geschäft in der ganzen Gegend sei, in welchem Ochsenhaxen und Kaldaunen zu haben seien. Weitere Plakate bekundeten, daß hier „Faggots und Erbsenpudding" jederzeit vorrätig wären. „Hier nehmen wir nu' unsern Zwischengang," sagte meine Begleiterin, nachdem sie mit derselben Bereitwilligkeit, mit der sie meine Suppe verzehrt, auch meinen Fisch aufgegessen hatte. Der dritte Gang, Faggots, bestand in einer würfelförmigen, merkwürdigen braunen Masse, die man offenbar essen konnte, denn meine Freundin verschlang unsre beiden Portionen mit großem Appetit.

Nachdem wir diesen Laden verlassen hatten, zweifelte ich nicht mehr an den billigen Bezugsquellen und an dem ökonomischen Talent dieser Epikuräerin der Gasse. Dennoch war es mir ein Rätsel, wie sie uns eine Portion Braten für einen Penny beschaffen wollte.

„Nichts leichter als das," lachte sie, „hier sind

wir schon," und blieb an einem schmutzigen Wirtshaus vor einer alten Frau stehen, die einen Korb auf ihren Knien wiegte, dessen Inhalt unsern Blicken durch ein weißes Tuch entzogen wurde.

„Zweimal für 'n halben Penny Klauen!" forderte meine Gefährtin.

Die Alte zog das Tuch von dem Korb und händigte uns zwei Schafsfüße ein.

„Na, is das vielleicht kein Braten?" fragte meine Begleiterin herausfordernd. Ich mußte zugeben, daß es wirklich Gebratenes war.

Wir hatten nun vier Gänge verzehrt und für die Suppe einen Penny, für Fisch einen Penny, für Faggots zwei Penny und für Braten einen Penny ausgegeben. Es blieb also nur noch ein Gang. Meine Freundin wußte auch hier eine billige Quelle. Sie nahm mich mit in eine Garküche, wo sie uns zwei Portionen Plumpudding geben ließ, die Portion zu einem halben Penny.

„Na," sagte sie triumphierend, „haben Sie nu' nich fünf Gänge für drei Pence gekriegt? Und dabei is das kein fremdes Zeugs, wo man selbst nich weiß, was man 'reinißt, sondern alles gute englische Kost. Sie sehn, ich hab' Wort gehalten — und — — das Geld, was noch übrig is, kann ich wohl für mich behalten?"

32.

Im besseren England

Nun ist es mir eine wahre Erholung, diesen düsteren Bildern verlorener Ideale den Rücken zu kehren und mich gesunden und schönen Bildern zuzuwenden. Am Schluß dieses Buches und im Gegensatz zu dem

häßlichen, unsteten Londoner Treiben möchte ich noch etwas von dem Leben erzählen, das ich auf dem Lande kennen gelernt habe.

Wenn ich an den friedlichen Sommer zurückdenke, den ich bei Freunden in einem hübschen kleinen Dorf in Wiltshire verbracht habe, wage ich wieder zu leben und zu hoffen und an die Möglichkeit einer besseren Existenz für jene Unglücklichen zu glauben, unter denen ich gelebt habe. Wenn wir nur unser Volk aus den engen Gassen der Großstadt fort und aufs Land hinaus bringen könnten, wo es für gesunde Arbeit angemessen bezahlt würde, und wo ein Mann seine Familie Gott und dem Staat zur Ehre durchzubringen vermag, würden wir vielleicht dieses wachsende Elend mildern können, das sich wie ein Leichentuch über unser Land herabsenkt. —

Während der Zeit, wo ich in London sowohl beruflich als auch zum Vergnügen in der sogenannten Gesellschaft verkehrte, habe ich beobachten können, welch geradezu tollen Anstrengungen von Frauen gemacht werden, Männer in ihr Haus zu ziehen. Die freigiebigste Gastfreundschaft wird den Herren der Schöpfung zuteil, und dennoch fürchte ich, daß diese eleganten Damen es nicht recht verstehen, die Besten unter den Männern an sich zu fesseln.

In dem freundlichen Landpfarrhause, wo ich so manche glückliche Stunde verlebt habe, habe ich eine Frau gefunden, die es verstand, alle Menschen zu bereichern, die mit ihr in Berührung kamen. Sie hatte vier Söhne und zwei Töchter, denen sie eine ganz vortreffliche Erziehung hatte zuteil werden lassen, obwohl sie nur ein Einkommen hatte, das einer Dame aus der großen Gesellschaft kaum zur Beschaffung einer einzigen Toilette genügt haben würde. Nachdem die Knaben den ersten Unterricht ausschließlich von der

Mutter erhalten hatten, besuchten sie eine Staatsschule und später bezogen drei von ihnen die Universität in Oxford. Ich war mit der älteren der beiden Töchter von der Akademie her befreundet; ihr hatte die Mutter es ermöglicht, Reisen zu machen und auswärts Musik zu studieren. Es war ein Heim, wie man es auf dem Lande Gott sei dank noch heutzutage finden kann. Die kleine Kirche lag dem Garten gerade gegenüber; hier pflegten wir uns des Morgens zu einem einfachen Gottesdienst zu versammeln.

Und die Frau vom Hause? Was soll ich von ihr sagen? Ohne viel auf Toilette zu geben, ohne übertriebenes und elegantes Wesen, besaß diese Frau einen Zauber, eine Geistesbildung und eine Lebensauffassung von so absoluter Reinheit, daß Männer von der Universität, Freunde ihrer Söhne, und junge Burschen von der Schule, die die Söhne besucht hatten, einen Besuch in ihrem Hause zu den größten Vergnügungen rechneten.

Wie verstand sie es aber auch, für uns alle zu sorgen und uns mit Rat und Tat beizustehen! Einmal hatte sie acht junge Leute bei sich zu Besuch, Freunde ihrer Söhne von der Universität her, die alle viel reicher waren als sie. Diese von der Stadt her so verwöhnten jungen Menschen nahmen offenbar alle gern vorlieb mit der einfachen Gastfreundschaft, die ihnen in diesem Hause geboten wurde. Hier konnte man wirklich lernen, daß das Heim in erster Linie für die Behaglichkeit der Familienmitglieder da ist. In dem ganzen Hause war kein einziges Zimmer, das nur zum Staatmachen da gewesen wäre. Die Söhne durften in jedem der Zimmer rauchen und lesen und tun, was ihnen gefiel. „Ich möchte, daß meinen Kindern ihr Elternhaus als das schönste Heim erscheint, das sie je gesehen," sagte die treffliche Mutter. „Die Teppiche und Vorhänge haben für mich keinen andern Wert,

als daß sie ihrem Zweck dienen; viel wichtiger ist mir die Behaglichkeit meiner Kinder."

Wir durften es uns in dem alten Hause so bequem machen, wie wir nur wollten. Besonders gern hielten wir uns in dem großen alten Schulzimmer auf, von wo aus man den Blick über die Felder hatte. Hier machten wir allerhand chemische Experimente, hier war ein Aquarium und hier wurde auch allerhand lebendes und totes Getier gehalten. Abends versammelten wir uns in dem Wohnzimmer, wo ein Piano stand, das die Mutter zur Hochzeit bekommen hatte; das alte Instrument hatte für uns einen besonders lieblichen Ton. Dann spielte die älteste Tochter uns etwas vor und die Söhne saßen dabei und rauchten und lasen.

Kaum einmal im Jahr pflegte diese prächtige Hausmutter ihr Heim zu verlassen, um zur Stadt zu fahren. Sie empfand kein Bedürfnis nach derartiger Anregung, und doch habe ich kaum eine zweite Frau von so hoher Geistesbildung getroffen, wie sie sie besaß. All die jungen Menschenkinder, die sie unter ihrem Dach versammelte, hingen mit zärtlicher Verehrung an ihr, und wir alle gingen reicher und edler in die Welt hinaus, als wir gewesen waren, bevor wir zu ihr kamen.

Es kamen viele Einladungen für die Pfarrersfamilie und ihre Gäste. Nirgend in der Umgegend war so viel junges Volk zu finden wie hier. Aber wir fühlten uns alle so glücklich und zufrieden, daß uns wenig daran gelegen war, auswärts Zerstreuungen zu suchen.

Wie manches Mal habe ich mich an den klaren kühlen Sommermorgen, wenn das Haus noch in tiefem Schlafe lag, fortgestohlen und bin in die Felder hinaus gewandelt, wo die Blumen in Haufen standen.

Unter den großen Bäumen wuchsen Champignons, und aus den tauigen Feldern und Wiesen blickten die Gänseblümchen mit ihren frisch gewaschenen Gesichtchen mit einladender Anmut zu mir auf. Diese einsamen Morgenwanderungen haben mich um manchen trostreichen Gedanken bereichert. Nach einem einfachen, in fröhlicher Gemeinschaft eingenommenen Frühstück gingen wir in die kleine Kirche. Ich glaube, wir alle fanden, daß das Dasein lebenswert sei, daß Gott in seinem Himmel thront und daß hier die Welt war, wie sie sein soll.

Einmal wurden wir alle zu einer Gartengesellschaft auf einen benachbarten Landsitz eingeladen, dessen Besitzer schwerreiche Leute waren. Die angesehensten Leute aus der ganzen Gegend waren geladen. Da die Entfernung zu groß war, um zu Fuß zu gehen, fuhren einige von uns mit dem Rad, während der andre Teil der Gesellschaft in einem altmodischen, von dem Fuhrhalter des Dorfes gemieteten Wagen befördert wurde. Es war ein nicht gerade elegantes Fuhrwerk, aber die jungen Leute, von denen sich einige ein eigenes Automobil halten konnten, waren durchaus zufrieden mit dieser Art der Beförderung. Die Tochter des Hauses sah in ihrem einfachen Musselinkleid und dem Schäferhut mit dem darauf gelegten Rosenkranz wie ein Gemälde aus. In unsern einfachen Anzügen konnten wir nach Herzenslust Tennis spielen und durch die Wiesen und Felder streifen. Nach der kräftigen Bewegung im Freien brachten wir einen gesunden Appetit für das einfache, aber leckere Mahl mit, das unser harrte. Das war etwas ganz andres als diese späten Abendgesellschaften, die man nach einem guten Diner besucht, und wo man, nur um zu essen, große Mengen schwerer Speisen vertilgt. Uns schmeckte das Essen so prächtig, weil wir regelrechten Hunger hatten.

Nur deshalb vermag unser Land sich aufrechtzu-

erhalten, weil es auf dem Lande noch viele solcher Haushaltungen gibt, wie ich sie hier beschrieben habe, und auch noch viele hingebende Mütter und Gattinnen. Wenn sie einmal nicht mehr vorhanden sein werden, wird es auch mit England vorbei sein, denn alle, die das Leben erprobt haben und den Dingen auf den Grund gegangen sind, wissen, daß das Leben so vieler Weltdamen ihrem Vaterlande nicht den geringsten Nutzen bringt. —

Indem ich mich jetzt von dem traulichen Landleben abkehre und mich dem gehetzten Stadtleben wieder zuwende, möchte ich meinen Lesern ein kleines Bild entwerfen, wie sie es vielleicht selten gesehen haben.

Einer meiner Freunde hatte zwei liebenswürdige Schwestern, die mich zu sich einluden, bis ich mir selbst eine Wohnung in London eingerichtet hatte.

Die eine von den beiden war Diakonissin, ein liebenswürdiges kleines Geschöpf, das sein ganzes Leben dem Dienste seiner Mitmenschen, und zwar den Ärmsten unter ihnen, gewidmet hatte. Sie pflegte zu sagen, daß sie nicht klug sei, daß Gott ihr aber ein Talent gegeben habe: das Talent zu lieben. Wenn ich ihr Leben betrachte und all das Gute, was sie ausgerichtet hatte, möchte ich glauben, daß die Welt reicher und besser sein würde, wenn dieses „Talent zur Liebe" häufiger zu finden wäre.

Die andre Schwester, Vorsteherin eines Heims für Dienstmädchen, die sich angelegentlich um das Wohlergehen dieser Mädchen kümmerte, war ein völlig andrer Charakter. Sie wußte ihr warmes liebevolles Herz unter einer etwas rauhen Außenseite zu verbergen. Von unverbrüchlicher Treue, Gerechtigkeit und Großmut, hätte sie sich um der gerechten Sache willen zur Märtyrerin machen können. Sie benutzte ihre Kraft, um die Schwachen zu beschützen.

Diese beiden Schwestern bewohnten ein kleines Haus in einer anspruchslosen Vorstadtgegend und stellten ihre Zeit und ihr Geld ausschließlich in den Dienst ihrer Mitmenschen. So hatten sie eine Sparbank für arme Frauen und Mädchen gegründet. Sie waren jederzeit bereit, die Kinder ihrer verheirateten Geschwister in Obhut zu nehmen, waren in Zeiten der Krankheit und Not stets zur Hand, und in ihrem Häuschen fand jeder eine Zufluchtsstätte, der Schutz und Fürsorge brauchte. Hier sah ich wiederum den Einfluß, den wirklich gute Frauen auf Männer ausüben können.

Von Zeit zu Zeit kamen die Neffen der beiden Schwestern oder auch deren Freunde, um ein paar Stunden in dem traulichen Heim zu verbringen, die einfachen Mahlzeiten zu teilen und den beiden Damen bei ihrer Arbeit behilflich zu sein. Ich glaube wohl, daß eine Weltdame die beiden Frauen hausbacken und langweilig gefunden haben würde; sie hatten kein Interesse für gesellschaftlichen Klatsch und wußten nie etwas von dem jüngsten Skandal. Ihre Kleider waren in der Regel von einer einfachen Schneiderin gemacht, die zu ihnen ins Haus kam. Die Stoffe waren altmodisch und solide, wie überhaupt alles, womit sie sich umgaben, solide und gut war. Diese beiden Frauen verstanden es, junge Männer und junge Mädchen an sich zu ziehen, die die Gesellschaft vergeblich mit ihren Reizen zu locken suchte. Die liebe kluge Tante C., die mit offenen Augen durch das Leben gegangen war und viel von der Welt gesehen hatte, war in der Tat eine prächtige Gesellschafterin, mit der man vortrefflich über wichtige Fragen diskutieren konnte. Und wie gut und selbstlos war sie! Das kleine Haus bestrahlte die ganze dichtbevölkerte Nachbarschaft mit seiner Reinheit und Tugend.

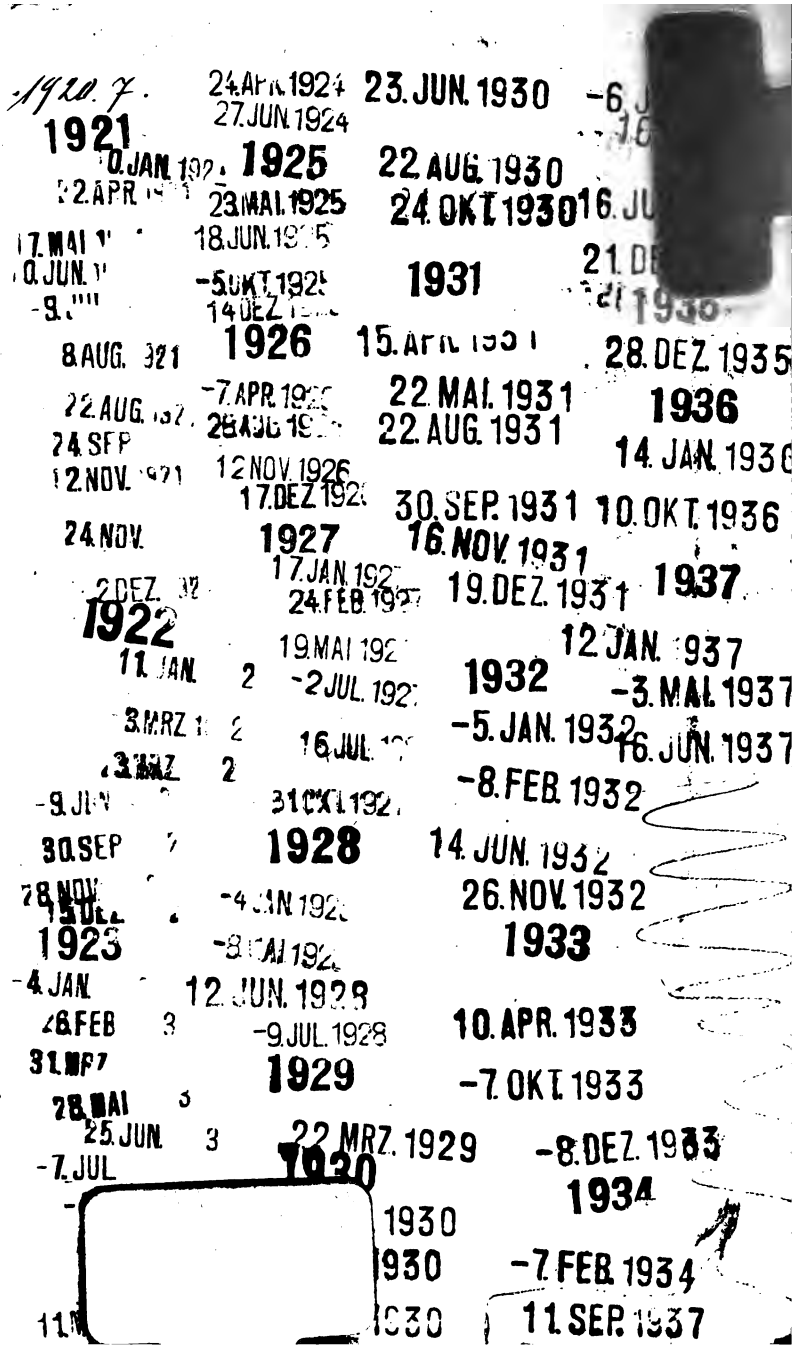
Wir sollten Gott danken, daß auch in unsern Großstädten noch solche Frauen zu finden sind. Die „Ge-

sellschaft" weiß nichts von ihrer Existenz, und doch ist ein jeder ihrer Atemzüge wichtiger als das nutzlose Leben jener Menschen, von deren Nächstenliebe so viel Aufhebens gemacht wird, eine Nächstenliebe, die denen, die sie ausüben, Titel und Ehren einträgt, die in den Augen rechtschaffener Leute bloßer Staub sind.

Spamersche Buchdruckerei in Leipzig.

3823

-7. OKT. 1937
30. OKT. 1937
17. NOV. 1937
1938
11. JAN. 1938
11. FEB. 1938
24. MRZ. 1938
1939
26. JAN. 1939
31. MAI. 1939
-5. JUL. 1939
1940
11. MRZ. 1940
13. JUN. 1940
11. JUL. 1940
1941
1942



1920. 7.

1921

0. JAN. 192

2. APR. 19

17. MAI 1

0. JUN. 1

-9.

8. AUG. 1921

22. AUG. 192

24. SEP

12. NOV. 1921

24. NOV.

2. DEZ. 192

1922

11. JAN. 2

3. MRZ. 1 2

3. MRZ. 2

-9. JUN

30. SEP

28. NOV.

15. DEZ.

1923

-4. JAN.

26. FEB 3

31. MRZ

28. MAI 3

25. JUN. 3

-7. JUL

11. N

24. APR. 1924

27. JUN. 1924

1925

23. MAI. 1925

18. JUN. 1925

-5. OKT. 1925

14. DEZ. 19

1926

-7. APR. 1926

28. AUG. 19

12. NOV. 1926

17. DEZ. 1926

1927

17. JAN. 1927

24. FEB. 1927

19. MAI 192

-2. JUL. 1927

16. JUL. 19

31. OKT. 1927

1928

-4. JAN. 1928

-8. MAI 1928

12. JUN. 1928

-9. JUL. 1928

1929

22. MRZ. 1929

1930

1930

1930

1930

23. JUN. 1930

22. AUG. 1930

24. OKT. 1930

1931

15. APR. 1931

22. MAI. 1931

22. AUG. 1931

30. SEP. 1931

16. NOV. 1931

19. DEZ. 1931

1932

-5. JAN. 1932

-8. FEB. 1932

14. JUN. 1932

26. NOV. 1932

1933

10. APR. 1933

-7. OKT. 1933

-8. DEZ. 1933

1934

-7. FEB. 1934

11. SEP. 1937

-6. J

16. JU

21. DE

1935

28. DEZ. 1935

1936

14. JAN. 1936

10. OKT. 1936

1937

12. JAN. 1937

-3. MAI. 1937

16. JUN. 1937

89092533140

B89092533140A